

GELIEBTE GENOSSIN

Die Geschichte der Helga Wannemacher
von Stefan Olivier



«Kein Historiker kann uns das menschliche Schicksal, das nach Kriegsende der einzelne zu tragen hatte, so deutlich machen wie dieser Dokumentarbericht. Er ist selbst für unsere an Sensationen reiche Zeit einmalig und so abenteuerlich und unwahrscheinlich, daß ihn kein Schriftsteller hätte erfinden können.»

Rhein-Zeitung

Man glaubt einen Thriller zu lesen
— und liest doch den wahren Bericht
eines faszinierenden Lebens.

Dieser Dokumentarbericht ist
selbst für unsere an Sensationen
nicht arme Zeit einmalig. Wieder
einmal erweist es sich, daß das
Leben selbst noch immer die un-
wahrscheinlichsten und deshalb
auch spannendsten Geschichten
schreibt:

Im Jahre 1945 war die 18jährige
Helga Wannemacher als Dol-
metscherin beim sowjetischen
Standortkommandanten in Güsten
bei Magdeburg beschäftigt. Damit
beginnt eine Odyssee: Straflager in
Sibirien, mit neuen Papieren nach
Moskau, dort Studium der Wirt-
schaftswissenschaften, Heirat, als
Ehefrau eines hohen Funktionärs
in Baku Sowjetbürgerin I. Klasse.
Nach einem mißglückten Versuch
der Mutter, über die persische
Grenze zu fliehen, kommt das er-
wartete Kind in einem Moskauer
Gefängnis zur Welt.

Die Inhaftierte wird unter der Be-
dingung begnadigt, daß sie in den
sowjetischen Geheimdienst ein-
tritt.

Aus der ehemaligen BDM-Führe-
rin Helga Wannemacher ist 1950
der Leutnant im sowjetischen Ge-
heimdienst Jelena Puschkowa ge-
worden. Diese attraktive Agentin
mit dem Charme westlicher Frauen
und den vielseitigen Sprachkennt-
nissen bewährt sich bei gefähr-
lichen Aufträgen in Wien, Wladi-
wostok, Leningrad, Paris und
Moskau.

1957 mit einem Menschenraub be-
auftragt, setzt sich Jelena Puschkowa
von Ostberlin in den Westen
ab, wird wieder Helga Wannemacher
und lebt heute mit ihrem
Sohn in Frankfurt.

Dieser ebenso abenteuerliche wie
menschliche Bericht war die erfolg-
reichste «Stern»-Serie seit Jahren.

Stefan Olivier

*Geliebte
Genossin*

*Die Lebensgeschichte der
Helga Wannemacher*

Neue Schweizer Bibliothek

Inhaber der Urheberrechte
an diesem Tatsachenbericht sind
REINHART STALMANN und HELGA WANNENMACHER

Copyright © 1968 by Scherz Verlag
Bern und München

Lizenzausgabe für die
Neue Schweizer Bibliothek

Vorspiel

Die Lubjanka. Jeder kennt den Namen, in Moskau, in der Sowjetunion, in der ganzen Welt. Auch die neue Gefangene, die neben der Aufseherin den Korridor entlanggeht, kennt ihn, aber sie hat sich das berühmte Gefängnis anders vorgestellt.

Der Korridor ist wie eine Grosstadtstrasse, ausgestattet mit farbigen Ampeln. Springt eine Ampel auf Rot, muss die Gefangene stehenbleiben, Gesicht zur Wand. Dann hört sie Schritte hinter sich. Wenn die Schritte vorbei sind, leuchtet die Lampe wieder grün. Kein Häftling darf den anderen sehen.

Die Gefangene trägt eine erdfarbene Uniformjacke, lange Hosen, schwere Schuhe; Männersachen aus den Beständen der Sowjetarmee. Hässlich sieht das aus und bei einer Frau im sechsten Monat auch ungemein lächerlich.

Vorhin, bei der Einlieferung, ist sie müde und hungrig gewesen. Man hat ihre Personalien in das «Eiserne Buch» der Lubjanka eingetragen: *Jelena Puschkowa, geboren 1927, verheiratet mit Andrej Sidrow, Oberst der Sowjetarmee*, und jetzt, auf dem Wege zum Verhör, denkt sie nicht mehr an Essen und Schlafen; sie denkt nur noch daran, was sie wird sagen dürfen und was nicht (Auf keinen Fall, dass ich eine Deutsche bin!) und ob sie durchhalten wird. Schläge, denkt sie, halte ich nicht aus. Aber sie werden mich schon nicht schlagen, nicht in diesem Zustand. Werden sie nicht?

Die Aufseherin bleibt stehen. Zimmer 656. Die Lampe über der Tür zeigt Grün.

Die Gefangene betritt einen hellen Raum, grosszügig ausgestattet mit schweren Sesseln und einem polierten Schreibtisch. Von der Wand blickt Genosse Stalin, väterlich.

Wenn sie mich schlagen, denkt sie, sage ich alles.

Sie schlagen sie nicht. Sie sind freundlich, bauen ein Mittagessen vor ihr auf, wie sie es lange nicht gesehen hat: Fleischbrühe, gebratenes Hähnchen, Weissbrot, Schwarzbrot, Butter, Marmelade, Apfelsinen, Weintrauben, honigfarbenedes Gebäck. *Und in der Ukraine herrscht Hungersnot.*

Aber sie darf noch nicht essen – in der Lubjanka gibt es nichts umsonst. Der älteste der MWD-Leute tritt auf sie zu. Er hat rotes Haar, rote Augen-

brauen, grüne Augen. Er duzt sie vertraulich wie ein guter Onkel. «Kind, du bist noch so jung und so hübsch. Es wäre schade, wenn wir dich länger hier-behalten müssten.»

Sie schweigt.

«Gib doch zu, dass du für die Amerikaner gearbeitet hast.»

«Ich habe nicht für die Amerikaner gearbeitet», sagt sie, und es ist die Wahrheit.

«Du hast versucht, ins Ausland zu fliehen. Keine Sowjetbürgerin tut so etwas ohne schwerwiegende Gründe. Du wolltest doch fliehen?»

«Nein, das wollte ich nicht», sagt sie, und das ist gelogen. Natürlich wollte sie über die Grenze, wollte nach Deutschland. Aber das ist es, was sie nicht sagen darf.

Der MWD-Mann schüttelt sanft den Kopf. «Kind, wenn du uns die Wahrheit sagst, wirst du gut behandelt, und in ein paar Tagen bist du frei.» Er rückt das Tablett zurecht, das vor ihr steht.

Die Gefangene legt die Hände vors Gesicht, um das Essen nicht sehen zu müssen. Die Wahrheit, denkt sie, wäre das denn so schlimm? Freilassen werden sie mich nicht, aber sie werden mir erlauben zu essen. Ich habe Hunger. «Nun mal 'raus mit der Sprache, Genossin!»

Die Wahrheit, denkt sie, wo müsste ich da anfangen? In Güsten bei der Kommandantur? Nein, früher. In Strehlen beim BDM? Nein, noch früher. Ich muss alles erzählen, sonst begreifen sie mich nicht. Ich muss zurückgehen bis an den Anfang. Wo fing es an? Genaugenommen vor zehn Jahren in Deljatin. Das war der 1. September 1939, war der erste Schultag nach den grossen Ferien ...

Erstes Kapitel

Helga Wannemacher, zwölf Jahre alt, ging im frisch gewaschenen Lyzeumskleid zur Kirche. Zum Schulanfang in Deljatin fand immer ein Gottesdienst statt.

Deljatin war ein Kurort in Galizien am Fusse der Karpaten, bewohnt von Polen, Juden und Ukrainern, sehr malerisch: mitten hindurch flossen die grünen Wasser des Pruth. Helga kannte keine Stadt, die schöner war, nicht einmal Wien, wo Tante Margarete wohnte.

Helgas Vater war ein angesehener Mann, Besitzer eines Sägewerks und eines Gutes in Lantschen. Die Huzulen aus den Bergen, die bei ihm arbeiteten, nannten ihn den «Preussen», und wenn sie ihm begegneten, sagten sie: «Dobryjden, Prusak» – Guten Tag, Herr Preusse.

Ja, das Leben in Deljatin war schön. Und ohne Sorgen.

Helga setzte sich in Trab, es war spät, vor dem Kirchenportal standen die Schulkinder schon in langen Reihen. Auf einmal verstummte das Geschnatter, und alle Augen richteten sich auf sie.

Sie trat zu den Mädchen ihrer Klasse, suchte nach einer Reihe, wo noch ein Platz frei war. Die Mädchen standen zu zweit, wie vorgeschrieben. Keine machte Platz. «Njemka», sagte eine, das heisst «Deutsche».

Es war in Deljatin keine Schande, Deutsche zu sein, im Gegenteil, aber das Mädchen sagte das Wort mit Verachtung. «Njemka, Njemka», wiederholten ein paar andere im selben Ton. Helga suchte mit den Augen ihre Freundin Zessa; aber Zessa wandte das Gesicht ab.

Pan Jaskowski gab das Zeichen, und die Kinder gingen unter dem Geläute der Glocken in die Kirche, Helga allein am Schluss. Sie verstand das nicht.

Der Pfarrer sprach nicht wie sonst vom Segen Gottes, der auf der Arbeit ruhe. Er sprach von ganz seltsamen Dingen: von der Hölle, die nun ausgebrochen sei und in der die Menschen sich bewähren müssten, und vom Tode, der nun seine Ernte halten werde unter Gerechten und Ungerechten. Dann sagte er: «Heute Morgen haben die Deutschen unser friedliches Land überfallen. Mit Abscheu ...»

Plötzlich stand ein Mädchen aus Helgas Bank auf und setzte sich woanders hin, und nach kurzem Zögern folgten die anderen ihr. Zum Schluss stand auch Zessa hastig auf. Der Pfarrer hatte in seiner Predigt innegehalten.

Missbilligend blickte er auf die Unruhe. Als es wieder still war, fuhr er fort: «... mit Abscheu sieht die ganze Welt auf diesen verbrecherischen Angriff...»

Helga sass allein in ihrer Bank, versuchte zu begreifen. Also die Deutschen haben Polen überfallen. Aber was kann sie dafür? Sie ist hier geboren, genau wie ihre Eltern und ihr Bruder Jossi. Sie spricht Polnisch und Ukrainisch wie alle Leute in Deljatin. Auch zu Hause wird fast immer Polnisch gesprochen. Mit ihrem Deutsch ist es nicht weit her – etwas hat sie bei ihrer Grossmutter gelernt und etwas bei Tante Margarete in Wien, als sie im Sommer dort war. Ist sie nun Polin oder Deutsche? Ich will Vater fragen, dachte sie, der weiss alles.

Der Pfarrer schloss mit einem Gebet für den Sieg der polnischen Waffen. Die Orgel setzte ein, die Kinder drängten dem Ausgang zu.

Allein stand Helga vor dem Portal. In den Glockenklang mischte sich plötzlich das Heulen der Feuersirene. Jemand schrie über den Kirchplatz: «Flieger! Feindliche Flieger!»

Sie lief zurück in die Kirche, verkroch sich unter einer Bank. Sie betete: «Gegrüsset seist du, Maria...» In der Ferne krachte es, die Kirchenfenster scheppten, dann wurde es still. Sie blinzelte nach oben und sah das Gesicht des Pfarrers über sich.

«Sie sind fort», sagte er. «Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Komm, ich bring' dich nach Hause.» Er nahm ihre Hand, und während sie zusammen die Kirche verliessen, sagte er: «Du brauchst dich nicht zu schämen. Dein Grossvater hat viel für unsere Gemeinde getan und dein Vater auch. Ich habe deinen Bruder getauft und dich auch. Du gehörst zu uns.»

Ja, sie gehörten nach Deljatin. Ihr Vater sagte es auch. Er sagte: «Wir stammen aus Deutschland, aber hier sind wir geboren, hier haben wir unsern Besitz, hier haben wir unsere Freunde, dies ist unsere Heimat. Und hier bleiben wir.»

Das erste Entsetzen legte sich schnell. Die Front war weitab, die Flieger kamen nicht wieder. In der Schule wurde Helga nicht mehr beschimpft, auch Jossi, der vier Jahre älter war als sie, hatte keine Schwierigkeiten mit seinen polnischen und ukrainischen Freunden. Das Leben ging seinen alten Gang. Aber nur für vierzehn Tage. Da kam der Krieg nach Deljatin. Mit Flüchtlingen.

Zuerst drängte sich polnische Kavallerie auf abgetriebenen Pferden durch die Strassen, dann Fahrzeuge mit Verwundeten, und schliesslich ergoss sich ein Strom von Zivilisten durch die Stadt, Menschen aus Warschau, Krakau,

Radom. Auf Pferdewagen und in überfüllten Omnibussen rollte alles zur rumänischen Grenze.

Helgas Vater kam nach Hause. «Ich habe den Betrieb zugemacht. Wir müssen fort.»

«Warum sollen wir fort?» sagte die Mutter. «Die Deutschen werden uns doch nichts tun. Es sind ja unsere Leute.»

«Man kann nicht wissen, was geschieht, ehe sie kommen. Es kann Kämpfe geben, Aufstände, Plünderungen, Mord und Totschlag.»

«Was ist nur draussen los?» sagte die Mutter und ging ans Fenster. «Die Arbeiter», sagte sie. «Karl, die wollen zu dir.»

Helgas Vater trat vors Haus. Da standen die Arbeiter des Sägewerks, Polen und Ukrainer und die Huzulen in ihren bestickten Hemden. «Pan Wannemacher, gehen Sie nicht fort. Warum wollen Sie das Werk stilllegen? Wir werden Weiterarbeiten, und es bleibt alles so, wie es war.» Auch der Pfarrer kam und der Bürgermeister. Sie sassen den ganzen Abend am Kamin und berieten, während draussen die Flüchtlingstrecks vorüberzogen. «Ich weiss nicht», sagte Helgas Vater, «was die Deutschen tun werden. Ich bin ja polnischer Staatsbürger.»

«Jedenfalls sprechen Sie Deutsch», sagte der Bürgermeister. «Sie werden uns helfen können.»

«Gut», sagte Helgas Vater, «ich bleibe. Gebe Gott, dass wir bald Frieden haben und wieder arbeiten können wie früher.»

Was hat Gott nicht schon alles geben sollen !

Während der Nacht klapperten die letzten Flüchtlingswagen durch die Strassen, und als die Sonne aufging, lag lähmende Stille über der Stadt. Deljatin wartete auf die Deutschen.

Helga fand das alles sehr aufregend. Ob sie heute schon kommen? Es trieb sie aus dem Haus in den Garten. Gedeckt von den Fliederbüschen blickte sie durch den Zaun auf die Strasse, die wie ausgestorben im hellen Sonnenschein lag. In der Ferne hörte sie Motorenlärm und das Rasseln und Quietschen von Eisen. Dann bog ein Fahrzeug um die Ecke, wie sie noch nie eines gesehen hatte, eine Art Lokomotive, grün gestrichen, auf Ketten fahrend. Aus einer Luke guckte ein Soldat heraus, mit einem ledernen Helm.

Helga rannte ins Haus. «Tatusch, die Deutschen! Sie kommen mit Lokomotiven, die auf Ketten fahren.»

Ihr Vater trat ans Fenster und schob die Gardine zur Seite. «Lokomotiven?» sagte er und lachte, obwohl ihm nicht nach Lachen zumute war. «Das sind Tanks, Kind.» Er drehte sich zur Mutter und sagte: «Es sind auch keine Deutschen, es sind Russen.»

«Russen?» rief die Mutter. «Was willst du jetzt tun?»

Er wandte sich vom Fenster ab. «In solchen Fällen ist es immer am besten, man bleibt zu Hause, bis man weiss, was gespielt wird.»

Am Nachmittag erfuhren sie, was gespielt wurde; sie bekamen Besuch von einem russischen Offizier. «Pan Wannemacher?»

Der Vater nickte.

«Sie waren der Besitzer des Sägewerks?»

«Ich bin es noch.»

Der Russe schüttelte den Kopf. «Seit heute ist es Staatseigentum. Sie dürfen es nicht mehr betreten.»

Der Vater bat den Offizier in sein Arbeitszimmer, und dort redeten die beiden Männer miteinander. Als sie herauskamen, war der Vater blass. Er brachte den Russen höflich zur Tür. Dann sagte er: «Der Krieg ist aus. Hitler und Stalin haben einen Vertrag geschlossen, danach gehört dieser Teil Polens nun den Russen. Die Russen und die Deutschen sind Freunde. Und bei uns wird alles kommunistisch. Alles wird Staatseigentum.»

«Und das Gut in Lantschen?» rief die Mutter. Der Vater schwieg.

Die neuen Herren des Landes taten das, was sie überall taten, wo sie als Sieger hinkamen: Sie verkündeten dem Volk, dass es nun unter dem Sozialismus leben dürfe, sie verhafteten die Feinde des Volkes, und dann räumten sie erst mal alles aus, natürlich auch im Wannemacherschen Sägewerk.

In der Stadt war es still. Die Menschen blieben in ihren Häusern. Das mit dem Sozialismus leuchtete ihnen nicht ein. Ist es vielleicht Sozialismus, wenn alles weggeschleppt wird, was nicht niet- und nagelfest ist? Unter den Arbeitern des Sägewerks kam es zu Unruhen. An einem Schuppen stand in weisser Ölfarbe gross und weithin sichtbar: «*Wir wollen unsern Pan Wannemacher wiederhaben,*»

Der Vater freute sich, als er davon hörte, aber es war eine traurige Freude. Die Russen verhafteten die Unruhestifter, und auf den Strassen sah man gefesselte Gefangene, die von russischen Soldaten abgeführt wurden. Helga sollte in ihrem Leben noch oft Gefangene sehen; gut, dass sie jetzt davon noch nichts wusste.

Dem Vater taten die Russen nichts, aber das schien ihn wenig zu trösten. Einmal hörte sie, wie er zur Mutter sagte: «Wenn sie uns nur nicht das Haus wegnehmen.»

«Dann können wir immer noch nach Lantschen», sagte die Mutter.

Aber ein alter Vorarbeiter kam vorbei und erzählte, dass auch in Lantschen die Russen alle Maschinen abmontiert und weggefahren hätten. «Jetzt

räumen sie das Haus aus. Fahren Sie hin, Pan Wannenmacher, wenn Sie noch was retten wollen.»

Der Vater fuhr hin. Er nahm Helga mit. Das Haus war voller Russen, die Möbel herausstrugen und auf Lastwagen verladen. Helga lief durch die Ställe und suchte das Pony Bialka, auf dem sie in den Ferien immer geritten war.

Das Pony war fort, alle Pferde waren fort. Sie lief zu ihrem Vater, aber der hatte jetzt keine Zeit für sie, er sprach mit einem russischen Offizier. «Das ist doch der Besitz meiner Schwiegereltern», sagte er.

Der Russe schüttelte den Kopf: «Staatseigentum.»

Ein Soldat ging vorbei, beladen mit einem Sessel, und unter dem linken Arm trug er eine Uhr, die zierliche Tischuhr aus Grossmutterns Zimmer.

Vater hielt den Soldaten fest, nahm ihm die Uhr weg.

Der Offizier hatte auf einmal eine Pistole in der Hand. «Geben Sie die Uhr zurück!»

«Lassen Sie sie mir! Als Erinnerung. Nur diese Uhr.»

«Staatseigentum! Keine Ausnahme.» Der Offizier hob die Pistole.

Zögernd gab der Vater die Uhr zurück. Der Offizier steckte die Pistole ins Halfter, lächelte. «Tut mir leid.» Ja, höflich war er.

Der Vater fuhr mit Helga zurück nach Deljatin, niedergeschlagen und ohne Hoffnung.

Ohne Hoffnung war das ganze Land. Wo sollte sie auch herkommen? Einmal, es war schon November, wachte Helga auf, mitten in der Nacht. Sie hörte Männerstimmen, konnte nicht wieder einschlafen. Angst. Sie ging leise hinunter. Die Stimmen kamen aus dem Wohnzimmer. Sie öffnete die Tür. Das Zimmer war voller Menschen, kein Licht, nur das Kaminfeuer flackerte. «Helga, um Gottes willen!» rief ihre Mutter. «Geh wieder ins Bett!»

«Nein, lass sie hier», sagte ihr Vater. «Sie muss lernen zu schweigen.»

Jetzt erst erkannte Helga die Gäste: Graf Sikorski mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern. Komisch sahen die aus: nass, schmutzig, abgerissen. Besonders die Gräfin war kaum wiederzuerkennen. Helga hatte sie oft gesehen, wenn sie in dem hellbraunen Jagdwagen vorbeifuhr, elegant und etwas hochmütig; nun hockte sie in einem Sessel, eine Wolldecke um die Schultern, die Haare grau und strähnig.

«Setz dich», sagte Helgas Vater. «Und dass du keinem erzählst, was du hier hörst.»

Helga setzte sich in die Sofaecke. Nie würde ein Wort über ihre Lippen kommen, selbstverständlich.

«Ich bin ein Kapitalist», sagte der Graf leise, «ein Kapitalist, wie er im Buche steht. Deshalb wollen sie mich verhaften.»

Ja, der Graf war ein reicher Mann, das wusste jeder. Zwei Güter hatte er und ausserdem Ölquellen. Er sagte: «Wir wollten über die Grenze. Aber versuchen Sie das mal, bei Nacht im Gebirge, wo man sich nicht auskennt. Und meine Frau ... Sie sehen ja selber.»

Alle sahen die Gräfin an. Sie schüttelte den Kopf. «Beim nächstenmal schaffe ich es bestimmt», sagte sie.

Der Graf zog hastig an seiner Zigarette. «Die Wälder sind voll von Waffen, die von unseren Truppen liegengelassen wurden. Es sammeln sich auch schon Männer, die einen Aufstand planen. Aber ich glaube nicht, dass sie gegen die Russen etwas ausrichten können. Wir müssen fort. Können Sie uns helfen, Herr Wannenschmied? Nur bis zur Grenze.»

Der Vater konnte helfen. Er hatte Freunde unter den Huzulen, die in seinem Sägewerk arbeiteten. Die Huzulen kannten die Berge wie ihre Hosentasche, zwei von ihnen brachten den Grafen und seine Familie in der nächsten Nacht über die Grenze. Ob es ihnen gelang, in die Schweiz oder nach England zu kommen? Niemand wusste es, und nie wieder hörte man von ihnen.

Ein paar Tage später fuhr ein russischer Offizier vor. «Pass auf», sagte Jossi, «jetzt wird der Vater verhaftet.»

«Hältst du wohl den Mund!» rief die Mutter und wurde schneeweiss. Sie öffnete selber die Tür, und während der Offizier mit dem Vater im Arbeitszimmer verhandelte, ging sie unruhig auf und ab.

Vater lächelte erleichtert, als die Besprechung zu Ende war. Er hatte wohl auch so etwas geglaubt. Dann erzählte er die grosse Neuigkeit, die der Russe ihm mitgeteilt hatte: «Stalin und Hitler haben ein Abkommen geschlossen; danach sollen sämtliche Deutschen das von den Russen besetzte Polen verlassen und im Reich angesiedelt werden.»

Einen Augenblick waren sie alle still. Dann sagte Jossi: «Ins Reich! Das ist ja prima.»

«Ins Reich?» sagte Mutter und blickte sich lange im Zimmer um. «Wir brauchen mindestens drei Möbelwagen.» Sie öffnete die Schränke, inspizierte das Porzellan, das Silber, die Wäsche. Und schon fing sie an, Listen anzulegen.

Von jetzt an wurde viel über Deutschland gesprochen, über das «Reich», und Helga stellte es sich als eine Art irdisches Paradies vor; sie konnte kaum noch erwarten, ins Reich zu kommen.

Noch in derselben Woche betrat der erste offizielle Vertreter des Reiches das Haus: Major Fleischmann, Leiter der deutschen Umsiedlungskommis-

sion. Er fuhr im Lande herum, auf der Suche nach Deutschen.

Major Fleischmanns Gesicht strahlte Wohlwollen aus. Er machte vor Helga eine Verbeugung und sagte «Fräulein Wannenmacher» zu ihr. Er war ungeheuer nett, und sie schämte sich, weil sie nicht richtig Deutsch sprechen konnte.

Aber was Major Fleischmann der Familie mitzuteilen hatte, war weniger nett: Die Umsiedlungsvorschriften sind streng. Nur Frauen und Kinder dürfen mit der Bahn fahren, die Männer müssen im Treck bis zur Grenze. Und was das schlimmste war: Jede Person darf nicht mehr als 25 Kilo Gepäck mitnehmen.

«Was?» sagte die Mutter. «Alles zurücklassen? Die Möbel, das Porzellan, das Silber, die Teppiche? Nein, dann bleibe ich hier.»

«Aber verehrte gnädige Frau», sagte Major Fleischmann und warf einen Blick über die schöne Zimmereinrichtung, «das wird Ihnen im Reich doppelt und dreifach ersetzt.»

Mutter schüttelte den Kopf. «Der Spatz in der Hand», sagte sie, «ist mir lieber als die Taube auf dem Dach. Mein Silber ist mein Silber, das kann mir niemand ersetzen, auch nicht dreifach.»

Major Fleischmann lächelte. «Wir werden schon einen Weg finden.»

Er fand einen Weg. Zwei grosse Kisten nahm er in seinem Wagen mit, um sie in Strehlen bei der Grossmutter abzuliefern.

«Wann geht's denn los?» fragte Jossi aufgeregt.

«Kurz nach Weihnachten», sagte der Vater, und man sah seinem Gesicht an, dass er Jossis Begeisterung nicht teilte.

Das wurde ein sonderbares Weihnachtsfest. Mutter machte Hausputz, und Vater ging in Pelzstiefeln durch die verschneite Stadt, und mehrmals wanderte er hinüber zum Sägewerk.

«Für wen machst du eigentlich sauber, Mamuscha?» fragte Jossi.

«Für uns», sagte die Mutter. «Eines Tages kommen wir zurück.» «Aber das Haus wird bestimmt von den Russen beschlagnahmt.» «So, meinst du?» Die Mutter sah Jossi ganz merkwürdig an. Dann arbeitete sie weiter. «Auf jeden Fall», sagte sie, «soll alles in Ordnung sein, damit sie sehen, was für Menschen hier gewohnt haben. Und wenn wir zurückkommen ...» Sie arbeitete noch schneller.

Am zweiten Weihnachtstag ging es los. Mutter schloss alle Zimmer ab und hängte die Schlüssel säuberlich ans Schlüsselbrett. Dann verschloss sie die Haustür. Den Hausschlüssel steckte sie in die Tasche ihres Pelzmantels, so als ob sie in die Ferien führen.

Vater hatte einen alten Lkw beschafft, ja, er hatte Beziehungen, er brauchte nicht wie die andern zu trecken. Und auf diese Weise konnte er viel mehr Gepäck mitnehmen, als eigentlich gestattet war.

Sie fuhren mit dem Lkw bis Stanislaw, wo der Sammeltransport für die Frauen und Kinder wartete. Und während der Güterzug sich mit Helga und ihrer Mutter in Bewegung setzte, ratterten Vater und Jossi auf dem Lkw nach Westen. Hinter der deutschen Grenze im Umsiedlungslager Ottmachau würden sie sich wiedersehen.

Ein Barackenlager mit Betten übereinander, mit glühenden Kanonenöfen und Tausenden von fremden Menschen ist für Kinder eine romantische Sache. Aber nur für Kinder.

Die Begrüssung war herzlich, das musste man sagen. Der Lagerleiter, ein Mann in brauner Uniform, drückte der Mutter die Hand und strich Helga über das Haar. Wie ein Vater werde er für sie sorgen, sagte er. Dann trat ein anderer vor sie hin, auch in brauner Uniform, mit viel Gold dran. Sogar die Hakenkreuzbinde an seinem Arm war mit Gold eingefasst. Es hiess, er sei ein Gauleiter. Er sagte: «Liebe Volksgenossen und Volksgenossinnen aus dem Osten. Wir danken euch, dass ihr gekommen seid. Ihr habt Haus und Hof verlassen, um ins Reich zurückzukehren. Ja, das Reich braucht euch.»

Manche Frauen und viele Kinder verstanden nicht, was er sagte, sie mussten es sich von den anderen ins Polnische übersetzen lassen.

«Unser Führer», fuhr der Gauleiter fort, «hat mit der sowjetischen Regierung wegen eures Eigentums einen Vertrag gemacht. Die Sowjetunion wird den Gegenwert eures zurückgelassenen Besitzes in Gold bezahlen. Nur müsst ihr ein wenig Geduld haben, denn diese Dinge brauchen Zeit. Und auch mit dem Weitertransport müsst ihr Geduld haben...»

Helgas Mutter verlor schon am zweiten Tag die Geduld. Bei der Entladung. «Wir haben keine Läuse», sagte sie empört zum Gehilfen des Lagerleiters.

«Natürlich nicht», antwortete der, «aber es gibt leider ein paar, die welche haben. Ausnahmen können nicht gemacht werden.»

Auch bei der Desinfektion der Kleidung wurde keine Ausnahme gemacht. Alles musste abgegeben werden, auch der Pelzmantel.

Als er aus der Desinfektion zurückkam, war er nicht wiederzuerkennen. Die Mutter hielt das harte, zusammengeschrumpelte Ding in den Händen und brach in Tränen aus.

«Du kriegst doch alles wieder, Mamuscha», sagte Helga. «In Gold.»

«Soviel Gold haben die Russen gar nicht», sagte die Mutter. «Ach Gott, ich wünschte, wir wären zu Hause geblieben!»

Sie wünschte es oft während der langen Wochen, die sie auf Vater und Jossi warteten. Ein Lager, auch wenn es noch so korrekt geführt wird, ist nichts für eine gute Hausfrau.

Vater und Jossi kamen erst Ende Februar. Unterwegs war ihr Lkw zusammengebrochen. Ersatzteile waren nicht zu beschaffen und schon gar kein Benzin. Den Rest des Weges hatten sie mit einem Panjewagen zurückgelegt. Vom Gepäck war ein grosser Teil liegengeblieben, aber sie waren da, das war die Hauptsache, und mit ihrem Erscheinen änderte sich alles. Vater verhandelte mit dem Lagerleiter, er schrieb Briefe, schickte Telegramme, und es dauerte nicht lange, da wurde zum zweiten Male gepackt.

«Gott sei Dank!» seufzte die Mutter, als es losging. Sie trug den verdorbenen Pelzmantel, den wollte sie in Strehlen aufmöbeln lassen.

Gott sei Dank! dachte auch Helga. Mutters Pelzmantel interessierte sie nicht. Sie verstand überhaupt nicht, dass man sich über solche Dinge aufregen konnte – wo doch alles ersetzt werden würde, sogar in Gold, und wo sie nun endlich ins Reich fahren, von dem der Lagerleiter wahre Wunderdinge erzählt hatte.

Zweites Kapitel

Zu Hause, in Deljatin, war Helga «die Deutsche» gewesen.

Hier in Strehlen, vierzig Kilometer von Breslau, war sie auf einmal «die Polin» ; jedenfalls in der Schule. Und das erste, was sie im lange ersehnten Reich kennenlernte, waren die Leiden des Aussenseiters. Eine Klasse von Dreizehnjährigen, die nie aus ihrem Städtchen herausgekommen sind, und dazwischen ein Mädchen aus Galizien, das nicht richtig Deutsch sprechen kann, vom Schreiben ganz zu schweigen: das ist die Hölle.

Die Klassenlehrerin trug dicht vor den blauen Augen eine Brille, ihr rötliches Kraushaar wurde im Nacken straff gehalten; gehämmerte Messingbrosche auf starkem Busen, Kleider aus Beiderwand, knorrshuhig, breitfüßig: Fräulein Brendel. Wenn sie Helga aufrief, nannte sie sie nicht bei ihrem Namen, sondern sagte: «Das Polenmädchen.»

Die Aufsätze des «Polenmädchens» waren «absolut mangelhaft» oder

«höchst ungenügend», und nie unterliess Fräulein Brendel, Helgas Sprechfehler mit Witzen zu korrigieren, über die die Klasse in Gelächter ausbrach. Auch sonst fand Fräulein Brendel nichts Gutes an ihr. Ja, die Schule war eine Hölle.

Was nützte es, dass die Familie gleich nach der Ankunft feierlich eingebürgert wurde, was nützte es, dass Vater in die Partei eingetreten war, in der Schule blieb Helga das «Polenmädchen».

An so einem Vormittag voller Ängste und Demütigungen kam während der Pause eine aus den oberen Klassen zu ihr. «Bist du die Wannenmacher?»

«Ja.»

«Warum hast du dich noch nicht beim BDM angemeldet?»

«Beim BDM? Was soll ich da?»

«Was du da sollst?» Das Mädchen lachte. «Bist du eine Deutsche oder nicht?»

«Doch. Aber ich kann nicht gut Deutsch.»

«Das spielt überhaupt keine Rolle», sagte das Mädchen. «Heute Nachmittag kommst du zum Dienst. Sechzehn Uhr.»

Schweren Herzens radelte sie am Nachmittag zum Sportplatz und meldete sich schüchtern bei einer hochgewachsenen Blondin, weisses Sporthemd, braune Trainingshose. «Du bist also das Mädchen aus dem Osten?»

Helga nickte stumm.

«Habt ihr's schwer gehabt bei den Polen?»

Die Frage wurde oft gestellt, und die Leute waren immer enttäuscht, wenn man nein sagte. Helga sagte gar nichts.

«Na, redselig bist du nicht gerade. Musst nicht so schüchtern sein, wir tun dir doch nichts!»

Die ist eigentlich ganz nett, dachte Helga ein bisschen erleichtert.

«Ich heisse Anneliese Schuster. Du kommst in die 3. Mädelschaft.»

Die Mädchen wurden eingeteilt. Training für das Gausportfest. Zuerst 50-Meter-Lauf. Anneliese Schuster gab das Zeichen: Auf die Plätze – fertig – los !

Helga rannte los. Sie strengte sich an; wenigstens hier wollte sie nicht die letzte sein. Als erste ging sie durchs Ziel.

Anneliese Schuster blickte auf die Stoppuhr. «Gut, Kleines. Sieben sechs, das ist eine tolle Zeit.»

Ein heisses Erröten, ein Lächeln der anderen, Anerkennung. Und bedeutend sicherer ging Helga zur Sprunggrube.

Sie stand am Ende der Riege, schaute zu, wie die anderen es machten,

umwerfend war das nicht. Manche liefen wie die Wachteln, plumpsten bleiben in den Sand, waren froh, wenn sie zwei fünfzig erreichten. Die Beste schaffte drei Meter vierzig, und Helga dachte: Das müsste ich auch können. Sie spannte ihre Kräfte an, kam richtig ab, warf den Körper nach vorn. Anneliese Schuster selber nahm das Massband. «Drei Meter sechsundneunzig!»

«Eine kleine Kanone», sagte die Scharführerin. «Wo hast du die Technik gelernt?»

Helga hob nur die mageren Schultern. Die sollten jetzt nicht über ihr komisches Deutsch lachen.

Sie lachten nicht. Sie waren voller Bewunderung, oder auch voll Neid, wer weiss das schon.

Anneliese rief sie zu sich. «Wie heisst du mit Vornamen?»

«Helga.»

«Ein schöner Name. Warst du früher in einem Sportverein?»

«Nein, wir haben gemacht etwas Sport auf die Schule.»

«Auf der Schule», korrigierte Anneliese.

Helga wurde rot.

Anneliese legte ihr den Arm um die Schulter. «Es ist nicht schlimm, wenn du noch ein paar Fehler machst, dafür kannst du ja nichts. Wenn du irgendwelche Schwierigkeiten hast, komm einfach zu mir.» Sie liess die Gruppe antreten; dann musste Helga nach vom kommen, und Anneliese sagte mit heller Führerinnenstimme: «Hier stelle ich euch ein Mädchen aus dem Osten vor: Helga Wannemacher. Ihre Vorfahren sind einst hinausgezogen, um die deutsche Kultur nach Polen zu bringen. Es waren immer die Besten, die nach dem Osten gingen, und sie haben ihr Blut rein erhalten, sind gesund geblieben, zäh, hart, leistungsfähig im Kampf um ihr Volkstum. Nehmt euch ein Beispiel an Helga. Das Deutschtum im Osten ist lange Jahre unterdrückt worden. Kein Wunder, dass sie mit ihrer Muttersprache noch Schwierigkeiten hat. Aber das ist bedeutungslos. Es kommt auf die Rasse an.»

Von einer Unterdrückung der Deutschen in Polen hatte Helga nie etwas gehört; aber vielleicht war das anderswo so gewesen, jedenfalls widersprach sie der Gruppenführerin nicht. Sie war ganz und gar glücklich, zum erstenmal seit ihrer Ankunft in Strehlen, und steifbeinig vor Glück und Verlegenheit trat sie ins Glied zurück.

Von diesem Tage an wurde alles anders. Niemand wagte mehr, sie als Polenmädchen zu bezeichnen, selbst Fräulein Brendel nicht. Ihren polnischen Akzent fanden die Mädchen «süss», und auf einmal hatte sie so viele Freundinnen, wie sie nur wollte.

Ihr halblanges Haar, das ihr bisher auf die Schultern hing, trug sie jetzt in straffen Zöpfen, und wenn sie in BDM-Uniform zur Schule ging, hatte sie keine Angst mehr. Sie sah nun aus wie ein deutsches Mädchen im Lesebuch. Ihre Leistungen in der Schule wurden zwar nicht viel besser, aber Anneliese Schuster sagte: «Die Schulzensuren sind für ein deutsches Mädchel nicht so wichtig, es kommt auf Rasse und einen gesunden Körper an. Beides hast du, wenn du auch ein bisschen klein geraten bist.»

Helga betrachtete sich im Spiegel: ein schmales Gesicht, eine schmale leicht gebogene Nase, graue Augen und dunkelblondes Haar. Besonders schön fand sie sich nicht, aber sie war zufrieden.

Von nun an schwärmte sie für Anneliese Schuster, die sie aus ihrer Einsamkeit erlöst hatte, und natürlich schwärmte sie für das Deutsche Reich und seine Wehrmacht, die gerade Frankreich besiegt hatte. Ach, es war doch gut, dass sie aus Galizien hierhergekommen waren.

Mit ihrer Schwärmerei stand sie zu Hause nicht allein. Jossi war Mitglied des NS-Fliegerkorps, er trug eine blaugraue Uniform und hatte nichts anderes im Kopf als die Segelfliegerei.

Jossis Freund und Gönner im Fliegerkorps war Herr Cramm, und dieser Mann wurde bald zum Freund der Familie Wannemacher, was für deren weiteres Schicksal nicht ohne Bedeutung sein sollte. Herr Cramm stand in Strehlen in hohem Ansehen. Er war im letzten Kriege Fliegeroffizier gewesen, und die Leute sagten, er hätte eine Silberplatte im Schädel von einem Absturz bei Verdun. Herr Cramm besaß viele Orden. Er verwaltete zwei staatliche Domänen und hatte einen ziemlich hohen Posten in der Partei, ehrenamtlich; er kannte sogar den Gauleiter.

So war alles gut geworden in wenigen Monaten. Es ist eine Lust zu leben, wenn man Anerkennung findet, Erfolge erringt. Einen Preis nach dem andern sammelte Helga bei den Sportwettkämpfen des BDM. Ihr Name wurde in den Strehleiner Nachrichten erwähnt, und Anneliese Schuster, die bewunderte, geliebte Beschützerin, machte sie am Ende des Sommers zur Gruppen-Sportführerin. Helga trug nun eine Führerinnenschnur zur Uniform. Und niemand wunderte sich, dass sie ein Jahr später zu den Auserwählten gehörte, die an den Reichsjugendwettkämpfen in Berlin teilnehmen durften.

Zelte, Fahnen, Aufmärsche, dazwischen die Wettkämpfe. Gausiegerin im Weitsprung: Helga Wannemacher.

Der Führer war selber gekommen, um zu seiner Jugend zu sprechen: *Flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl!*

«Kinder», sagte Anneliese nachher, «das war der herrlichste Tag meines Lebens.»

Dasselbe dachten alle. Sie hatten Hitler gesehen aus einer Entfernung von nur fünfzig Metern, welch ein Erlebnis. Zehn Jahre später sollte Helga auch Stalin sehen, im Moskauer Kreml; aber wer ihr das heute prophezeit hätte, den hätte sie für verrückt erklärt.

Als sie mit Blumen und Siegerdiplom nach Strehlen zurückkam, drängten sich die Menschen vor den Lautsprechern, aus denen in kurzen Abständen immer die gleiche Meldung dröhnte: Krieg gegen die Sowjetunion. Es war der 22. Juni 1941.

Die Stimmung zu Hause wurde plötzlich gedrückt. Vater sagte: «Nun werden wir bald wieder packen müssen. Gegen die Russen – das schafft keiner.» Wie konnte er nur so pessimistisch sein! Natürlich würden sie's schaffen. Nach wenigen Wochen stand die Wehrmacht schon tief in der Sowjetunion. Und Helga lernte Russisch.

Zum Russischlernen hatte die Partei aufgefordert. Nun, da das Reich sich vielleicht bis zum Ural ausdehnen wird, ist es gut, zuverlässige Menschen zu haben, die die Sprache des unterworfenen Landes beherrschen. Helga Wannemacher war dafür wie geschaffen. Sie sprach fließend Polnisch und Ukrainisch, da war das Russisch nur noch ein Kinderspiel. Zweimal die Woche fuhr sie nach Breslau hinüber zum Unterricht, und ihr Ansehen bei den Freundinnen wuchs aufs Neue.

Inzwischen kam der Frühling. Helga wurde fünfzehn. Anneliese Schuster schlug sie vor für das «Landjahr»; auch das war eine Auszeichnung, so wenigstens sagte Anneliese.

Als sie ein Jahr später aus dem Lager Ilsenau zurückkehrte, gründlich ausgebildet in Haushalt, Sport, Volkstanz, Musik und natürlich auch dressiert in NS-Weltanschauung, hatte sie keine Lust mehr, zur Schule zu gehen. Bruder Jossi hatte sich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet; sie wollte auch zum Endsieg beitragen. Anneliese beriet sie: das Rote Kreuz. Fortan fuhr sie jeden Morgen in Schwestertracht in die Apotheke des Strehlemer Lazaretts. Das war eine gegenwartsnahe Betätigung, und was man dort lernte, lernte man fürs Leben.

Einmal wurde ein Ritterkreuzträger im Lazarett eingeliefert, und natürlich wusste die Partei, was sie so einem Mann schuldig war. Der Kreisleiter erschien mit Gefolge, und im Auftrag des BDM überreichte Helga dem gefeierten Helden einen Blumenstrauß.

Der Ritterkreuzträger war ein hübscher junger Mann, Oberleutnant, Infanterie, höchstens dreiundzwanzig, und er lächelte so nett, dass Helga rot

wurde. Sie fragte: «Haben Sie einen besonderen Wunsch, den wir Ihnen erfüllen können?»

Wieder lächelte er und sagte: «Nur einen. Flickt mich gut zusammen, damit ich so bald wie möglich wieder an die Front zurück kann.»

Ja, ein richtiger Held, so einen Mann müsste man später heiraten!

Das war Anfang 44, und der Krieg wurde immer härter. Strehlen füllte sich mit Bombenflüchtlingen aus den grossen Städten. Vor den Läden wurden die Schlangen länger, die Auslagen hinter den Scheiben hingegen dürrtiger. Die von der Partei redeten von Wunderwaffen und dass die grosse Wende bald kommen werde; nur Herr Cramm sagte so was nicht, sondern machte seine Witze darüber.

Aber dann, als der Winter kam, drang die Sowjetarmee in Schlesien ein. Die Partei befahl, dass jeder an seinem Platz zu bleiben habe, doch darum kümmerte sich keiner mehr. Wieder wurde gepackt, alles, was man in Deljatin gerettet hatte. Herr Cramm bestimmte das Fluchtziel: Güsten bei Magdeburg. Dort hatte er Besitz.

Eiskalt der Januar, unübersehbar die Flüchtlingstrecks, dazwischen eingekieilt vorrückende Truppen. Herr Cramm fuhr seinen Opel, die Stute Hanka zog den Leiterwagen. Der Opel kam nicht schneller vorwärts als Hanka.

Am achten Tage trieb ein Tiefflieger angriff die Menschen in die verschneiten Strassengraben. Pferde rissen sich los und gingen durch, Menschen schrien, Blut färbte den Schnee, während die Sprenggeschosse wie Knallerbsen ihre Spuren zogen.

Als es vorüber war, rannte alles zu den Fahrzeugen. Hanka war unverletzt, auch Herrn Cramms Opel fuhr noch. Wo war Grossmutter?

Grossmutter lag stumm im Graben, bläuliches Gesicht, starre Augen.

Bei Torgau wurde sie begraben. «Ein leichter Tod», sagte Herr Cramm und blickte besorgt nach Osten.

Nicht auszudenken, wo die Familie gelandet wäre ohne Herrn Cramm. Wahrscheinlich in einem dieser elenden Flüchtlingslager, wo sich die Menschen auf engem Raum zusammendrängten.

Herr Cramm stand auch in Güsten in hohem Ansehen, natürlich, es war ja seine Heimat, und so hatten die Wannenschmiedes wieder einmal Glück. Auf Herrn Cramms Gut in Güsten liess es sich leben, trotz der katastrophalen Lage.

Das nahe Magdeburg wurde häufig von den Engländern und Amerikanern bombardiert, und Güsten kriegte jedesmal sein Teil ab. Jeder wusste, dass es zu Ende ging, aber die Offiziellen taten so, als wäre der Endsieg

noch in diesem Jahr zu erwarten. Sogar der BDM hielt den Betrieb aufrecht, und Helga machte mit: freiwilliger Dienst im Lazarett, Training fürs Leistungsabzeichen.

Frühling lag in der Luft. Sie war nun bald achtzehn, «ein schönes Mädchen», wie Herr Cramm gelegentlich feststellte, halb scherzhaft, halb sentimental. Ach, was nützte es, ein schönes Mädchen zu sein, mitten im Krieg. Wenn der doch bald zu Ende wäre.

Sie ritt oft auf Hanka, blickte auf die zartgrünen Felder, die Herrn Cramm gehörten, und träumte; sie hatte sich damals in den Ritterkreuzträger verliebt, aber er war bald an die Front zurückgegangen, zweimal hatte er geschrieben, nette Briefe, etwas onkelhaft, dann nicht mehr. Vielleicht war er gar nicht mehr am Leben.

Einmal, am Morgen nach einem schweren Angriff auf Magdeburg, war sie wieder mit Hanka unterwegs, die Wipper entlang, Richtung Bernburg. In einer Waldlichtung leuchtete es gelb. Sie trieb das Pferd hinüber. Ein Fallschirm, die Seide bewegte sich im Vorfrühlingswind. Nein, das war nicht der Wind, der die Seide bewegte, da musste einer drunter liegen.

Während sie abstieg und Hanka an einen Baum band, dachte sie: ein abgeschossener Flieger, vielleicht Nachtjäger, junges Flieger-As, Ritterkreuz, dem müsste ich das Leben retten.

Es war ein Flieger, aber kein deutscher. Voller Blut war er und murmelte unverständliche englische Worte. Sie zog ihre Bluse aus, riss sie in Streifen und verband ihm Kopf und Schulter. «Ich komme bald wieder», sagte sie.

Er blickte sie an mit braunen Augen und lächelte, als habe er sie verstanden. Sie deckte den Fallschirm über ihn und ritt nach Hause.

Ihr Vater arbeitete im Garten. Er sagte: «Ein Engländer? Das müssen wir der Polizei melden.»

«Auf keinen Fall, Tatusch! Er ist doch schwer verwundet.»

«Aber wir können unmöglich einen feindlichen Soldaten ...»

«Hast du nicht selber gesagt, Feinde sind auch Menschen?»

Ja, das hatte er gesagt. Aber er bestand darauf, dass Herr Cramm gefragt werde.

Herr Cramm war wunderbar. «Du hast vollkommen recht, Kind. Der Krieg ist sowieso bald aus, was sollen wir den armen Kerl noch in ein Lager schicken. Und er ist ein Flieger.» Herr Cramm hatte oft von der internationalen Kameradschaft der Flieger geredet.

Am Abend holten sie den Verwundeten mit einem Pferdefuhrwerk und schleppten ihn in eine Dachkammer. Herr Cramm sorgte auch für einen Arzt.

Der stellte eine Gehirnerschütterung fest und zwei Rippenbrüche. Nicht lebensgefährlich.

Der englische Flieger hiess Frank. Helga brachte ihm dreimal am Tage das Essen, sie half ihm beim Waschen und wechselte den Verband. Frank war vierundzwanzig Jahre alt, er hatte dunkles, weiches Haar und war mindestens so nett wie der Ritterkreuzträger in Strehlen, nur dass er kein Deutsch konnte. Aber die Verständigung gelang mit Hilfe eines Wörterbuches ganz gut.

Und auf einmal war Helga schrecklich verliebt in ihn, vielleicht nur, weil er vom Himmel gefallen war, um von ihr gesund gepflegt zu werden. Und Frank war offensichtlich auch verliebt in sie.

Nach vier Wochen stand er wieder auf den Beinen. Sollte er nun an die Polizei ausgeliefert werden? Herr Cramm dachte nicht daran. Die Amerikaner waren schon in Frankfurt am Main und die Russen an der Oder. «Drei Wochen gebe ich uns noch», sagte er. Und damit hatte er beinahe recht. Vielleicht erwog er in seiner voraus schauenden Art, dass es gut sein werde, einem englischen Flieger geholfen zu haben.

Frank übernahm die Rolle eines polnischen Arbeiters, und da er kein Polnisch konnte und kein Deutsch, hatte er grundsätzlich den Mund zu halten. «Ein Pole mit einem Dachschaden, das sind Sie», sagte Herr Cramm zu ihm auf englisch. Frank nickte und lächelte Helga an.

Von nun an machte er leichte Gartenarbeiten, und Helga übernahm sozusagen seine Bewachung für den Fall, dass er doch noch entdeckt werden sollte. Sie verständigten sich mit einem Gemisch aus Deutsch und Englisch, und das ging ausgezeichnet.

An einem der milden Apriltage küssten sie sich zum erstenmal. Frank stand in den Gemüsebeeten unter dem Kirschbaum, dessen Blüten gerade aufgegangen waren.

«Frühling», sagte Frank mit weich rollendem R, brach einen Zweig ab und hielt ihn ihr hin.

Und als Helga den Zweig nahm – es war beinahe wie in einem Ufa-Film – legte er die Hände um ihre Schultern, und dann küssten sie sich, und das war wirklich so schön, wie es in allen Liedern gesagt wird.

Sie achteten nicht auf die Motorengeräusche auf der Strasse. Und als Frank mit seinen Gärtnerhänden Helgas Haar streichelte, und als sie leise sagte: «Ich liebe dich – I love you, Frank», da hörten sie plötzlich eine krächzende Stimme: «Hey, what ye doin' here?»

Sie fuhren auseinander, und da standen zwischen den Bohnen drei Amerikaner mit olivfarbenen Stahlhelmen und Maschinenpistolen.

«Hands up!» rief der mit der Krächzstimme. Frank hob die Hände hoch, und zur Gesellschaft hob Helga sie auch hoch.

«Helio, boys!» sagte Frank und sprach schnell und freudig auf die Amerikaner ein. Aber sie antworteten mit finsternen Gesichtern, und als Frank die Hände herunternehmen wollte, brüllten sie ihn an und fuchtelten ihm mit ihren Maschinengewehren vor der Nase herum.

«Liebling», sagte Frank, «die glauben mir nicht. Sie sagen, ich muss mitkommen. Sie halten mich für einen Spion.»

Die Amerikaner nahmen ihn in die Mitte und führten ihn ab. «Ich komme wieder!» rief er, dann war er fort.

Er kam wieder, schon am nächsten Tag, in amerikanischer Uniform, und brachte Schokolade mit und was zu trinken. Zwei Tage blieb er noch, und zwei Tage lang wurde Abschied gefeiert. «Liebling», sagte er zu Helga, bevor er in den Jeep stieg, der ihn in die britische Zone bringen sollte, «ich komme zurück und hole dich nach England. Und dann wird geheiratet.»

Diese Jungs wollten alle gleich heiraten, ob Engländer, Amerikaner oder Russen, das sollte Helga noch öfter feststellen.

Sie war fast achtzehn, kein Alter, in dem man sich Sorgen um die Zukunft macht.

Die Amerikaner taten niemandem etwas zuleide, höchstens dass sie hinter den Mädchen herpiffen. Manche Mädchen gingen offen zu ihnen über – diese Amis sahen so ungemein erfreulich aus in ihren knappsitzenden Sommeruniformen, deren Brusttaschen sich wölbten von Zigarettenpackungen, Kaugummi- und Candy-Päckchen. Manche zierten sich noch, so schnell kann man sich doch mit den Siegern nicht verbrüden! Andere lehnten jede Annäherung aus weltanschaulichen Gründen ab, wie beispielsweise Helgas Strehleiner BDM-Freundinnen Gerda und Adelheid, die drüben in Alsleben untergekommen waren. Die glaubten noch an eine geheime Armee in den bayerischen Bergen, an Werwolf und so. Damit standen sie nicht allein, daran glaubten offenbar auch die Amerikaner, das stellte sich an einem sonigen Nachmittag beim Baden in der Saale heraus.

«Wettschwimmen!» sagte Gerda, die immer ein bisschen die Anführerin spielte. «Bis zur Brücke!» Helga gewann natürlich, im Sport war sie unschlagbar. Als sie sich prustend nach den anderen umdrehte, sah sie am Ufer drei aufgeregte Amerikaner herumtanzen. Sie schrien und fuchtelten mit ihren Gewehren.

Erschrocken kletterten die Mädchen an Land.

Die Amerikaner machten ein grosses Palaver, leider konnte man kein

Wort verstehen. Einer von ihnen, ein grosser mit schwarzem Schnurrbart und vielen Winkeln am Ärmel – ein Staff-Sergeant, wie Helga später lernte – deutete schliesslich auf einen Jeep. Und ab ging's zur Kommandantur, in nassen Badeanzügen.

Ein Captain vernahm sie. «Was wollten Sie unter der Brücke?»

«Schwimmen.»

Der Captain wollte das nicht glauben. Eine Brücke sei ein militärisches Objekt, und in ganz Deutschland würden alle Brücken bewacht, das sei allgemein bekannt. Wer sich also in der Nähe einer Brücke herumtreibe, stehe in Verdacht, sie sprengen zu wollen.

Der Staff-Sergeant, nachdem er die fröstelnden Mädchen, besonders Helga, eingehend betrachtet hatte, redete beschwichtigend auf den Captain ein. Der schien sich überzeugen zu lassen. Die Personalien wurden aufgenommen, dann waren sie entlassen. Im Badeanzug; die Kleider lagen noch am Ufer der Saale.

Der Staff-Sergeant fuhr sie zurück an den Fluss. Ein netter Mann, und er sah blendend aus mit seinem schwarzen Schnurrbart. Geduldig wartete er, bis sie sich angezogen hatten, dann fuhr er sie nach Hause. Zuletzt Helga.

Sehr Gesprächig war er auf einmal und sprach langsam und deutlich, damit Helga ihn verstehen konnte. Bob heisse er, Bob Kelly aus Indiana, fünf- und zwanzig Jahre alt. Ob er sie wiedersehen dürfe?

«Das geht doch nicht.»

«Warum denn nicht?»

«Non-Fraternisation», sagte Helga.

Das Wort kannte jeder.

«Nuts», sagte Bob, und das bedeutete «Blödsinn». Und zum Abschied schenkte er ihr einen Riegel Schokolade.

Am nächsten Abend kam er in frischgebügelter Uniform und machte Helgas Vater einen Besuch. Er tat so, als sei er von der Kommandantur geschickt wegen des Vorfalls an der Alslebener Brücke. Das sei alles O. K., ein bedauerliches Missverständnis.

Als er fort war, sagte Vater: «Ein sympathischer Mensch.»

«Ein Amerikaner!» sagte Mutter vorwurfsvoll.

«Na und? Man muss sich diese nationalen Vorurteile abgewöhnen. Und sehr viele Amerikaner sind deutscher Abstammung.»

Bob war zwar nicht deutscher Abstammung, aber ein kluger Mann war er, und er ging methodisch vor. Er hielt sich an Helgas Vater, besuchte ihn oft, wenn er mit seinem Jeep vorbeikam, und jedesmal fand er Gelegenheit, Helga ein bisschen von Amerika zu erzählen.

«Ein tadelloser Mann, dieser Mr. Kelly», sagte ihr Vater, «zuverlässig, solide, vertrauenerweckend.» Und er hatte nichts dagegen, dass Bob gelegentlich mit Helga spazierenging.

Bob konnte viel besser küssen als Frank, und Franks Bild verblasste in Helgas Herzen (er liess auch gar nichts mehr von sich hören).

Bob kam immer häufiger; schade nur, dass Mutter der Ansicht war, ein junges Mädchen habe in diesen Zeiten Punkt sieben zu Hause zu sein. Aber wozu gab es eine Tante Lisa in Alsleben? Die hatte so viel Verständnis für junge Mädchen, und Helga durfte bei ihr übernachten, wann sie wollte. Von dieser Möglichkeit machte sie nach Kräften Gebrauch. Sie fuhr dann mit dem Fahrrad aus Güsten heraus, dort wartete Bob mit seinem Jeep. Das Fahrrad wurde verladen, und los ging's in den Frühling.

In Alsleben wohnten, wie gesagt, auch noch die Freundinnen Gerda und Adelheid; so konnte man im Notfall Tante Lisa erzählen, man habe bei einer von ihnen übernachtet. Dieser Notfall trat bald ein.

Helga fuhr mit Bob zu einer Party der Amerikaner nach Quedlinburg. Es wurde viel getanzt und viel getrunken, und spät wurde es, sehr spät, und fürsorglich wie Bob war, nahm er für Helga ein Hotelzimmer, damit sie nicht noch durch die kühle Nacht zu Tante Lisa fahren musste. Und verantwortungsvoll wie er war, liess er sie in dem fremden kahlen Zimmer nicht allein.

Helga weinte am nächsten Morgen, reuevoll. Aber Bob sagte: «Warum weinst du, Honey? Wir werden heiraten, das ist doch klar! Ich bin froh, dass ich eine Deutsche heiraten werde.»

Und Tante Lisa wurde erzählt, Helga habe bei Gerda übernachtet.

Mit der Liebe ist das doch merkwürdig. Der Ritterkreuzträger war längst vergessen, und Frank konnte man sich kaum noch vorstellen. Vielleicht war das andere gar keine richtige Liebe gewesen, sondern nur Einbildung. Aber Bob liebte sie, ja, sie fühlte sich wie seine Frau.

Bob war ein feiner Kerl. Nicht nur zu ihr sagte er, dass er sie heiraten werde, er sagte es auch zu ihrem Vater. Der lachte. «Verehrter Mr. Kelly, das Kind ist eben achtzehn geworden. Warten Sie noch ein Jahr, dann können wir noch mal darüber reden.»

Kurz darauf fuhr Bob mit dem Jeep vor, zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit. «Honey», sagte er, «hör mal gut zu, ich hab's ziemlich eilig, du musst alles verstehen, was ich dir jetzt sage.»

«Yes», sagte sie aufgeregt.

«Ich komme weg.»

«Wohin, Bob?»

«Nach Berlin. Wir gehen alle hier weg. Dafür kommen die Russen.» «Um Gottes willen. Dann gehe ich auch weg.»

«Genau, Honey. Sieh zu, dass du auch nach Berlin kommst. Und nimm deine Familie mit. Und sag niemandem, dass du das von mir weisst, es ist nämlich geheim. Bis bald, in Berlin, Honey!»

Helga verkündete der Familie die geheime Nachricht. Vor den Russen hatten sie alle Angst. Aber wieder flüchten? Mit Sack und Pack? Wo Mutter gerade mit einer Gallenkolik im Bett lag? Nein, die Wannenmachers wollten nicht mehr.

Drittes Kapitel

Die Amerikaner zogen ab mit ihren Jeeps und Panzern und motorisierten Grossküchen, mit ihren Zigarettenstangen, ihrem Kaugummi und ihren «Candies». Und gleich darauf waren die Russen da.

Alles blieb in den Häusern, ähnlich wie damals in Deljatin, nur war diesmal die Furcht grösser.

Um Mitternacht klopfte es bei den Wannenmachers. Die Frau des Bürgermeisters stand vor der Tür, neben ihr ein Sowjetsoldat. Helga sollte zum Bürgermeisteramt kommen, die Russen brauchten einen Dolmetscher.

«Kommt überhaupt nicht in Frage», sagte Vater, und Helga dachte: Wenn ich doch nicht Russisch gelernt hätte.

«Aber ich bitte Sie», sagte die Bürgermeistersfrau, «was soll ich machen? Wollen Sie, dass man Ihre Tochter mit Gewalt holt?»

Der Soldat wurde ungeduldig. Er sah Helga an und machte eine Kopfbewegung gegen die Tür.

«Nur unter der Bedingung», sagte ihr Vater, «dass ich mitkommen kann. Übersetz das mal!»

Helga übersetzte stockend; aber sie lächelte den Russen an. Der nickte ganz friedlich: «Da, da», sagte er. Und dann: «Dawai!»

Los, hiess das. Sie hörte es zum erstenmal aus dem Munde eines Russen, später sollte sie das Wort hassen.

Die Strassen waren voller Soldaten. Ihre Uniformen sahen anders aus als vor sechs Jahren in Deljatin, statt der spitzen Mützen mit dem grossen aufgenähten Sowjetstern trugen sie jetzt schmale Käppis, und die Offiziere hatten breite silberne Schulterstücke.

Beim Bürgermeister war das Zimmer voll, es roch nach Machorka. Ein Offizier mit zwei Sternen auf den Schulterstücken fragte Helga: «Sie sprechen Russisch?»

«Ja.»

«Versuchen wir's mal. Wir brauchen ein Gebäude für die Kommandantur. Es muss ein grosses Haus sein.»

Helga beriet mit dem Vater und dem Bürgermeister. Am geeignetsten schien das Gebäude, in dem früher die Kreisleitung war. Helga übersetzte.

«Danke.» Der Offizier lächelte. «Sie können gehen. Vielen Dank», sagte er. «Sie sprechen übrigens ausgezeichnet.»

Auf dem Heimweg sagte Vater: «Das gefällt mir nicht. Jetzt werden sie dich jedesmal holen, wenn sie einen Dolmetscher brauchen, das ist mir zu gefährlich.» Und nach einer Weile: «Du gehst nach Alsleben zu Tante Lisa.»

«Ja», sagte Helga und war selber froh über den Vorschlag.

In Alsleben arbeitete sie in der Apotheke. Viel gab es nicht zu tun, denn die Vorräte an Medikamenten waren längst aufgebraucht, und die Nachlieferungen kamen äusserst spärlich.

Die Russen, so stellte Helga fest, schienen gar nicht so schlimm zu sein. Stalin hatte einen Befehl erlassen, wonach jeder Soldat, der ein Mädchen vergewaltigte, zehn Jahre nach Sibirien musste.

Die Russen erklärten auch nicht alles zu Staatseigentum wie damals in Deljatin. Sie erlaubten den Kaufleuten sogar, ihre Geschäfte wieder zu öffnen. Nicht mal dem ehemaligen Parteifunktionär Herm Cramm taten sie etwas, er bewirtschaftete weiter sein Gut.

Zum Wochenende wagte Helga sich nach Hause. Und sie wagte noch mehr. Hanka stand ausgeruht im Stall, warum sollte man das Pferd nicht ein bisschen bewegen? Das hätte sie lieber nicht tun sollen. Auf der Strasse nach Bernburg begegnete ihr ein Trupp Soldaten. Die hielten sie an: «Stoj! 'runter vom Pferd!»

Helga protestierte. Auf Russisch. Das gab eine Aufregung: Ah, sie spricht Russisch. Und reitet spazieren in einem feinen Reitanzug. Das ist bestimmt eine Emigrantin, eine ehemalige Gutsbesitzerin, die früher die armen Muschiks ausgebeutet hat. «Komm, Mädchen, dich nehmen wir mit, und dein feines Pferdchen auch.»

Die Soldaten nahmen Helga mit und sperrten sie samt Hanka in eine Garage. Fünf Stunden sass sie da.

Dann wurde sie dem Kommandanten vorgeführt. An seiner Tür stand der Name A. N. Sidrow, Oberstleutnant.

Der Kommandant war jung, höchstens dreissig. Helga erkannte ihn wieder: Es war der Offizier, der sie in der ersten Nacht aufs Bürgermeisteramt hatte holen lassen. Er lächelte: «Was für eine angenehme Überraschung. Wo haben Sie nur gesteckt? Wir haben Sie die ganze Zeit gesucht.»

Helga fand ihre Courage wieder. «Was wollen Sie von mir? Und was machen Sie mit meinem Pferd? Doch nicht schlachten?»

«Schlachten? Wo denken Sie hin – wir haben genug Fleisch. Nein, nein, meine Leute haben sich da einen Scherz mit Ihnen gemacht.» Und er bestand darauf, sie zum Essen einzuladen. Es war ihr erstes russisches Essen. Borschtsch und Rindsbraten mit Kascha. Es schmeckte vorzüglich; aber sie ass nicht viel, sie wollte so schnell wie möglich weg.

Der Kommandant liess seinen Wagen vorfahren und brachte sie nach Hause. Hanka wurde später von einem Soldaten abgeliefert, frisch gestriegelt.

Und wieder machte ein Soldat der Siegermächte bei Vater offiziellen Besuch. Ob Helga nicht auf der Kommandantur arbeiten könne?

Vater runzelte ablehnend die Stirn.

«Überlegen Sie sich's», sagte der Oberstleutnant. «Ich werde morgen noch mal nachfragen.» Er hinterliess einen guten Eindruck. «Na ja», sagte Vater, «unter den Russen gibt es auch Menschen.»

Die Sache wurde in der Familie besprochen. Herr Cramm, der den Russen hatte wegfahren sehen, war dafür, dass Helga das Angebot annähme. Er sah Vorteile. «Als Dolmetscherin», sagte er, «wird sie mehr Einfluss auf den Kommandanten haben als irgendwer sonst.»

Das leuchtete ein, und als der Oberstleutnant am nächsten Tag nachfragte, gab Vater seine Einwilligung.

Ja, Herr Cramm hatte recht – eigentlich hatte er mit seinen Ratschlägen bisher immer recht gehabt. Helga Wannemacher wurde in Güsten eine bekannte und einflussreiche Persönlichkeit, natürlich nicht von heute auf morgen, aber doch in wenigen Wochen. Alles, was von deutscher Seite an den Kommandanten herankam, ging über sie, sozusagen durch ihren Mund.

Der Oberstleutnant war ein fleissiger, energischer Mann, er wollte Ordnung schaffen in dem Durcheinander, das der Krieg hinterlassen hatte. Geschäfte wurden neu eröffnet, Betriebe in Gang gesetzt, auch in der Kommunalpolitik regte es sich, es sollte wieder Parteien geben. Und kein Antrag, der nicht von Helga übersetzt und dem Kommandanten vorgetragen wurde,

kein Bittsteller, der nicht zuerst bei ihr vorsprach – ob es sich um eine Reiseerlaubnis handelte oder um ein Gesuch wegen eines Kriegsgefangenen. Bei jeder Verhandlung, bei jeder Eröffnung war Helga an seiner Seite.

«Jelena» nannte er sie, denn «Helga» ist für einen Russen schwer auszusprechen. Und sie sagte zu ihm «Genosse Kommandant».

Sie war auch an seiner Seite, als er den Ortssekretär der neugegründeten KPD ernannte. Bolle hiess der Mann, ein alter Kommunist, der gar nicht damit einverstanden war, dass private Geschäfte wieder eröffnet wurden. Musste nicht sofort alles verstaatlicht werden wie in der Sowjetunion, dem Vaterland aller Werktätigen? Mindestens einmal täglich erschien Genosse Bolle auf der Kommandantur, um seine ideologischen Bedenken geltend zu machen. Aber da kam er schlecht an; denn in Güsten hatte nicht der Sekretär der KPD zu entscheiden.

Helga kümmerte sich nicht um Politik, sie sorgte lieber dafür, dass ihre Familie genug zu essen hatte, und das war nicht schwer. Auf der Kommandantur gab es alles im Überfluss, und der Oberstleutnant zeigte sich grosszügig. Wer hätte gedacht, dass es mit den Russen so gut gehen würde.

Auch Bob schien das erfahren zu haben. Eines Nachmittags stand er in der Kommandantur in seiner frisch gebügelten Uniform, deren Brusttaschen sich von Lucky-Strike- und Candy-Packungen beulten. Er gab Helga einen Kuss und lachte sie an. «Honey, ich dachte, du hast Angst vor den Russen?»

«Ach, die sind gar nicht so schlimm. Ich glaube, es war alles Propaganda. Und der Kommandant ist ganz prima.»

Der amerikanische Staff-Sergeant und der sowjetische Oberstleutnant fanden Gefallen aneinander. Helga durfte beide für den Abend nach Hause einladen; da feierten sie bei Wodka und Whisky, die ganze Familie war dabei, auch Herr Cramm.

Als Bob ging, umarmte er Oberstleutnant Sidrow und küsste ihn nach russischer Sitte auf beide Wangen. Und zu Helga sagte er: «Die Jungs sind doch O. K. Sie sind genau wie wir, nicht?»

Ja, das fand Helga auch. Nur ein wichtiger Unterschied bestand zwischen den beiden Siegern: Die Russen hatten den Polit-Offizier, die Amerikaner nicht.

Und so einen NKWD-Mann gab es natürlich auch in Güsten, das war der Polit-Major Jaschtschuk. Ihn liebte keiner auf der Kommandantur, denn seine Tätigkeit bestand vornehmlich aus Schnüffeln.

Jaschtschuk arbeitete eng mit den deutschen Kommunisten zusammen, und was dabei herauskam, entdeckte Helga eines Abends auf dem Schreib-

tisch des Kommandanten. Da lag eine Liste, die der Polit-Major kurz vorher hereingebracht hatte. *Geheim! – Nachstehende Personen werden als gefährliche Faschisten, Militaristen oder subversive Elemente für den Transport in die UdSSR vor geschlagen ...*

Es folgten fünfzehn Namen mit genauer Adressenangabe, drei von ihnen kannte Helga, zwei Männer und eine Frau – biedere, harmlose Bürger. Sie merkte sich die Namen, und zu Hause berichtete sie ihrem Vater davon.

Der Vater schwieg.

Zwei Tage später wurde es in Güsten bekannt: Über Nacht waren zwölf Personen verhaftet und abtransportiert worden, drei weitere waren kurz vorher in den Westen geflohen; die drei, deren Namen sich Helga gemerkt hatte.

«Die sind gewarnt worden, verdammt noch mal», sagte Jaschtschuk.

«Da müssen Sie besser aufpassen, Genosse», sagte der Oberstleutnant kühl. «Das ist doch Ihre Aufgabe und nicht meine.» Offensichtlich wollte er mit solchen Dingen möglichst wenig zu tun haben.

Helga tat, als ginge sie das alles nichts an; innerlich lachte sie. So einfach ist es also, ändern aus der Patsche zu helfen, wenn man auf der Kommandantur sitzt. Nächstesmal werde ich es wieder tun.

Sie war zu jung, um zu beurteilen, wie gefährlich es war. Angst vor den Russen hatte sie nicht mehr, nicht einmal vor Major Jaschtschuk. Sie fühlte sich sicher in der Nähe des Kommandanten, er war ein Gentleman. Sie mochte ihn gern, und sie wäre keine Frau gewesen, wenn sie nicht gewusst hätte, dass auch er sie gern mochte.

Schlimm, dass auch Major Jaschtschuk ein Auge auf sie geworfen hatte, er forderte sie häufig auf, ihn auf seinen Dienstfahrten zu begleiten, und wenn sie ablehnte, kniff er ein Auge zu und sagte: «Du möchtest natürlich lieber mit deinem geliebten Kommandanten fahren.»

«Nein», sagte sie wütend, «ich hab' zu tun. Und was heisst hier geliebter Kommandant?»

Aber recht hatte Jaschtschuk. Sie wusste, dass sie sich längst in den Kommandanten verliebt haben würde, wenn es nicht noch Bob gegeben hätte. Ach, es ist nicht einfach für ein hübsches Mädchen unter so vielen Männern.

Nicht immer hatte sie eine stichhaltige Ausrede bei Jaschtschuk, und einmal gab ihr der Kommandant sogar den Befehl, den Polit-Major zu begleiten. Das geschah, als die Sache mit dem Brennspiritus passierte. Die russischen Landser waren in Bezug auf Schnaps nicht wählerisch. Wenn sie nicht genügend Wodka bekamen, tranken sie Brennspiritus, davon kann man auch

dun werden. Die Folgen waren fürchterlich. Vier Soldaten waren daran gestorben.

«Das ist Sabotage an der Schlagkraft der Sowjetarmee», sagte Jaschtschuk. Sabotagefälle gehörten in sein Ressort, und so fuhr er über Land, um die faschistischen Spirituslieferanten ausfindig zu machen.

Es wurde eine lange Fahrt. Viele Vernehmungen und wenig Erfolg. Trotzdem war der Polit-Major bester Laune. Die Fahrt im offenen Wagen durch die pralle Frühsommerlandschaft machte ihm Freude. Richtig nett war er und erzählte von seiner Heimatstadt Winniza in der Ukraine, und wie schön es sich dort leben liesse, und wie angesehen ein Offizier der Sowjetarmee sei und dass nach dem Sieg der Sowjetunion eine grosse Zeit anbrechen werde für alle Sowjetmenschen.

Sie kamen an einem Bauerngarten vorbei, der voller Kirschbäume stand. Ein alter Mann war dabei, die Kirschen abzunehmen. Jaschtschuk liess halten, ging zu dem Mann hin und kaufte ihm einen Korb ab.

Sie setzten sich an den Strassenrand und assen Kirschen. «Jelena», sagte Jaschtschuk, während er die Kerne kunstvoll auf die Strasse spuckte, «Jelena, Sie sind eine Frau, die in die Sowjetunion passt. Es wäre schade um Sie, wenn Sie in diesem besiegten, zerstörten Land blieben.» Dann legte er plötzlich den Arm um sie und zog sie an sich.

Helga war nicht mehr so unerfahren, dass sie damit nicht gerechnet hätte. Sie machte sich los und sprang auf. Aber Jaschtschuk war ebenso schnell wie sie. Er packte sie um die Taille.

Sie drückte die Hand gegen seinen Adamsapfel, da liess er sie los, und sie fiel hin, genau in den Kirschkorb. Wütend rappelte sie sich auf, sah an sich herunter. Der hellblaue Rock war voller Kirschflecken; nie würde sie die wieder 'rauskriegen.

«Nitschewo», sagte Jaschtschuk, «ich kauf' dir einen neuen. Warum bist du auch so kratzbürstig, Täubchen!» Und versuchte wieder, sie an sich zu ziehen.

Da soll ein Mädchen nicht die Haltung verlieren. Erst versaut er ihr das beste Kleid, und dann soll sie in seinen Armen dahinschmelzen. «Sie blöder Kerl!» schrie sie und schlug ihn mit der kirschfeuchten Hand ins Gesicht.

Nun war er endlich bedient. Er liess sie los und wischte sich über Wangen und Mund. Der alte Mann unter den Kirschbäumen lachte. Major Jaschtschuk sah es und wurde weiss vor Wut. «Das wird Ihnen noch leid tun», sagte er. «Kommen Sie, wir fahren weiter.»

Wenn man jung ist, hat man wenig Angst. Polit-Major Jaschtschuk konnte Helga nicht das Fürchten beibringen, noch nicht. Der Kommandant trug schliesslich einen Stern mehr auf den Schulterstücken, er würde ihr immer helfen. «Für Sie tue ich alles, Jelena», sagte er oft.

Schon lange wollte sie Bob in Berlin besuchen, und eines Tages – es war schon Herbst – als der Kommandant dienstlich dorthin musste, nahm er sie mit und lieferte sie lachend bei Bob ab.

«Hi, Honey», sagte Bob und freute sich ungemein. Er zeigte ihr Berlin, obwohl nicht viel zu sehen war, nichts als Trümmer; und abends nahm er sie mit in einen amerikanischen Klub.

Da ging es hoch her bei Schummerlicht, eine Band spielte so heiss, dass es einen in den Füssen juckte. Bob hatte einen Haufen Freunde, alles diese netten amerikanischen Jungs in ihren adretten Uniformen.

Natürlich waren auch Mädchen da, meistens deutsche. Eine davon, Gisela hiess sie, schien Bob gut zu kennen, und das zeigte sie mit einer Aufdringlichkeit, die Helga ärgerte. Immer wieder kam sie und holte ihn zum Tanzen, und er ging jedesmal mit.

Plötzlich machte Berlin keinen Spass mehr, nicht mal das Tanzen. Helga blieb am Tisch sitzen und schaute den andern zu. Und da sah sie, wie diese Gisela Bobs Kopf zu sich herunterzog und ihn küsste, ziemlich lange, und er liess sich das gefallen, mitten auf der Tanzfläche. Was kann ein anständiges Mädchen da anderes tun als aufstehen und Weggehen? Und das tat Helga, sehr unüberlegt; denn was macht ein Mädchen ohne militärische Begleitung nachts in Berlin, im Berlin des Jahres 1945? Eine Unterkunft hatte sie nicht, und sie musste aufpassen, dass sie nicht von einer Streife aufgegriffen und eingesperrt wurde.

Der einzige, den sie in der riesigen Trümmerstadt kannte, war der Kommandant, und der wohnte in einem Hotel, das für sowjetische Offiziere reserviert war. Sie ging hin und klingelte den Nachtportier heraus. Der raunzte sie an. «Wat wolln Se denn? Varrickt geworn, wat? Wissen Se nich, dass nach der Sperrstunde ...»

«Ich möchte Oberstleutnant Sidrow sprechen.»

«Nachts halb drei?»

«Ich bin seine Dolmetscherin. Es ist sehr dringend.» Sie zeigte ihren Ausweis mit Sidrows Unterschrift, und der Portier verschwand brummig. Mit klopfendem Herzen wartete sie draussen vor der Tür. Der Kommandant würde schön böse sein.

Sidrow war nicht böse, obwohl er längst im Bett gelegen hatte und sich erst anziehen musste. «Jelena, was ist denn passiert?»

«Nichts, Genosse Kommandant, nur...» sie fing an zu weinen, «ich möchte so schnell wie möglich nach Hause.»

Er schüttelte bekümmert den Kopf. «Das geht nicht. Ich kann den Fahrer jetzt nicht erreichen.»

Wie ein Häufchen Unglück stand sie vor ihm, und nun hätte er die Situation ausnutzen und sie heimlich ins Hotel nehmen können. Bob hätte das sicher getan. Doch der Kommandant tat so etwas nicht. «Leider dürfen Deutsche hier nicht herein», sagte er. «Aber wir werden schon irgendwie die Nacht herumbringen.»

Sie verbrachten den Rest der Nacht im Wartesaal des Bahnhofs Zoo. Gemütlich war es da gerade nicht, aber sie fühlte sich ganz geborgen neben dem Kommandanten. Sie rauchten eine Papyrossi, und leise erzählte er von sich und seiner Familie. Als er sah, dass sie müde war und fror, zog er seinen Mantel aus, der mit Hamsterfell gefüttert war, und wickelte sie darin ein. Dann küsste er sie, aber nicht auf den Mund, sondern ganz altmodisch auf die Stirn. «Gute Nacht, Jelena.»

«Gute Nacht, Genosse Kommandant.»

«Du kannst Andrej zu mir sagen, wenn wir allein sind.»

«Gute Nacht, Andrej», sagte sie. Dann schief sie an seiner Schulter ein.

Mehr passierte nicht in dieser Nacht. Am andern Morgen kaufte Andrej ihr einen Kleiderstoff und Süßigkeiten und Bananen (die sie noch nie im Leben gegessen hatte). Auf der Rückfahrt nach Güsten küsste er sie noch einmal, und das sah der deutsche Fahrer im Rückspiegel, und von da an sprach es sich in der Stadt herum, dass Helga Wannenmacher etwas mit dem Kommandanten habe.

Mochten die Leute reden, soviel sie wollten, ihr war das gleichgültig. Den Andrej, den liebte sie nun wirklich. Er war ein richtiger Mann, nicht so schüchtern wie Frank und nicht so leichtsinnig wie Bob. Als Kommandant von Güsten herrschte er wie ein König über sein Gebiet, und seine Befehle waren Gesetz; aber nie nutzte er das aus. Ja, der Oberstleutnant Andrej Sidrow war ein Gentleman.

Vielleicht war das der Grund, weshalb Helga nicht zögerte, als er sie eines Abends in seine Wohnung einlud. Keine Spur von schlechtem Gewissen den Eltern gegenüber. Im Zweifelsfall würde sie erzählen, sie habe bei Tante Lisa in Alsleben geschlafen.

Sie blieb die Nacht über bei ihm. Am Morgen weinte sie nicht wie damals bei Bob. Andrej sagte: «Jelena, ich bin zwölf Jahre älter als du, aber ich möchte dich heiraten. Willst du?»

Die zwölf Jahre störten sie nicht, aber wie kann ein Sowjetoffizier ein deutsches Mädchen heiraten? Sie kannte ja die Bestimmungen. Stalin würde das nicht zulassen.

Ehe sie antworten konnte, klopfte es an die Tür.

«Wer ist da?» fragte Andrej.

«Major Jaschtschuk. Genosse Oberstleutnant, hier ist der Vater der Dolmetscherin, er sucht seine Tochter.»

Nur eine Sekunde zögerte Andrej. Dann rief er: «Die Dolmetscherin Jelena ist gestern in Alsleben bei ihrer Tante geblieben.»

«Entschuldigen Sie die Störung, Genosse Oberstleutnant», sagte Jaschtschuk und entfernte sich mit Helgas Vater.

«So ein Strolch», sagte Andrej und lachte. Sie zogen sich eilig an. Durch den Hinterausgang verliess Helga die Wohnung, ging zum Bahnhof, wartete dort auf den Alslebener Zug, rief dann zu Hause an und erzählte das Märchen von Tante Lisa.

So erfuhr niemand etwas von der Nacht bei Andrej. Glaubten sie. Aber Major Jaschtschuk wäre kein NKWD-Mann gewesen, wenn er nicht alles genau gewusst und daraus die Konsequenzen gezogen hätte. Und die sahen übel aus für Andrej und Helga.

Sie wollten heiraten, das stand fest. Fraglich war nur noch, ob Andrej dafür eine Genehmigung bekommen würde; aber irgendeinen Weg, sagte er, werde er schon finden.

Doch ehe er diesen Weg gefunden hatte, wurde er nach Potsdam befohlen, zum Oberkommando. Drei Tage blieb er fort, und als er zurückkam, war er ernst und bedrückt. «Was ist los, Andrej?»

«Es sieht böse aus, Jelena. In Potsdam haben sie einen Bericht über mich bekommen, darin werde ich beschuldigt, dass ich mit einer Deutschen zusammenlebe und zu den Amerikanern Verbindung hätte.»

«Was? Wir leben doch gar nicht zusammen. Und Verbindung mit den Amerikanern? Wen meinen sie denn damit?»

«Bob. Wenn ich Pech habe, genügt das, um mich abzuschliessen.»

«Von wem ist der Bericht?»

«Das fragst du noch? Von Jaschtschuk natürlich.»

«Aber Jaschtschuk ist Major, du bist Oberstleutnant.»

«Er ist vom NKWD. Die NKWD-Leute haben einen direkten Draht nach oben, den können sie jederzeit benutzen, ja sie sind sogar dazu verpflichtet. Das merk dir mal für alle Zukunft, Jelena.»

Sie merkte es sich, und später sollte sie selber diesen Draht benutzen. Aber augenblicklich war sie entsetzt darüber. «Kannst du denn nichts gegen ihn unternehmen?»

Er schüttelte den Kopf. Dann küsste er sie. «Warten wir ab. Vielleicht geht alles noch gut.»

Es ging nicht gut. Vier Tage später kam der Versetzungsbefehl, zurück in die Sowjetunion. Innerhalb von zwölf Stunden musste Andrej abreisen. Sein vorläufiger Nachfolger als Kommandant war Major Jaschtschuk.

In seinem Dienstzimmer verabschiedeten sie sich. «Andrej, wirst du mir schreiben?»

«Ich werde es versuchen. Ich werde auch alles versuchen, um zurückzukommen, aber einfach ist das nicht.»

Sie stand am Fenster, als er unten in den Wagen stieg. Major Jaschtschuk hatte ihn nach draussen begleitet; er legte die Hand an den Mützenschirm, als der Wagen anfuhr. Andrej erwiderte den Gruss nicht.

Helga weinte die halbe Nacht. Am anderen Morgen ging sie zu Jaschtschuk und kündigte.

«Das ist sehr schade», sagte Jaschtschuk freundlich. «Sie sind eine so tüchtige Dolmetscherin. Wollen Sie sich's nicht noch überlegen?»

«Nein.»

«Und warum?»

«Das wissen Sie genau», sagte sie und ging. Sie wollte weg aus der Kommandantur, wollte Jaschtschuk nicht mehr sehen und auch Güsten nicht, wo alles sie an Andrej erinnerte. Sie ging nach Alsleben, arbeitete dort in der Krankenhausapotheke. Vierzehn Tage lang, dann kam Jossi herüber. «Du musst sofort zurückkommen. Vater ist verhaftet worden.»

«Um Gottes willen, warum?»

«Jaschtschuk sagt, du wärst in den Westen abgehauen.»

«Das kann er gar nicht glauben. Ein NKWD-Mann weiss alles. So ein Schwein.»

Aber sie fuhr mit Jossi zurück, meldete sich sofort bei Jaschtschuk. Der war wieder von dieser verdammten Freundlichkeit. «Sieh an, da sind Sie. Und ich dachte, Sie wären in den Westen geflohen.»

«Und deshalb haben Sie meinen Vater verhaftet?»

«Nur zur Vernehmung. Ich musste doch herauskriegen, wo Sie geblieben sind. Es wäre gefährlich für unsere Sicherheit, wenn Sie in den Westen gegangen wären, nachdem Sie so lange bei uns auf der Kommandantur gearbeitet haben.»

«Ich arbeite in Alsleben in der Krankenhausapotheke. Sie können das durch einen Anruf feststellen. Wird mein Vater jetzt freigelassen?»

«Selbstverständlich», sagte Jaschtschuk und lächelte. «Aber ich schlage vor, Sie arbeiten wieder auf der Kommandantur als Dolmetscherin, das wäre besser für Sie, für uns und für Ihren Vater.»

Das war eine Drohung, Helga hatte Erfahrung genug, um das sofort zu begreifen. Und sie sagte zu.

Jaschtschuk gab ihr die Hand. «Jelena», sagte er bieder, «wir hatten einen Streit miteinander. Es tut mir leid. Vertragen wir uns wieder, arbeiten wir zusammen, dann ist alles in Ordnung.»

«Ja», sagte sie.

Sie arbeitete wieder auf der Kommandantur. Es ging besser, als sie dachte. Major Jaschtschuk war von überströmender Freundlichkeit, und grosszügig war er, viel mehr noch als Andrej.

Der Hungerwinter fünfundvierzig/sechsendvierzig war angebrochen, doch die Familie Wannemacher litt keine Not. Für Verpflegung sorgte Helga, aber nicht nur Lebensmittel bekam sie, auch Getränke, Kleiderstoffe und Schuhe. Und erstaunlicherweise machte Jaschtschuk nicht wieder den Versuch, sie zu küssen, obwohl er nun der unumschränkte Herrscher von Güsten war.

Helga gewann ihre alte Sicherheit zurück. Die deutschen Kommunisten waren nicht untätig, immer neue Aufstellungen von verdächtigen Faschisten landeten auf Jaschtschuks Schreibtisch, und Helga begann das alte Spiel: Sie merkte sich bestimmte Namen und gab sie an den Vater weiter. Manchmal funktionierte das Warnsystem, manchmal nicht. Aber niemand konnte ihr etwas nachweisen.

Einmal entdeckte sie auf solch einer Liste den Namen von Fräulein Petzold. Fräulein Petzold, ziemlich bejährt schon, war Schneiderin und hatte ihr in den vergangenen Monaten manches Kleid genäht. Fräulein Petzold musste gerettet werden, sofort.

«Genosse Kommandant», sagte Helga zu Jaschtschuk, «diese Frau ist harmlos, das versichere ich Ihnen.»

«So», sagte Jaschtschuk und kniff ein Auge zu. «Frauen sind niemals harmlos, wenn ich zum Beispiel dich ansehe, Jelena.»

Sehr witzig, dachte Helga, aber sie lächelte. «Fräulein Petzold», sagte sie, «weiss überhaupt nicht, was ein Faschist ist.»

Jaschtschuk stand auf und trat auf sie zu. «Bestimmt?»

Er legte ihr die grossen Hände auf die Schultern, zog sie langsam an sich. Sie wehrte sich nicht. Er küsste sie auf beide Wangen. Sie hielt still. Da lächelte er, liess sie los, nahm einen Bleistift und strich den Namen Petzold durch.

«Ich danke Ihnen, Genosse Kommandant.»

«Nichts zu danken», sagte Jaschtschuk, «ich vertraue dir, Jelena.» Er blickte sie lange an. «Vielleicht werden wir noch gute Freunde werden, sehr gute Freunde, meinst du nicht?»

Sie lächelte wieder. «Vielleicht.» Dann ging sie hinaus. Er rief sie nicht zurück, Gott sei gelobt. Aber sie wusste: Einmal wird sie zahlen müssen.

Dann kam der Tag, an dem sie Otto Gramms Namen auf der Liste fand. Sie hatte schon lange damit gerechnet, aber nun gab es ihr doch einen Schock. Sie ging zu Jaschtschuk ins Zimmer. «Genosse Kommandant, dieser Mann ist kein Faschist, das kann ich schwören.»

«Aber Jelena, er war in der Partei, hatte sogar ein hohes Amt.»

«Ja, aber ein Nazi ist er nie gewesen, ich kenne ihn seit fünf Jahren.»

Wieder stand Jaschtschuk auf, trat an sie heran, fasste nach ihren Schultern. «Wirklich?»

«Wirklich, Genosse...»

Er zog sie an sich, und dann küsste er sie. Sie legte ihre Arme um seinen Nacken und küsste ihn wieder und dachte an Herrn Gramm. Wo wäre sie jetzt ohne ihn. Wo wäre ihre Familie?

«Ich bin verliebt in dich», sagte Jaschtschuk, «weisst du das?»

«Ja.»

«Und wie ist das mit dir?»

«Ich weiss noch nicht. Können wir nicht erst mal die Liste ...»

Jaschtschuk nahm den Bleistift und strich Otto Gramms Namen aus. «Hast du Lust, mich heute Abend zu besuchen?» fragte er, ohne den Blick von der Liste zu nehmen.

«Heute Abend? Nein, das geht nicht. Es ist ja bald Weihnachten, und meine Mutter... wissen Sie, vor Weihnachten haben wir zu Hause immer eine Menge zu tun, und es würde auf fallen ...»

Es klopfte an die Tür. Genosse Bolle, Ortssekretär der KPD. «Sie haben mich rufen lassen, Genosse Kommandant!»

«Ach ja», sagte Jaschtschuk ärgerlich. Und zu Helga: «Wir sprechen noch mal darüber, Jelena.»

Nun würde sie bald zahlen müssen.

Eine Grossaktion war geplant, eine «Säuberung von faschistischen und subversiven Elementen», wie die Kommunisten es nannten. 160 Familien sollten weggebracht werden, am ersten Weihnachtstag.

Als die Russen zugriffen, waren sechzehn Familien geflohen.

Der Ortssekretär erschien auf der Kommandantur, bleich vor Wut.

«Die sind gewarnt worden, Genosse Major. Und wir wissen auch, durch wen.»

Helga übersetzte.

«Durch wen also?» fragte Jaschtschuk.

Bolle zeigte auf Helga. «Durch die! Wir haben Beweise.»

«Jelena, was sagen Sie dazu?»

«Unsinn!» sagte Helga, aber ein Rotwerden konnte sie nicht unterdrücken.

«Genosse», sagte Jaschtschuk, «ich werde die Sache sofort untersuchen. Warten Sie draussen.»

Widerstrebend ging Bolle.

Jaschtschuk sah Helga an, nicht unfreundlich. «Los, sag die Wahrheit. Du weisst, ich kriege sie auf jeden Fall heraus.»

«Ich habe niemanden gewarnt», sagte Helga. «Aber ich gebe zu, ich habe darüber gesprochen, und vielleicht ist die Sache auf diese Weise bekanntgeworden. Es war bestimmt nicht meine Absicht, Genosse Kommandant...»

Jaschtschuks Blick ging an ihr herunter, ganz langsam. «Bist du dir klar darüber, was du dir da eingebrockt hast? Die Militärgesetze sind streng, das weisst du!»

Sie nickte. Er ging zum Fenster, blickte hinaus in die Dunkelheit, schwieg eine Weile. Sie dachte an ihren Vater, der die Familien gewarnt hatte. Wenn die Kommunisten Beweise hatten, musste auch ihr Vater mit hineingezogen werden. Vor Angst fing sie an zu weinen.

Jaschtschuk drehte sich um. «Du kommst heute Abend um acht in meine Wohnung», sagte er. «Niemand darf dich sehn. Da werden wir besprechen, wie wir dir aus der Patsche helfen. Verstanden?»

«Ja», sagte sie und ging.

Im Vorzimmer stand Genosse Bolle. «Dir werden wir's noch zeigen», sagte er leise zu ihr. Dann ging er zum Kommandanten.

Um acht klopfte sie bei Jaschtschuk. «Komm 'rein, Jelena.» Er hatte die Uniformjacke ausgezogen, stand in Hosenträgern da. «Setz dich.» Auf dem Tisch stand eine Flasche Wodka mit zwei Gläsern. Es war die Wohnung, in der Andrej gewohnt hatte, und alles erinnerte an ihn. Er schenkte ein. «Trink!»

Sie wollte nicht, und er trank allein. Dann setzte er sich neben sie, ganz dicht. «Die Sache sieht schlimm aus für dich.»

Sie schwieg. Sie wusste genau, dass er alles vertuschen konnte, wenn er

wollte. Er war nicht nur Kommandant, sondern auch NKWD-Offizier, mit einem direkten Draht nach Potsdam. Die lächerlichen deutschen Kommunisten konnten gegen ihn nichts ausrichten. Sein Wort galt in Potsdam und nicht das des Ortssekretärs der KPD.

Er sagte: «Es gibt eine Möglichkeit, dich zu retten. Wenn wir heiraten.»

Sie sagte: «Das geht nicht, das wissen Sie doch. Ich bin keine Russin.»

Er lachte. «Bei mir geht alles. Ich mache aus dir von heute auf morgen eine Russin. Du brauchst nur die richtigen Papiere, und die beschaffe ich dir.» Er rückte noch näher, zog sie fest an sich.

«Bitte, nicht jetzt.»

«Warum nicht, verdammt noch mal!» Er griff nach ihrer Brust.

Sie wehrte sich, drückte die Hand gegen sein Kinn. Es ist ganz falsch, dachte sie, was ich tue, aber ich bring's nicht fertig, nicht bei ihm und nicht in dem Zimmer, wo ich mit Andrej zusammengewesen bin. Er riss ihre Hand weg, drehte ihr den Arm nach hinten, da schlug sie mit der andern zu, mitten in sein Gesicht.

Er sprang zurück. «Du Biest», schnaufte er. Dann drehte er sich um, schenkte sich noch einen Wodka ein, trank das Glas mit einem Zug aus, war plötzlich wieder ganz ruhig. «Jelena», sagte er, «so wie du mich behandelst, so dürfte mich kein anderer behandeln. Aber es gefällt mir, verdammt, ich glaube, du hast Charakter. Auch ich habe Charakter, darauf kannst du dich verlassen. Und deshalb passen wir zusammen.»

Er zündete sich eine Zigarette an, ging einmal im Zimmer auf und ab, blieb wieder vor ihr stehen. «Und nun hör mal gut zu, mein Täubchen. Ich werde dir Papiere besorgen, und wir werden heiraten, und alles ist in Ordnung. Du hast eine ganze Nacht Zeit, dir alles zu überlegen. Morgen reden wir noch mal darüber, endgültig, verstanden?»

Sie nickte, während sie ihre Bluse zuknöpfte.

«Und jetzt kannst du gehen, wenn du willst.»

Er brachte sie zur Tür. Bevor sie hinausging, strich er ihr leicht über die Schulter. «Sei nicht dumm, Kind!» Wie ein guter alter Freund.

Sie wusste, dass er es ernst meinte. Er konnte sie verhaften und verschwinden lassen, wenn er wollte, er hatte die Macht. Auch wenn er keine Beweise gegen sie gehabt hätte, konnte er das. Sie sprach mit ihrem Vater, sagte ihm alles. Er wusste keinen anderen Ausweg für sie als die sofortige Flucht nach Berlin.

Sie zog ihren Reitanzug an, es war kalt draussen. Hastig packte sie ein Kofferchen, warf ein Nachthemd hinein, ein Kleid – das beste, das sie hatte, mit einem tiefen Ausschnitt – eine Schachtel mit Medikamenten und Verbandzeug. Dann holte sie ihr Rad aus dem Keller und fuhr los, Richtung Magdeburg; von da aus musste es gelingen, mit dem Zug weiterzukommen.

Sie fuhr die ganze Nacht. Gegen Morgen, als sie in der Ferne die schwarze Silhouette der Stadt sah, hielt ein Militärauto neben ihr. Zwei Soldaten sprangen heraus. «Ihren Ausweis, bitte.»

Sie hatte noch den Dolmetscherausweis mit Andrejs Unterschrift. Der Russe nahm ihn an sich, zeigte auf das Auto. «Einsteigen!» Und ihre Flucht endete im Militärgefängnis von Magdeburg.

Am anderen Morgen wurde sie nach Potsdam abtransportiert. Die Verhöre dauerten vierzehn Tage. Sie war angeklagt des Dienstgeheimnisverrats, der Fluchthilfe für Kapitalisten und ehemalige Faschisten, des Fluchtversuchs nach dem Westen und der geheimen Verbindungen zu Amerikanern und Engländern.

Sie stritt alles ab, es nützte nicht viel. Als «Beweismittel» lagen die Briefe von Frank und Bob auf dem Tisch. Also hatte man in Güsten eine Haussuchung gemacht. Ob Vater wieder verhaftet worden war? Sie erfuhr es nicht.

Am 10. Januar 1946, nachmittags vier Uhr, wurde ihr das Urteil verkündet, ohne Gerichtsverhandlung, in einem Saal, an dessen roten Wänden die Bilder von Lenin und Stalin hingen: «Nach Paragraph 56 Absatz 4, 6 und 10 des Strafgesetzbuches werden Sie, Helga Helena Angelika Wannemacher, zu Zwangsarbeit in einem Lager in Sibirien verurteilt. Dort werden Sie die Möglichkeit haben, die Verbrechen an der Sowjetunion wiedergutzumachen. Dauer der Strafe: zehn Jahre.»

Viertes Kapitel

Mitten in Berlin hockten sie in einem Luftschutzbunker im trüben Licht einer Sparlampe, zwanzig Frauen jeglichen Alters, manche in Pelzen, manche in Lumpen. Sie warteten geduldig, noch blühte die Hoffnung auf eine weitere Vernehmung, bei der man seine Unschuld beteuern könnte. Die Hoffnung blühte vergebens.

Helga hielt sich an eine, die so jung war wie sie, ein schlankes Mädchen mit kleiner Nase und einem geschwungenen Mund, der gern lachte: Brigitte Brenner, Tänzerin aus Dresden. «Wenn man nur wüsste, wo es hingeht!»

«Wohin? Hast du noch nie was von Sibirien gehört? Wieviel haben sie dir denn aufgebrummt?»

«Zehn Jahre.»

«Das scheint ihre Taxe zu sein. Politisch?»

«Ja», sagte Helga und erzählte leise ihre Geschichte. «Bist du auch politisch?»

Brigitte wiegte den dunklen Kopf. «Ich weiss nicht, ob man das so nennen kann. Ich habe Cancan getanzt in unserem Kabarett.»

«Was ist denn dabei?»

«Du kennst doch Cancan? Am Schluss dreht man sich um, hebt die Röcke und zeigt dem Publikum den Popo.»

«Und?»

«Das Publikum bestand aus Russen. Die kannten das nicht und fühlten sich provoziert. Da haben sie mich verhaftet. Tagelang wurde ich verhört, bis sie rauskriegten, dass ich gelegentlich auch im amerikanischen Sektor getanzt hatte. Da verurteilten sie mich wegen Zusammenarbeit mit den Amis und wegen Beleidigung sowjetischer Soldaten. Zehn Jahre Sibirien für einen Cancan.» Brigitte runzelte die junge Stirn. «Wie alt bist du, wenn du zurückkommst?»

«Achtundzwanzig», sagte Helga.

«Und ich dreissig.»

«Du, dann sind wir ja alte Frauen. Sibirien soll schlimm sein.»

«Vielleicht lassen sie uns früher nach Hause», sagte Brigitte. «Die Erde dreht sich. Was wissen wir denn, was noch alles passiert.» So war sie, immer voller Optimismus. Und sollte nie zurückkommen.

Die eiserne Tür ging auf. «Entlassung!» rief die Aufseherin.

«Wir alle?» fragte eine alte Dame entrüstet. Sie hatte Rouge auf welken Wangen und trug einen Breitschwanzmantel.

«Natürlich alle! Wir können in der Sowjetunion keine deutschen Wanzen und Läuse gebrauchen.»

«Das ist unerhört», sagte die alte Dame, «wollen Sie etwa behaupten, ich hätte...»

«Halten Sie den Mund!»

Die alte Dame schwieg. Vor der Aufseherin hatten sie alle Angst. Niemand wusste, ob sie Deutsche oder Russin war. Brigitte tippte auf Deutsche. Eine Russin, meinte sie, wäre nicht so gemein.

Vom Entlausungswagen ging es zur Friseurstube. «Jetzt werden wir geschoren», sagte eine, die sich auskannte.

«Ganz kahl?» fragte die alte Dame im Breitschwanz und fasste nach ihrem ondulierten Silberhaar.

«Ratzekahl», sagte die eine und lachte gequetscht.

Helga drückte sich an das Ende der Reihe, als könnte sie dadurch ihrem Schicksal entgehen. Als letzte betrat sie die Friseurstube. «Da, setz dich», sagte eine Frau im weissen Kittel.

Auf dem Fussboden lagen die Haare der anderen, weisse, graue, blonde. Helga kamen die Tränen. «Na, na», sagte die Frau im weissen Kittel, «es tut doch nicht weh. Wie alt bist du denn?»

«Achtzehn.»

«Siehst aus wie sechzehn. Was hast du denn ausgefressen?»

Helga erzählte zum zweiten Male ihre Geschichte, und die Frau hörte interessiert zu. «Zehn Jahre», sagte sie, «das geht ja noch.»

«Finden Sie?» sagte Helga empört. «Wenn ich zurückkomme, bin ich achtundzwanzig.»

«Na und? Eben war eine hier, die ist fünfzig und hat fünfundzwanzig Jahre gekriegt. Die ist fünfundsiebzig, wenn sie zurückkommt, vorausgesetzt, dass sie dann noch lebt.»

«Und Sie?» fragte Helga. «Wieviel haben Sie gekriegt?»

«Ich bin keine Gefangene», sagte die Frau fröhlich. «Ich bin Zivilangestellte. Sie haben mir die Stelle als Entschädigung gegeben.»

«Als Entschädigung wofür?»

«Dafür, dass sie mich vergewaltigt haben. Sechzehnmal in einer Nacht. Kind, war ich vielleicht fertig. Wenn die Russen besoffen sind, kannst du nichts gegen sie machen. Zwei haben mich immer festgehalten. Das kann ich dir sagen, so was möchte ich nicht noch mal durchmachen.» Die Frau erzählte von ihrer Vergewaltigung wie ein Soldat von seinen Fronteinsätzen. «Drei Wochen habe ich im Krankenhaus gelegen», sagte sie. «Die Behandlung war prima, das muss ich zugeben. Dann ist ein Offizier gekommen und hat sich entschuldigt und hat gesagt, die Kommandantur würde dafür sorgen, dass ich keine Not leide. Komische Leute, die Russen. Mal so, mal so.»

«Ja», sagte Helga und dachte an Andrej und an Jaschtschuk, beide Russen und ein Unterschied wie Tag und Nacht.

«Schönes Haar hast du», sagte die Frau. «Aber abschneiden muss ich's. Die Stelle hier will ich nicht verlieren. Und wenn ich's nicht mache, macht's eine andere.»

Helgas Haar fiel unter der Schere. Ein Farbton mehr auf dem Berg von

Frauenhaar: honigfarbenes Braun. Dann fuhr die Schneidemaschine über ihren Kopf. Zum Schluss hielt ihr die Frau einen Spiegel vor, und Helga fing wieder an zu weinen. «Es wächst ja nach», sagte die Frau. «Das ist das einzige, worauf du dich bestimmt verlassen kannst.» Sie blickte sich um, legte dann ein Stück Papier und einen Bleistift vor sie hin. «Da, Kind, schreib einen Gruss an deine Eltern. Ich besorge dir den Brief.»

Helga schrieb hastig: Dass sie verurteilt sei und wahrscheinlich nach Sibirien komme. Und dass es ihr gutgehe.

Die Frau hob eine Locke von ihrem Haar auf, wickelte sie in das Blatt und steckte beides in die Tasche ihres Kittels. «Nun aber ‘raus mit dir. Alles Gute, Kind. Und komm gesund zurück.»

Die nächste Station: ein Viehwagen auf dem Schlesischen Bahnhof, die Luken verdrahtet, ausgestattet mit dreistöckigen Holzpritschen, in der Mitte ein Kanonenofen.

Ein zweiter Transport kam hinzu, die gleiche Mischung wie im Luftschutzkeller, und keine weniger als zehn Jahre. Eine ganz junge: Roswitha Vocke aus Berlin, Kunststudentin. Sie belegte die Pritsche über Helga und Brigitte. Junge Menschen halten zusammen.

Der Waggon wurde an einen Güterzug angehängt, und langsam setzte sich die Lokomotive in Bewegung. Die alte Dame im Breitschwanz, die nun kein Rouge mehr auf den welken Wangen trug, sagte: «Heute ist der Reichsgründungstag.» Doch niemand interessierte sich dafür. Interessant war nur das Essen. Aber das gab es erst, als der Zug in Frankfurt an der Oder hielt: zwei Eimer mit heissem Wasser und einen Kübel Kohlsuppe. Dann wurden neue Gefangene in den Wagen gepresst. Dreissig Frauen. Die Pritschen reichten nicht, sie mussten doppelt belegt werden.

Weiter rumpelte der Güterzug, hinein nach Polen. Zu essen gab es nichts, nur zwei Eimer heisses Wasser am Tage, «Kipjatok» nannten es die Wachen. Es füllte den Magen und wärmte und vermittelte für ein paar Augenblicke das Gefühl der Satttheit. Wenn der Zug hielt, wurde die Schiebetür aufgemacht, und die Frauen, die noch kräftig genug waren, durften Schnee holen zum Waschen. Helga fragte einen Posten: «Warum gebt ihr uns nicht noch einen Waggon? Wir kommen um, so eng ist es.»

«Warte ab», antwortete der, «es wird eine lange Reise, und viele werden Platz machen.»

Die erste, die Platz machte, war die alte Dame im Breitschwanz.

Eines Morgens lag sie tot auf der Pritsche. Beim nächsten Halt wurde sie aus dem Waggon gehoben, und die Wachen warfen sie den Bahndamm hinunter. Da lag sie im Schnee, ohne den Breitschwanz, den hatten sie ihr ausgezogen. Im Frühjahr würde sie vielleicht jemand finden und sie begraben; vielleicht auch nicht.

Auf dem Güterbahnhof von Posen gab es einen längeren Aufenthalt. Die Tür wurde aufgeschoben, und im Nu sammelte sich ein Haufen Männer vor dem Waggon. «Habt ihr was zu verkaufen oder zu tauschen?»

«Ihr seht doch, wir sind Gefangene», rief Helga auf polnisch.

«Bist du Polin?»

«Ja, aus Deljatin, Galizien. Habt ihr Wodka? Wir sind alle magenkrank.»

Die Männer gerieten in Erregung. «Eine Polin! Und wird nach Sibirien verschleppt. Und so ein junges Mädchen!» Immer mehr sammelten sich vor dem Waggon. Flaschen wurden herauf gereicht, Brotstücke und Zigaretten.

Die Wachen vor dem Wagen kamen ins Gedränge. «Gebt die Polin frei, ihr Hunde!» Die Wachen senkten die Mündungen ihrer Gewehre, wagten aber nicht zu schiessen. Verlegen blickten sie auf die wütenden Männer. Dann kam polnische Polizei, trieb die Zivilisten fort. Die Tür wurde zugeschoben und verriegelt. Weiter ging die Fahrt.

Helga verteilte das Brot und den Wodka: elf Flaschen, genug, um siebzig ausgehungerte Frauen in Taumel zu versetzen. Sie wurden plötzlich gesprächig, wollten ihre Geschichte loswerden, sich von den anderen Hoffnungen machen lassen.

Bei Roswitha hörten alle zu, Roswitha erzählte gut: «Da war mal ein Mädchen, das wollte gern Bildhauerin werden. Aber das ging nicht, weil Krieg war und das Mädchen zum Landdienst musste. Als es aus dem Landdienst entlassen wurde, gab es niemanden mehr in Berlin, der ihr das Bildhauern beibringen konnte, denn alle Leute waren damit beschäftigt, sich von einem Bombenangriff zum anderen am Leben zu halten. Dann war der Krieg aus, und die Russen kamen und taten allerhand, ihr wisst ja, und dann sagten sie: Wir sind nicht nur für den Sozialismus und den Frieden, sondern auch für die Kunst. Da konnte das Mädchen endlich auf eine Kunstschule gehen, und sie war Stalin so dankbar dafür, dass sie beschloss, seinen Kopf in Stein zu hauen. Und als der Kopf beinahe fertig war, bekam sie Hunger und ging in die Kantine. Es gab Bandnudeln und Backpflaumen, ein schönes Gericht.

Nach dem Essen ging sie zurück in ihr Atelier, da standen zwei Russen vor ihrem Stalinkopf und dazu der Leiter der Kunstschule, ein treuer Kommunist. Das Mädchen hätte gern gewusst, was die drei hohen Herren an ihrem Stalinkopf so Bemerkenswertes finden konnten, denn ein grosses Kunstwerk war es nicht, und trat näher. Und da sah sie die Bescherung: zwei Bandnudeln hingen dem weisen Vater der Völker aus den Nasenlöchern über den Schnurrbart, von frevelnder Hand hineingesteckt. Nie hätte das Mädchen geglaubt, dass der grosse Stalin so komisch aussehen kann, sie konnte nicht anders, sie musste lachen. Die drei Männer fanden es aber gar nicht komisch, und so wurde das Mädchen auf der Stelle verhaftet, und schon drei Tage später sass es in diesem Waggon.»

Roswitha nahm einen Schluck aus der Wodkaflasche und wischte sich den Mund. «Und da sitzt es heute noch.» Sie lachte.

«Wieviel haben Sie gekriegt?» fragte eine Frau, die einen dunkelgrünen Hut auf dem geschorenen Kopf trug.

«Ich habe keine Verhandlung gehabt», sagte Roswitha, «auch kein Verhör. Ich kann's mir also aussuchen: zehn, zwanzig oder fünfundzwanzig.» Sie nahm noch einen Schluck und warf die leere Flasche fort. «Und nun die nächste.»

Die nächste war alt und etwas schüchtern, aber der Wodka hatte ihr wohl Mut gemacht; sie versuchte in demselben Stil zu erzählen wie vor ihr Roswitha: «Da war mal eine Frau, die lebte mit ihrem Mann, einem Arzt, glücklich und zufrieden. Sie hatten eine Tochter, die liebten sie sehr. Als die Tochter gross war, heiratete auch sie einen Arzt, und der passte genau in die Familie. Aber lange dauerte das Glück nicht, denn nun kamen die Nazis, und die Tochter musste mit ihrem Mann auswandern, der war nämlich Jude. Sie flüchteten nach Amerika. Dann brach der Krieg aus, und die Frau hörte von ihrer Tochter nichts mehr. Sie betete jede Nacht, dass der Krieg verlorengelangen möge, damit sie ihre Tochter und ihren Schwiegersohn Wiedersehen könnte. Und der Krieg ging verloren, und bald darauf kam der erste Brief aus Amerika, darin stand, dass ihre Tochter lebte und dass sie drei Kinder hätte und glücklich sei. Da war auch die Frau wieder glücklich, und sie schrieb gleich zurück. Die Briefe wurden immer durch einen amerikanischen Soldaten bestellt, denn die Post ins Ausland funktionierte ja noch nicht. So ging das mit den Briefen aus Amerika, bis eines Nachts zwei Russen kamen. Die verhafteten die Frau und ihren Mann. Und sie wurden beide zu fünfzehn Jahren Arbeitslager verurteilt wegen verdächtiger Verbindun-

gen zu Amerikanern. Und da sitzt sie nun.» Sie versuchte zu lachen, genau wie vorher Roswitha, aber daraus wurde nichts, plötzlich weinte sie.

«Und wo ist Ihr Mann?» fragte die Frau mit dem grünen Hut.

«Das weiss ich nicht. Wir haben uns bei der Gerichtsverhandlung zum letztenmal gesehen.»

«Vielleicht sehen Sie ihn im Lager wieder», tröstete Brigitte.

Niemand wollte mehr erzählen. Warum sollte man sich die schöne Wodkastimmung verderben?

Die Fahrt ging weiter durch Polen, ein hungerndes, in Kälte erstarrtes Polen. Viele Aufenthalte, keine Verpflegung, draussen Schüsse im Dunkeln, die von den Wachen erwidert wurden. Polnische Partisanen, hiess es. Mehr Frauen starben, an Koliken, Unterernährung, Herzschwäche. Sie wurden, wie die Dame im Breitschwanz, aus dem Zug geworfen, was sollten die Wachen auch anders tun?

In Brest-Litowsk wurden sie in sowjetische Waggons umgeladen. Hier gab es zum erstenmal wieder warmes Essen: Krautsuppe, mit Fleischstücken sogar. Drei Frauen starben davon: Kolik. Weiter zuckelte der Zug durch die Ebenen Weissrusslands. Acht Tage später Moskau, Güterbahnhof. Eine Woche lang stand der Waggon auf einem Abstellgleis, dann wurde er an einen anderen Zug gehängt. Schwach lagen die Frauen auf den Pritschen, kletterten nur herunter, wenn es Suppe gab.

Brigitte war die widerstandsfähigste von allen und die neugierigste. Jede Gelegenheit benutzte sie, um aus dem Waggon zu steigen, Neues zu erfahren. Es gab nichts Neues, ausser der Tatsache, dass es weitergehen sollte nach Sibirien. Und das wussten sie von Anfang an. Nur einmal kam Brigitte atemlos in den Waggon. «Männer!» rief sie.

«Wo?» fragte Helga.

«Ganz vorn. Gleich hinter der Lokomotive. Deutsche!»

Die Nachricht machte wenig Eindruck. Zu schwach waren alle, zu apathisch. Nur die Arztfrau war wie elektrisiert. War ihr Mann dabei?

Sie sahen die Männer drei Wochen später, da hatten sie den Ural weit hinter sich gelassen, waren mitten in Sibirien. An einer Rampe wurden sie ausgeladen. Von den siebzig Frauen waren noch vierzig übrig, die anderen hatten «Platz gemacht». Hinter Moskau waren noch achtzehn gestorben. Sie vertrugen das Essen nicht: Kipjatok – heisses Wasser, und Kilka – getrocknete kleine Fische, unmässig salzig; man musste eine robuste Natur haben, um davon drei Wochen lang leben zu können.

Ja, und hier auf der Rampe sahen sie die Männer, die im anderen Waggon

die lange Fahrt gemacht hatten: bärtige, klapperdürre Gestalten, kein Winken, kein Wort – es sind vierzig Grad Kälte, man muss Atem sparen.

Nur die Arztfrau sparte ihn nicht. «Ist mein Mann dabei?» rief sie.

Die Männer blickten stumpf, ohne zu antworten.

«Dr. Wickert, aus Erfurt!» rief sie.

«Der ist tot!» rief einer zurück.

«Tot? Wann? Wo?»

Die Männer antworteten nicht mehr, zuckten die Schultern. Es waren so viele gestorben, wie sollte man da noch Einzelheiten wissen.

«Dawai!» rief der Führer der Wachen. «Wollt ihr hier erfrieren?»

Auf der Rampe warteten zwei Lastwagen, der eine für die Männer, der andere für die Frauen. Helga fragte einen Posten: «Wo sind wir?»

«Nicht weit von Nowosibirsk. Los, aufsteigen!» Ab ging die Fahrt. Die Frauen kauerten sich eng zusammen, suchten Schutz vor dem eisigen Wind. Neben Helga hockte die Frau mit dem grünen Hut. Sie hatte sich einen Strumpf um die Ohren gewickelt und zitterte vor Kälte. Ihr dünner Mantel war für Sibirien nicht geeignet.

Helga trug noch immer ihren Reitanzug, das war gut, und um den Kopf hatte sie sich ein Stück Sacktuch gewickelt, gefunden auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk. Auch das Fluchtköffchen aus Güsten hatte sie noch. Sein Inhalt war für den Westen bestimmt, hier in Sibirien würde sie kaum Verwendung haben für das Cocktailkleid und das Nachthemd; nur den kleinen Karton mit Medikamenten und Verbandzeug würde sie brauchen können.

Die Frau mit dem grünen Hut weinte vor Kälte und Erschöpfung. Aber die Tränen gefroren auf ihren eingefallenen Wangen zu Eisperlen, da hörte sie auf zu weinen und hielt sich das Strumpfende vor den Mund.

Nach zwei Stunden Fahrt blieben die beiden Lastwagen an einer Steigung hängen. Die Gefangenen wurden heruntergetrieben und mussten schieben. Die Männer schafften es, die Frauen nicht. Am halben Berg rollte der Lkw zurück, sie sprangen schreiend zur Seite. Eine fiel hin, und ein Hinterrad rollte über sie weg. Mit eingedrücktem Brustkorb lag sie im Schnee, tot. Es war die Frau mit dem grünen Hut.

Beim zweiten Versuch halfen die Männer. Ach, waren das noch Männer? Keuchend stemmten sie sich gegen den Wagen, auch sie schafften es nicht, und erst als die Wachen mit zugriffen, gelang es.

Noch mal zwei Stunden durch den Eiswind, dann tauchte am Horizont

schwarzer Rauch auf. Fabrikschornsteine, Fördertürme und in weiter Ferne die Lichter einer grossen Stadt. Der Abend dämmerte schon, da hielten die Lastwagen vor einem Tor. Helga sah Stacheldraht, Wachtürme, Baracken.

«Aussteigen! Dawai, dawai!»

In einer Baracke wurden ihre Namen registriert, und jede bekam ein Kochgeschirr, einen Becher und einen Holzlöffel. Danach ging es durch ein weiteres Tor: das Frauenlager. Die Tür zur Baracke 17 öffnete sich.

Im ersten Augenblick benahm es ihnen den Atem. Ein grosser, halbdunkler Raum, in der Mitte ein glühender Ofen, der eine unmässige Wärme verbreitete, alle Fenster zu, die Luft zum Schneiden dick, siebzig Frauen, alle halbnackt, sassen oder standen herum und starrten den Neuankömmlingen gespannt entgegen.

Einen Augenblick hörte man nur das Bullern des Ofens. Dann tauchte aus dem Halbdunkel eine Frau auf, deren Anblick Helga nie mehr vergass: gross und fett mit nackten schweren Brüsten und über und über tätowiert. Eine Stimme wie ein Mann: «Wo kommt ihr her?»

Helga verstand als einzige die Frage. «Wir kommen aus Deutschland.»
«Faschistenweiber also.»

«Nein, keine Faschisten», antwortete Helga schüchtern.

«Halt's Maul, du kleine Hure!» Die Dicke kam näher. «Ich bin die Starosta, und ihr habt mir zu parieren, sonst könnt ihr was erleben.»

Starosta, das bedeutete so etwas wie Barackenälteste. Helga übersetzte es den anderen, die sich noch immer am Eingang drängten.

«Stellt euch auf, in einer Reihe, dawai, dawai!» befahl die Starosta. Sie war jetzt umgeben von einem Haufen anderer Weiber.

Die Neuen formierten sich in eine Reihe. «Gepäck ablegen! Ausziehen!»

Die Neuen gehorchten. Nackt standen sie vor der Starosta und ihrer Leibgarde und liessen sich ausplündern, widerstandslos. Seidenschlüpfer, Büstenhalter, Unterröcke, Pelzmäntel wurden beschlagnahmt; auch Helgas Nachthemd und das Cocktailkleid. Die Starosta öffnete den Karton mit den Medikamenten, schnupperte daran, gab ihn dann her. «Das Gift darfst du behalten. Und noch eins: der hintere Teil der Baracke wird nicht betreten, sonst gibt's Prügel.»

Sie wandte sich ab und wanderte mit ihrem Gefolge in den rückwärtigen Teil der Baracke. Dort erhob sich ein Palaver beim Verteilen der Beute, dann kamen die Frauen zurück, jede mit einem der erbeuteten Stücke. Die Starosta grinste und war grossartig gelaunt.

Die Neuen belegten mit ihren letzten Habseligkeiten die leeren Pritschen. Während Helga die Pferddecke auseinanderfaltete, trat eine Russin zu ihr. «Seid ihr politisch?»

Helga nickte.

«Ich auch», sagte die Frau. «Ich heiße Vera.»

Auch Helga nannte ihren Namen.

«Wir sind nur drei Politische», sagte Vera. «Ich bin froh, dass ihr gekommen seid. Wir Politischen müssen zusammenhalten gegen die Blatnajas.»

«Was ist das?»

«Kriminelle, Berufsverbrecherinnen.»

«Ach so», sagte Helga, «jetzt wird mir verschiedenes klar.»

«Ihr dürft euch nachts nicht ausziehen», flüsterte Vera, «sonst wird euch auch noch der Rest gestohlen.»

«Danke», sagte Helga. «Warum dürfen wir nicht in den hinteren Teil der Baracke?»

«Da wohnt die Blatnaja Zariza, die Verbrecherkönigin. Sie führt das Kommando über alle Kriminellen. Wer nicht pariert, wird umgebracht.»

«Und was sagt die Lagerleitung dazu?»

«Die hat selber Angst vor der Zariza.»

«He», schrie die Starosta, «was machst du bei den Faschistenweibern?»

«Das sind Gefangene wie wir», antwortete Vera, «warum soll ich nicht mit ihnen reden?»

«Pass auf, du Hure», schrie die Starosta, «dass ich dir nicht den Hals umdrehe.» Sie erhob sich und kam auf Vera zu.

Vera schien den Neuen ein Beispiel an Mut geben zu wollen. «Das sind keine Faschistenweiber», sagte sie, «sondern Politische wie ich.»

Die Starosta antwortete nicht. Sie trat auf Vera zu und schlug ihr die Faust ins Gesicht.

Vera stürzte in die Knie. Fett und gewalttätig stand die Starosta über ihr. «Noch was zu sagen?»

Vera richtete sich auf und verschwand ohne ein Wort im Gedränge der anderen.

Die Starosta grinste Helga an. «So wird's bei uns gemacht. Beim nächstenmal nehme ich das Messer.» Sie zog sich zurück.

«Mein Gott», flüsterte Brigitte, «das ist ja wie in einem Raubtierkäfig.» Da hatte sie recht, genauso war es; man musste sich ducken, um zu überleben.

Sie duckten sich alle. Unter der Fuchtel der Starosta und dem Befehl der Blatnaja Zariza, die unsichtbar blieb und von der man nur gelegentlich die helle befehlende Stimme hörte. Die Tage waren ausgefüllt mit ärztlichen Untersuchungen, mit der Ausgabe von Arbeitskleidung und mit Warten auf den Beginn der Arbeit im Kohlenschacht.

Auch die empfangene Kleidung wurde sofort von der Starosta inspiziert, und alles, was gut war, wurde ausgetauscht. Auch das liessen sich alle gefallen, nur Frau Klenze aus Weimar, eine kleine energische Frau, Besitzerin eines Modegeschäftes, meinte, man müsste etwas gegen die Diktatur der Blatnajas unternehmen. Heimlich beschwerte sie sich draussen bei einem Posten mit den paar Brocken Russisch, die sie inzwischen gelernt hatte.

Von der Lagerleitung geschah nichts, jedenfalls nicht an diesem Tage. «Morgen», sagte Frau Klenze zu den anderen, «morgen wird bestimmt was passieren. Das muss ja erst den Dienstweg gehn.»

Aber am nächsten Tag hing sie nackt in der Latrine («Toilette» sagten die Frauen euphemistisch). Man hatte ihr die Brüste abgeschnitten und das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt.

Roswitha, die sie als erste sah, bekam einen Schreikrampf. Alle stürzten hin, prallten vor dem Anblick zurück, kreischten durcheinander.

Die Starosta kam. «Was wollt ihr», schrie sie böse, «haltet gefälligst das Maul! Die hat sich auf gehängt, das seht ihr doch. Typischer Selbstmord. Das ist hier nichts Besonderes.» Und sie grinste.

Da sprang Vera ihr an den Hals, katzenleich, stiess ihr das Knie in den Bauch, und die Starosta fiel brüllend zu Boden.

Das war das Signal für die Schlacht: die achtunddreissig deutschen Frauen mit den drei politischen Russinnen gegen die siebzig Blatnajas. Keine Frage, wer die Schlacht gewonnen hätte, wenn nicht plötzlich die Barackentür aufgefliegen wäre.

Eine Trillerpfeife schrillte. Unter der Tür stand, umgeben von bewaffneten Posten, der Natschalnik – der Lagerkommandant.

Er machte eine kurze Handbewegung, und seine Begleiter stürzten sich in das Gewühl. Offensichtlich hatten sie in solchen Dingen Erfahrung: rücksichtslos schlugen sie mit dem Gewehrkolben zu, trieben die Kämpfenden auseinander, zogen die Wildesten heraus, fesselten sie und stellten sie mit den Gesichtern gegen die Wand.

Ein paar Minuten später war die Ruhe hergestellt. Zerkratzt und keuchend standen die Frauen vor den Gewehrmündungen der Wachen. Der Kommandant zog an seiner Zigarette. «Was war hier los?»

Vera schob sich nach vorn. «Gehen Sie mal in die Toilette, Genosse Natschalnik», schrie sie, «da können Sie was sehen.»

Der Kommandant ging zur Latrinentür. «Wir leben hier unter Mördern, Genosse Natschalnik», rief Vera ihm nach. «Wenn Sie nicht endlich was tun, murksen die Blatnajas uns noch alle ab.»

Der Kommandant stand an der Tür. Er warf einen Blick hindurch, aber hinein ging er nicht. Als er zurückkam, sah man es seinem Gesicht an: das, was er gesehen hatte, war auch für einen Mann zuviel. «Die Deutschen packen ihre Sachen», sagte er.

«Und ich?» rief Vera. «Und die anderen Politischen?»

«Ihr auch!» Die gefesselten Blatnajas wurden abgeführt, und hinter ihnen zogen die deutschen Frauen aus der Baracke 17 aus. Vera und die beiden anderen politischen Russinnen zogen mit.

Ein paar Stunden mussten sie in einem Schuppen neben der Küche warten, dann wurde ihnen eine neue Unterkunft zugewiesen, Baracke 11, ein sauberer Raum, Pritschen mit frischem Stroh. Die Frauen atmeten auf, sie waren unter sich. Die Russinnen störten nicht, Politische halten zusammen, in allen Lagern der Welt.

Jede wurde einzeln vernommen wegen des Mordes an Frau Klenze. Später hiess es, man habe die Täterin entdeckt, und sie sei zur Strafe in die Ziegelei geschickt worden.

«Das nennen die Strafe?» sagte Brigitte empört. «Ich dachte, Mörder werden einen Kopf kürzer gemacht oder ins Zuchthaus gesteckt.»

«Das hier ist das Zuchthaus», sagte Vera. «Die Blatnajas haben sowieso alle lebenslänglich, mehr kann man ihnen nicht geben. Mit dem Tode werden nur politische Verbrecher bestraft.»

«Dann wissen wir also, wo wir sind», sagte Frau Bolewski. «Im Zuchthaus! Zusammen mit Berufsverbrechern. Und dafür hat man jahrelang gegen die Nazis gekämpft.»

Frau Bolewski aus Leipzig war Kommunistin seit ihrer Jugend, eine Intellektuelle mit geflickter Hornbrille, von Beruf Lehrerin. Die Nazis hatten sie 1933 davongejagt; aber sie war in ihrer Überzeugung nicht wankend geworden während der dunklen Zeit des Dritten Reiches. Nach dem Sieg der Roten Armee hatte sie sich sofort zur Verfügung gestellt für den Aufbau eines neuen, wahrhaft sozialistischen Staates. Doch ihre Anschauungen darüber deckten sich in keiner Weise mit denen der aus Moskau zurückgekehrten Genossen. Und da sie auch jetzt, genau wie in den Zeiten des Dritten Reiches, in ihrer Überzeugung nicht wankend wurde, entledigte man sich ihrer auf bewährte Art: Denunziation beim grossen Bruder. Und der verur-

teilte sie auf Grund des Stalinschen Gummiparagraphen 56 zu 15 Jahren Arbeitslager.

«Sie sind alle gleich, ob Nazis oder Kommunisten», sagte Roswitha.

«Du irrst, Kind», sagte die Bolewski. «Kommunisten sind ganz anders. Aber man muss sie auf den rechten Weg zurückführen. Nur durch die reine Lehre von Marx und Lenin wird die Menschheit befreit werden.» Sie warb auch hier im sibirischen Lager für ihren Ideal-Kommunismus mit der Hingabe einer Prophetin, und alle achteten sie wegen ihrer Anständigkeit. Deshalb hatten sie die Bolewski einstimmig zur Starosta gewählt, keine war würdiger für dieses Amt.

Die Frauen waren halb verhungert, zerstoichen von Wanzen, zerkratzt und zerschlagen von der Prügelei; trotzdem kam in der Baracke etwas wie Gemütlichkeit auf.

Vera, nachdem sie der monatelangen Hölle unter den Kriminellen entkommen war, wurde gesprächig und erzählte von der Blatnaja Zariza, die tatsächlich wie eine Zarin über ihre Mitgefangenen herrschte. Sie war eine Doppelmörderin aus Moskau, aus guter Familie, wie es hiess, jung, hübsch und gefährlich. Die Blatnajas waren ihr hündisch ergeben, aus Angst oder aus Verehrung, das wusste niemand. Wer es wagte, gegen ihre Herrschaft zu revoltieren, war des Todes.

Die Blatnajas arbeiteten genausowenig wie ihre Zunftgenossen nebenan im Männerlager, und noch niemandem war es gelungen, sie dazu zu zwingen. Gegen Strafen waren sie immun, sie hatten nichts mehr zu verlieren. Wenn morgens der Posten mit dem Hammer gegen das scheppernde Eisenblech schlug, strömten die Häftlinge auf dem Appellplatz zur Zählung zusammen. Jeder von ihnen trug noch einen Krümel Hoffnung im Herzen; die Kriminellen dagegen waren ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht, sie überhörten den Ruf. Wer sie zählen wollte, musste sich in ihre Höhle begeben.

Nur in die Essbaracke kamen sie pünktlich, und noch niemand hatte es gewagt, ihnen auch nur ein Gramm von ihren Portionen vorzuenthalten. Raub, Diebstahl und Erpressung war ihr Metier; aber solange sie es nicht übertrieben, drückte die Lagerführung zwei Augen zu. Jeder Apparatschik wollte seine Ruhe haben.

So war es kein Wunder, dass die Blatnaja Zariza alles hatte, was sie für ein gutes Leben brauchte, Essen, Wodka und Machorka; ja sogar Männer. Wollte sie einen Mann haben, so forderte sie ihn an, und in der Dunkelheit wurde ihr ein Häftling aus dem Männerlager zugeführt. Der Mann wurde gewaschen, bekam zu essen und Wodka, soviel er wollte, und verbrachte die Nacht bei ihr.

«So gut möchte man's haben», sagte Brigitte.

«Wer's glaubt, wird selig», sagte Roswitha.

Da kam die Bolewski von der Schreibstube. «Morgen früh geht's los mit der Arbeit im Schacht», sagte sie und legte drei Listen hin.

Sie waren in drei Gruppen auf geteilt, eine für schwere, eine für mittlere und eine für leichte Arbeit. Die Frauen suchten aufgeregt ihre Namen. Helga, Roswitha und Brigitte fanden sich auf der Liste für mittlere Arbeit. Es hätte schlimmer kommen können, dachten sie; aber sie wussten nicht, was mittlere Arbeit im Schacht bedeutete.

Fünftes Kapitel

Das Lager, in dem der Grossteil der Belegschaft von Baracke 11 zugrunde gehen sollte, lag etwa 20 Kilometer östlich der Stadt Nowosibirsk. Hinter seinen elektrisch geladenen Zäunen lebten rund 2'000 Männer und 600 Frauen, vorwiegend politische Häftlinge; die Kriminellen – die Blatnojs – waren in der Minderzahl.

Die Kräftigeren arbeiteten in den Gruben, die Schwächeren bei den Holzfällerkommandos, die Kranken und Invaliden innerhalb des Lagerbereichs. Die Temperaturen lagen im Winter bei durchschnittlich minus 40 Grad. Im Schacht war es warm, und auch in den Baracken. Das war ein Trost, vielleicht der einzige.

Man schrieb das Jahr 1946, das Jahr, in dem der erste Siegesrausch schon verflogen war. Die Sowjetunion, in einem langen Krieg auf Leben und Tod ausgeplündert und ausgeblutet, hungerte. Der grosse Stalin hatte die Zügel straff gezogen und schwang wieder die Peitsche seiner Diktatur wie vor dem Überfall Hitlers. In diesem Lande hatte niemand etwas zu lachen; am wenigsten aber die Menschen in den Zwangsarbeitslagern.

Zur untersten Kategorie dieser Arbeitssklaven gehörte das Mädchen Wannemacher, noch nicht neunzehn Jahre alt, klein, zierlich und, nachdem ihr Haar nun wieder sechs Zentimeter gewachsen war, ziemlich hübsch anzusehen. Sie arbeitete zusammen mit Brigitte Brenner, der Tänzerin aus Dresden, in dreihundert Meter Tiefe. Der Kohlenwagen war viel zu schwer für die beiden leichtgewichtigen Mädchen, nie erreichten sie die Norm, die ihnen nach dem Stachanow-System die notwendige Menge an Brot garan-

tierte, und immer hatten sie Hunger. Es war ein Teufelskreis: Die Mädchen wurden von Tag zu Tag schwächer, ihre Arbeitsleistung geringer, die Brotzuteilungen entsprechend magerer, und bald konnte man sich ausrechnen, wie lange es noch dauern würde bis zum Zusammenbruch.

Nichts konnte man sich ausrechnen in Stalins Reich, nicht im Bösen und nicht im Guten. Denn da war der Brigadier Kassim Cham, ein Tatar aus Kasachstan, fünfunddreissig Jahre alt, schwarzhaarig, schwarzäugig; unheimlich sah er aus. Aber sein Herz war aus Butter. «Ihr Mädchen», sagte er nach der dritten Fuhre, «ihr ausruhen, ihr zart und schwach, ihr essen.» Und zog ein Stück Brot aus der Tasche, das so gross war wie eine ganze Tagesration.

Ja, Kassim rettete sie. Ob er es auch getan hätte, wenn sie zehn oder zwanzig Jahre älter gewesen wären? Man kann den Männern nicht ins Herz schauen. Zehn Tage lang sah er sich das an, half mit Brot, legte ausserplanmässige Pausen ein. Dann sagte er eines Vormittags, denn auch er musste ja seine Norm erfüllen: «Ihr Mädchen nicht gut für Arbeit im Schacht. Ihr gehen nach Hause.»

Sie wollten's nicht glauben, aber Kassim meinte es ernst. Die ganze Brigade wurde nach oben geschickt, sie war inzwischen um vier Frauen kleiner geworden, eine davon war tot, die anderen drei lagen mit Tuberkulose im Krankenblock. Kassim hatte die Lagerführung verständigt, und von nun an arbeiteten die Frauen draussen hinter der Krasnaja Gorka, dem Roten Berg, bei der Holzfällerbrigade.

Auch das Holzfällen ist Männerarbeit, aber leichter. Und beim Holzfällen kann die Norm nicht so genau berechnet werden wie beim Beladen von Kohlenwagen. Die Brotration wurde daher etwas grösser.

Allerdings, das Holzfällen war nicht weniger gefährlich als die Arbeit im Schacht. Wenn eine der riesenhaften Eichen weit genug angesägt war, zogen die Frauen an den Seilen. Der Brigadier, ein Usbeke, gab das Kommando, und wenn der Baum stürzte, hiess es früh genug beiseite springen. Nicht immer waren sie schnell genug, und oft gab es Verletzungen. Dann trat Helga in Aktion mit ihrem Verbandskasten.

«Du Doktor», sagte der Usbeke. Helga schüttelte lachend den Kopf, aber er glaubte es trotzdem. Sie hatte ohnehin bei ihm einen Stein im Brett, seit er sie hatte singen hören.

Angesichts der riesigen sibirischen Eichen war ihr ein russisches Lied eingefallen, das Andrej ihr damals beigebracht hatte, das Lied von der Eberesche und der Eiche: «Tscho stoisch katschajas tonka ja rjabina... – Was stehst du und schaukelst so einsam, du dünne Eberesche...»

Nun kam der Usbeke manchmal in der Pause zu ihr und sagte: «Sing das Lied, bitte.»

Sie tat ihm den Gefallen. Und sang noch ein anderes, ein ukrainisches, das sie aus ihrer Kindheit kannte, ein überaus trauriges, mit einer traurigen Melodie: «Meine Mutter – Ridnaja maty moja...» Jedesmal, wenn sie das sang, weinte der Usbeke.

Ein Mädchen, das sich als Samariterin betätigt und ausserdem russische und ukrainische Lieder singen kann – natürlich spricht sich das herum. Die Gefangene Helga Wannemacher wurde zum Kommandanten befohlen.

Der Kommandant sagte: «Sing ein Lied, Mädchen.»

Helga wurde steif vor Verlegenheit. Hier singen, vor dem Natschalnik und den anderen Männern, die sie alle neugierig ansahen? Unmöglich!

«Komm, zier dich nicht», sagte der Arzt, der bei ihm sass, und lächelte sie an. (Mein Gott, sieht der gut aus.) «Wir Russen», sagte er, «lieben Musik, und wir lieben die Menschen, die Musik machen.»

«Ja», sagte der Kommandant. «Los, sing das Lied von der Mutter.» Sie nahm sich zusammen und sang, erst noch ein bisschen zittrig:

Meine Mutter,

*

du hast die Nächte nicht geschlafen und mich geführt bis ans Ende der Welt, doch ich musste fort, und auf weiten, ungewissen Wegen hast du mich mit Tränen begleitet.

Ein gesticktes Tuch hast du mir gegeben, es sollte mir Glück bringen.

Mögen auf diesem Tuch Blumen wachsen und grüne Heide, wo Lerchen und Nachtigallen singen, und dein unsterbliches, zärtliches Lächeln und deine schönen, traurigen Augen.

Voll Sehnsucht nehme ich dieses Tuch und decke es auf unser Schicksal, auf sanften grünen Wiesen, zwischen flüsternden Birken, auf dass dieses Tuch unsere schöne, glückliche Vergangenheit auferstehen lasse, die Kindheit, die Trennung und die treue Liebe – deine Mutterliebe.

Der Erfolg war gross. Zwar weinte der Kommandant nicht wie der Usbeke von der Holzfällerbrigade, aber er klatschte Applaus, und der Arzt klatschte begeistert mit. «Gut», sagte der Kommandant und räusperte geräuschvoll seine Rührung weg, «sehr gut, Mädchen!» Dann fragte er, ob sie als Sanitärerin ausgebildet sei.

Helga antwortete, sie habe in einem Lazarett gearbeitet. «Das wirst du auch hier tun», sagte der Kommandant und sah den Arzt an.

Der nickte: «Übermorgen früh meldest du dich im Krankenbau.»

Sie meldete sich schon am nächsten Morgen. Aber da traf sie eine Ärztin, dick, grobgesichtig, unfreundlich. «Bist du Medizinerin?»

«Nein.»

«Dann kann ich dich nicht brauchen.»

«Aber der Genosse Natschalnik ...»

«Ich kann dich nicht brauchen.»

Tief enttäuscht zog sie ab. So allmächtig schien der Kommandant auch nicht zu sein. Doch sie brauchte nicht mehr zum Holzfällen, man schickte sie in die Küche. Ein Schritt nach oben. Sie hätte noch viele Schritte nach oben tun können, wenn sie klug gewesen wäre.

Vorläufig war sie nicht klug.

Die Lagerküche war gross und gut eingerichtet. Hier wurde nicht nur die dünne Suppe (und sonntags der Kascha) für die Häftlinge gekocht, sondern auch das Essen für die freien Bergleute der Zeche.

Ein Posten in der Küche bedeutete für einen Häftling eine Lebensversicherung, das wusste jeder; manche waren voller Neid auf Helga, und eine von den Älteren sagte gehässig: «Ja, wenn man achtzehn ist und so aussieht wie du, dann hat man keine Sorgen.»

«Ach wo», sagte Helga. «Das ist nur, weil ich Russisch kann.»

Aber sie wusste selber, dass es nicht nur an ihrem Russisch lag.

Da war zum Beispiel der Lagerkoch. Zu den anderen Küchenfrauen konnte er sehr grob sein, Helga behandelte er wie ein Vater, und nicht selten strich er ihr mit seiner grossen fetten Hand über das Haar.

Helga hatte nichts dagegen. Sollte er nur, wenn es ihm Spass machte. Dafür fragte sie ihn gelegentlich, ob sie ein paar Mohrrüben, ein paar Zwiebeln oder etwas Fett mitnehmen dürfe.

Sie dürfe, solange sie sich nicht erwischen lasse.

Sie liess sich nicht erwischen. Sie borgte sich einen übergrossen Büstenhalter, der von nun an zum Transport von Fett, Mehl, Zucker und anderen Dingen diente, und in der Baracke 11 wurde nun Abend für Abend auf dem Kanonenofen gekocht.

Die Posten merkten nichts, aber die Blatnajas. Ihre Baracke war seit dem

Mord an Frau Klenze mit Stacheldraht eingezäunt, doch das hinderte sie nicht, nächtliche Streifzüge durchs Lager zu machen; die Blatnajas konnten alles. Sie schickten eine Botschafterin und verlangten die Hälfte der gestohlenen Verpflegung.

Die Bolewski warf sie hinaus. «Keinen Krümel kriegt ihr!» Aber am nächsten Abend tauchte die Aufseherin des Frauenlagers auf, gerade als Zwiebeln in der Konservendose brutzelten.

Aus war es mit der Küchenarbeit, hinab ging es wieder die mühsam erklimmte Stufe, zurück zur Waldarbeit. Und wieder fällte Helga Bäume zusammen mit Roswitha und Brigitte und den anderen.

Es war Frühling geworden; der Frühling machte das Arbeiten leichter. Und er weckte Hoffnungen. «Wenn ich frei bin», sagte Roswitha, «werde ich keine Stalinköpfe mehr modellieren. Leben werde ich, nichts als leben. Essen, trinken und tanzen!» Sie stand auf und strich sich das Haar zurecht, das ihr schon über die Ohren fiel. «Wie sehe ich aus? Kann sich ein Mann noch in mich verlieben?»

«Ja», sagte Brigitte, «ganz bestimmt.»

«Noch neunehalb Jahre», sagte Roswitha. «Verdammt lange.»

«I wo», sagte Brigitte. «Stalin lebt nicht ewig, er ist bald siebzig. Und wenn er tot ist, werden sie uns bestimmt begnadigen.»

«Meinst du?» sagte Roswitha. «Hoffentlich stirbt er bald.»

Zwei Stunden später war Roswitha tot. Erschlagen von einer sibirischen Eiche. Beim Zurückspringen war sie hingefallen, und der riesige Stamm hatte sie unter sich begraben.

Im Arbeitslager Nowosibirsk machte man mit Toten nicht viele Umstände. Sie wurden ausgezogen – die Bekleidung wurde dringend gebraucht für Neuzugänge – und in die Leichenbaracke hinten am Zaun gebracht. Dort lagen sie, bis ihre Zahl für eine Lkw-Ladung ausreichte. Das dauerte nie lange, höchstens zwei bis drei Tage.

Roswitha Vocke, die Kunststudentin aus Berlin, war beliebt gewesen unter den Frauen der Baracke 11, und die Vorstellung, dass sie nun nackt auf dem Zementboden der Leichenbaracke lag, dass sie nackt in ein Massengrab geworfen werden sollte, war ihnen unerträglich. So stiftete Frau Bolewski ihr Nachthemd als Totenhemd. Helga und Brigitte gingen hinüber, überredeten den Posten, sie einzulassen, und zogen, blind vor Tränen, der toten Roswitha das Nachthemd an. Am nächsten Abend gingen sie noch einmal hin, Roswitha war noch da, aber das Hemd war weg.

Man konnte Roswitha so nicht liegenlassen, darüber waren sich die Frauen einig, und sie nähten ein Totenhemd aus Papier und befestigten ein

paar farbige Schnipsel darauf. Zuin dritten Male ging eine Abordnung zur Leichenbaracke, mit dem neuen Totenhemd.

Am anderen Tage, als sie von der Arbeit kamen, begegnete ihnen der Toten-Lkw. Sie blieben am Strassenrand stehen. Die Zeitungen, mit denen die Leichen abgedeckt waren, hatte der Fahrtwind davongetragen. Obenauf lag Roswitha. Sie hatte das Papierhemd an, und die bunten Fetzen leuchteten wie Sommerblumen.

Brigitte begann zu beten: «Vater unser ...»

Die anderen falteten die Hände und bewegten die Lippen. Die Posten warteten.

Noch bevor Brigitte geendet hatte, war der Lkw schaukelnd in einer Staubwolke verschwunden.

Der kurze Sommer ging seinem Ende zu, und die ersten Herbstwinde wehten schon über die Steppe, da erwischte es Helga. Der Ast einer stürzenden Eiche traf ihr linkes Bein: Doppelfraktur des Unterschenkels.

Der Krankenbau war ein begehrter Aufenthalt, sofern man nicht zu den hoffnungslosen Fällen gehörte: man brauchte nicht zu arbeiten, sparte seine Kräfte und bekam doch zu essen. Aber für Helga wurde die erste Nacht zur Tortur. Die dicke Ärztin, Genossin Warwara Komarowa, hatte das Bein gegipst, ohne es vorher zu richten. Jede Bewegung tat weh, und vor Schmerzen konnte Helga nicht schlafen. Dazu kam noch die Sorge, ein Krüppel zu werden. Mit neunzehn Jahren ein zu kurzes Bein?

Frühmorgens rief sie nach der Pflegerin. «Kannst du mir eine Schere geben? Ich komme um vor Schmerzen.»

Die Pflegerin, eine Gefangene aus Alma Ata, einfältig und gutmütig, brachte die Schere. Helga schnitt den Gips auf, und mit einer Latte von ihrem Holzbett schiente sie sich selber das Bein.

Die Pflegerin stand staunend dabei. «Bist du Doktor?» fragte sie.

«So was Ähnliches. Nun brauch' ich einen neuen Gips. Hol die Ärztin!» Die würde Krach machen, doch das war Helga egal.

Aber es kam nicht die Ärztin, sondern der Arzt, den sie damals beim Kommandanten gesehen hatte. «Na so was!» sagte er fröhlich. «Das ist ja unsere Nachtigall.»

Er beugte sich über sie und untersuchte das Bein. «Das hast du aber ausgezeichnet gemacht. Und so ein Talent ist draussen beim Holzfällen und könnte hier viel bessere Arbeit leisten.»

Helga wurde rot, aber nicht wegen seines Lobes, sondern weil er sie wieder so nett anlächelte. Er hatte schöne Augen und dunkles weiches Haar,

und gross und schlank war er. Dass ein Mann wie er, ein Sanitätsmajor, mit einer armseligen Gefangenen so freundlich sprach, als gäbe es keine Unterschiede zwischen ihnen, das war ein Wunder.

Es wurde noch wunderbarer. Er sagte: «Bevor wir das gipsen, müssen wir's erst mal röntgen, sonst kriegen wir womöglich Komplikationen.» Er liess sie in einen Sanitätswagen packen und fuhr sie nach Nowosibirsk zur Poliklinik. Da wurde sie geröntgt und versorgt, und mit frisch geschientem und gegipstem Unterschenkel kam sie in den Häftlingskrankenbau zurück.

Ihr Bein war gerettet. Und der Retter hiess Dr. Jurij Stremilow.

Seit dem Abschied von Andrej vor fast einem Jahr in Güsten schwärmte Helga zum erstenmal wieder für einen Mann. Dr. Stremilow tat seit Kriegsende Dienst in der Poliklinik von Nowosibirsk und betreute nebenher wechselweise mit seiner Kollegin Warwara Komarowa vormittags die Krankenstation des Frauenlagers. Die Komarowa war hochmütig, grob, mürrisch: wenn hingegen Dr. Stremilow Visite machte, schien sich der Barackenbau zu verwandeln. Nie ging er an Helgas Bett vorbei, ohne ihr lächelnd zuzunicken, ihr die Hand zu geben und zu fragen, wie es ihr gehe. Was Wunder, dass sie ihn mit scheuer Inbrunst zu lieben begann, diesen schönen Gott aus einer anderen Welt, der alle zwei Tage für ein paar Minuten Licht, Wärme und Hoffnung in ihr Sträflingsdasein brachte?

Der Gott Stremilow hielt auch die Hand über sie, als ihr Bein ausgeheilt war. Sie durfte auf der Krankenstation bleiben, im Labor, als Apothekerin. Er führte sie selber in ihre Aufgaben ein, und die mürrische Genossin Komarowa schien diesmal nichts dagegen zu haben.

Damit begann zum zweitenmal Helgas Aufstieg. Schnell arbeitete sie sich ein, und hoch stieg ihr Ansehen im Lager: Diese kleine Deutsche spricht nicht nur ausgezeichnet Russisch, sie kann auch alle Arten von Medikamenten herstellen, Pillen und Säfte gegen Husten, Krätze oder Lungenentzündung.

Das sprach sich herum, sogar bis zu den Kriminellen hinter ihrem Extrastacheldrahtzaun. Eines Abends, als Helga vom Krankenbau kam, standen plötzlich zwei Frauen vor ihr. «Bist du die Deutsche, die was von Medizin versteht?» fragte die eine.

«Ja, das ist sie. Ich erkenne sie wieder», sagte die andere, die gross und dick war und eine Stimme hatte wie ein Mann.

Helga erschrak. Es war die Starosta aus der Blatnaja-Baracke.

«Mitkommen!»

Helga zögerte. Wenn ich jetzt schreie, dachte sie, wird der Posten drüben mich hören. Wird er?

In der Hand der Starosta blitzte ein Messer. «Ein Laut, und du hast das Ding im Bauch. Also?»

Helga ging mit. Sie krochen durch ein Loch im Stacheldraht und betraten die Baracke. Es war noch dasselbe Bild wie damals im Februar, als sie hier eingeliefert wurden: der halbdunkle Raum, der glühende Ofen und das Durcheinander halbnackter tätowierter Weiber. Helgas Unruhe stieg. Angst. Was wollen die von mir?

Sie folgte der dicken Starosta in den hinteren Teil der Baracke, den sie damals nicht betreten durften.

«Stoj!»

Sie hielten vor einem Bett, einer Art Alkoven, mit gehäkeltten Vorhängen. Neben dem Bett ein Nachttisch mit einer Wodkaflasche und Gläsern, davor ein Schafsfell, schneeweiss. Die Holzpritschen der übrigen Gefangenen wahrten respektvollen Abstand.

«Hier ist die Deutsche», sagte die Starosta gegen die geschlossenen Vorhänge.

«Gut, mach auf.» Helga erinnerte sich an die helle, scharfe Stimme.

Die Starosta öffnete die Häkelvorhänge mit der Würde einer Zeremonienmeisterin und zog sich dann zurück.

Auf dem Bett lag eine junge Frau, nackt bis auf einen schwarzen Seidenschlüpfer. Ihr blondes Haar war frisch onduliert. Sie lag auf weissem Bettzeug, ihr Kopfkissen war weiss umhäkelt. Über ihr an der Wand hing eine Auswahl von Kleidern und Nachthemden – Helga entdeckte darunter ihr eigenes Cocktailkleid aus Güsten – und am Kopfende, halbhoch, griffbereit, ein scharfgeschliffenes Messer.

«Komm her, Deutsche.»

Helga gehorchte mit zitternden Knien.

«Ich bin die Blatnaja Zariza.»

In ihrer Verwirrung machte Helga einen Knicks und küsste ihr die Hand.

Die Zariza lächelte mit geschminkten Lippen. «Ich sehe, du kommst aus gutem Hause, genau wie ich.» Die rosa Haut ihres Körpers war von Narben durchzogen, eine davon lief schräg über die rechte Brust. Sie bemerkte Helgas Blick, lächelte wieder. «Das sind keine Kriegsnarben, aber sie sind nicht weniger wert. Umsonst wird man nicht Zariza. Mit dem Messer bin ich gut.» Sie füllte ein Glas mit Wodka. «Du brauchst keine Angst vor mir zu haben, Deutsche. Wenn du mir hilfst, werde ich auch dir helfen. Und ich kann viel. Da, trink!»

Helga trank. Also helfen sollte sie. Ihre Angst war weg. Sie reichte das Glas zurück, und die Zariza schenkte wieder ein. «Du bist eine Doktorscha?»

«Nein.»

«Aber eine Apothekerin.»

«Auch nicht.»

«Ist auch egal. Jedenfalls verstehst du was von Medizin.»

«Was soll ich tun?» fragte Helga.

Die Zariza stellte das Glas auf den Nachttisch. «Ich kriege ein Kind, und das sollst du wegmachen.»

Helga hatte vom Kinderkriegen wenig Ahnung, und was das Abtreiben betraf, so hatte sie mal was von Chinin gehört, das war aber auch alles. Sie sagte: «Warum wollen Sie's nicht zur Welt bringen? Sie können sich's doch leisten», und blickte auf das Luxusbett der Zariza, auf die Häkelvorhänge, auf den schneeweißen Bettvorleger.

Die Zariza schüttelte den ondulierten Kopf. «Sei nicht albern, Deutsche. Wir hätten alle gern Kinder, ob du's glaubst oder nicht. Aber weisst du, was passiert, wenn du eins kriegst? Zwei Jahre lassen sie's dir, und wenn es anfängt zu sprechen, wenn es Mamotschka zu dir sagt, dann nehmen sie's dir weg und stecken es in ein staatliches Heim, und du bleibst zurück und siehst es nie wieder.» Sie richtete sich auf, griff nach dem Wodkaglas und trank es aus. «Es muss weg!»

«Aber», sagte Helga, «ich weiss nicht, was man da machen kann.»

Die Zariza sah sie an, und ihre Augen, die eben noch feucht waren von ungeweinten Tränen, wurden hart wie Kiesel. «Es gibt Mittel, das weisst du genau, und du wirst mir eins verschaffen. Wenn du mich im Stich lässt, machen wir dich fertig, das ist dir hoffentlich klar.»

«Ja», sagte Helga, und ihre Knie fingen wieder an zu zittern.

Da lächelte die Zariza mit rotem Mund, und ihre Zähne schimmerten. So hatte sie wohl den Mann angelächelt, von dem das Kind war, irgendeinen jungen Sträfling aus dem Männerlager. «Also morgen Abend. Und jetzt kannst du gehn.»

Die fette Starosta führte Helga hinaus und brachte sie bis an das Loch im Stacheldraht. «Morgen Abend hier am Zaun», sagte sie.

Es war ganz dunkel geworden. Von den Wachttürmen strichen die Scheinwerfer über das Lager, es roch nach Herbst. Helga lief wie gejagt auf ihre Baracke zu.

Chininpulver war im Labor genügend vorhanden, und am andern Tage löste Helga eine grosse Portion in destilliertem Wasser und füllte das Gebräu in eine Flasche. Diebstahl von Medikamenten wurde streng bestraft,

aber die Angst vor der Zariza verdrängte alle Bedenken. – Die Starosta war am Abend pünktlich zur Stelle. Helga gab ihr die Flasche. «Das muss sie nehmen.»

Drei Tage lang geschah nichts, dann meldete sich die Starosta wieder. Ausserhalb der Behandlungszeit kam sie in den Krankenblock, behauptete, sie habe Halsschmerzen, verlangte die Deutsche zu sprechen. Die Häftlingspflegerin Katja, eine Politische aus Bessarabien, wagte nicht, die wüst aussehende Blatnaja abzuweisen.

Als sie mit Helga allein war, sagte die Starosta: «Dein verdammtes Zeug hat überhaupt nicht geholfen. Und nun hör mal gut zu, Deutsche: Wenn du nicht bis morgen Abend ein richtiges Mittel bringst, kannst du dir bald die Kartoffeln von unten angucken.»

«Aber ich weiss kein anderes Mittel.»

«Du lügst.»

«Wirklich nicht», sagte Helga und fing an zu weinen.

«Ha», schnaubte die Starosta verächtlich. «Bis morgen Abend geben wir dir noch Zeit.» Und stampfte hinaus.

Als sie fort war, steckte Katja den Kopf zur Tür herein. «Was wollte die denn? Lass dich nicht mit denen ein. Warum heulst du denn so?»

Katja war eine Frau um die fünfzig mit gründlicher Lagererfahrung. Sechs Jahre hatte sie schon abgesessen, vier lagen noch vor ihr. Sie hatte eine Tochter in Helgas Alter, von der sie oft und liebevoll erzählte. Helga packte aus mit ihren Sorgen.

«Im wievielten Monat ist sie denn?» fragte Katja.

«Ich glaube, im vierten.»

Katja schlug die Hände zusammen. «Chinin im vierten Monat?»

«Weisst du was Besseres?»

Katja wusste was Besseres. Kaliumpermanganat. «Eine Lösung von eins zu zehn. Aber nicht stärker.»

«Danke, Katja, danke!»

«Aber erzähl niemandem, dass du das von mir hast», sagte Katja und bekreuzigte sich. «Ich will nichts damit zu tun haben.»

«Ganz klar, Katja.»

Am nächsten Abend wartete die Starosta wieder am Zaun. Helga gab ihr das Kaliumpermanganat und die nötigen Erklärungen.

Noch mal drei Tage Warten in Angst vor der Zariza, dann tauchte die Starosta wieder im Krankenbau auf. Sie kam einfach ins Labor, humpelnd, setzte sich auf einen Schemel und heulte: «Mein Fuss, mein Fuss, ich kann kaum noch gehn!» Und als sie sich überzeugt hatte, dass sie allein waren, fing sie leise an zu schimpfen: «Du kleine Hure, hast du der Zariza Gift ge-

schickt? Die ist am Abkratzen, du musst sofort 'rüberkommen, sonst schneide ich dir den Hals durch.»

«Ich bin doch keine Ärztin. Ich weiss doch nicht...»

«Wenn du nicht mitkommst, kannst du dich morgen in der Latrine wiederfinden.» Die Starosta stand auf.

«Einen Augenblick.» Helga lief zu Katja, die den Vorraum wischte. «Katja, der Zariza geht es nicht gut. Du musst mitkommen.»

Katja wurde grau im Gesicht. «Ich hab' dir gesagt, dass ich nichts damit zu tun haben will.»

«Jaja, aber wenn du nicht hilfst, machen sie mich fertig. Du weisst doch, wie die Blatnajas sind.»

Das wusste Katja. Sie trat von einem Fuss auf den anderen.

«Katja, ich bitte dich.»

Katja sagte: «Schwör mir, dass du nie darüber sprechen wirst.»

«Ich schwör's dir.»

«Schön», sagte Katja, bekreuzigte sich und kam mit.

Die Zariza lag in ihrem Himmelbett und schrie und wand sich vor Schmerzen; kein feiner Anblick mehr. Ein paar Frauen sprangen um sie herum und wussten nicht, was sie tun sollten.

«He», rief die Starosta, «macht Platz, hier kommt die Deutsche.» Sie zog ein Messer aus der Hosentasche und gab den beiden einen Stoss. «Los jetzt. Tut was!»

Katja sah mit einem Blick, was los war. Die Abtreibung war gelungen, nur die Nachgeburt fehlte noch; aber die Zariza hatte keine Kraft mehr. Dazu die Verbrennungen durch das Kaliumpermanganat – die hatten wahrscheinlich die Lösung zu stark gemacht – ein höllischer Schmerz musste das sein.

Katja tastete die Zariza ab. «Heisses Wasser», sagte sie, «und ein paar Tücher. Und haltet sie fest!»

Die Starosta gab die Befehle weiter. Zwei Frauen hielten die Zariza fest, dann fing Katja an, und alle sahen: die verstand was von diesen Dingen. Es war eine Rosskur, ohne Wehenmittel, ohne Narkose, nur mit der Kraft ihrer Hände. Eine Stunde dauerte es, und der Schweiß lief ihr von dem runden bräunlichen Gesicht. Dann war alles vorbei; die Zariza lag still und schrie nicht mehr. Aber sie lebte.

«Was jetzt?» fragte die Starosta.

«Lasst sie schlafen.»

«Und wird sie gesund?»

«Natürlich», sagte Katja, obwohl das gar nicht so natürlich war. «Können wir jetzt gehen? Wir kriegen sonst Schwierigkeiten.»

Die Starosta brachte sie hinaus. Draussen am Stacheldraht hielt sie Helga an der Schulter fest. «Wenn sie stirbt, dann weisst du, was mit dir passiert.»

«Sie stirbt nicht», sagte Katja.

Sie krochen durch das Loch im Zaun. Katja sagte leise zu Helga: «Ich weiss von nichts. Und ich will nie wieder was davon hören, hast du verstanden?»

«Ja», sagte Helga und drückte ihr die Hand.

Wieder lebte sie in Angst, eine Woche lang. Jeden Abend rechnete sie damit, dass die Starosta plötzlich mit dem Messer vor ihr stehen würde. Wenn man doch mit jemandem darüber sprechen könnte, dann wär's ein bisschen leichter zu ertragen !

Fast jeden zweiten Tag liess Dr. Stremilow sich im Labor sehen. Er fragte nach diesem oder jenem Medikament, kontrollierte die klägliche Einrichtung, erkundigte sich auch nach Helgas Bein, das längst in Ordnung war. Manchmal hegte sie den geradezu irrsinnigen Verdacht, dass er ihretwegen kam.

An einem dieser schrecklichen Tage strich er ihr leicht über das Haar, ehe er ging. Selig blieb sie zurück, übergossen von Röte, trat dann zum Fenster, um zu sehen, wie er die Baracke verliess. Er ging auf den Wagen der Poliklinik zu, mit dem er immer ins Lager kam, setzte sich hinters Steuer.

Katja kam herein, stellte sich neben sie. «Wer war denn da?»

«Ach, bloss der Doktor.»

«Ich dachte, es wäre deine dicke Blatnaja.»

Da war sie wieder, die Angst, man konnte wahnsinnig davon werden!

Bis dann, am achten Tage, wiederum in der Abenddämmerung, die Starosta zum viertenmal vor ihr stand, gross, breit, bedrohlich. Helga hielt den Atem an. Die Starosta neigte sich ein wenig zu ihr herab. «Die Zariza lässt dich grüssen. Sie ist wieder in Ordnung. Und wenn du mal Schwierigkeiten hast, sollst du nur ruhig zu ihr kommen.»

«Ja», sagte Helga, «danke.» Unendlich erleichtert.

Sie sah die Blatnaja Zariza nie wieder. Kein Bedarf. Gehe nie zu deinem Fürst... Und so grosse Schwierigkeiten gab es gar nicht, dass sie sich deswegen in die Kriminellenbaracke getraut hätte. Im Augenblick konnte man sagen: das Gegenteil von Schwierigkeiten. Helga gehörte jetzt zur Häftlingselite des Lagers. Zwar, wer zur Elite gehörte, hatte Feinde. Helgas

Feind war die dicke Ärztin Warwara Komarowa, das merkte sie an gehässigen Blicken, am groben Befehlston und allerlei kleinen Schikanen. Aber ihr Beschützer, Dr. Stremilow, war, so schien es, mächtiger als die Komarowa; man sah ihn oft mit dem Kommandanten, sie duzten sich und waren offenbar dick befreundet.

Ja, die Gefangene 698 hatte es weit gebracht, das war ihr schon äusserlich anzusehen; im Krankenblock trug man nicht die hässliche Häftlingskleidung, sondern einen Drillrock, einen Pflegekittel und leichte Strohlatschen.

Nach den Wochen der Angst konnte sie auch wieder singen. Sie stand im Labor und schrubkte den Ausguss mit Sand. «In einer Nacht im Mai...» sang sie. Zwar nahte der Oktober, aber ihr war nach Mai zumute.

Leise ging die Tür auf, und Dr. Stremilow kam herein. Verlegen drehte sie sich nach ihm um. Dieses blöde Rotwerden. Er schloss die Tür, trat auf sie zu. «Weitersingen.»

Sie wandte sich wieder dem Ausguss zu und fing noch einmal an:
«In einer Nacht im Mai, da kann so viel passieren ...»

«Kehrtmachen», sagte Dr. Stremilow, «man muss eine Sängerin auch sehen können.»

Gehorsam machte Helga kehrt. «... man kann sein Herz verlieren, und du bist auch dabei...»

Dr. Stremilow stand ganz dicht vor ihr und sah sie an und lächelte das hinreissende Lächeln, von dem sie schon so oft geträumt hatte. «Ein hübsches Lied», sagte er in seinem schwerfälligen Deutsch und stand immer noch vor ihr und sah sie an. «Man kann sein Herz verlieren in einer Nacht im Mai.» Auf einmal fasste er sie bei den Schultern. «Aber nicht nur im Mai», sagte er und zog sie an sich.

Wie sollte das weitergehen? Sie konnte das alles noch gar nicht glauben, als sie abends auf ihrer Pritsche lag. Er hatte ihr gesagt, dass er sich gleich in sie verliebt habe an dem Tage, als sie vor dem Kommandanten habe singen müssen. «Und dann hast du dich leider einen Tag zu früh auf der Krankenstation gemeldet, und da hat dich die Komarowa natürlich zurückgeschickt, na, glücklicherweise hast du dir dann ja das Bein gebrochen.»

Ob das stimmte mit dem Verliebten und so? Ein Arzt im Range eines Majors, der jedes Mädchen in Nowosibirsk haben konnte, verliebte sich in eine Gefangene? Nein, das konnte nicht wahr sein.

Aber am übernächsten Tag kam er wieder ins Labor. Er nahm nichts zu-

rück von dem, was er gesagt hatte, im Gegenteil. Er sagte: «Du musst dich in acht nehmen vor der Komarowa, sie ist nicht gerade meine Freundin. Und deine schon gar nicht.»

«Da, Towarischtsch Wratsch.» – Jawohl, Genosse Doktor.

«Bist du verrückt? Ich heisse Jurij.» Er nahm sie in die Arme. «Liebst du mich, Lenotschka?»

Was für eine Frage. Sie würde ihn auch lieben, wenn er dick und hässlich wäre und nicht so bezaubernd lächeln könnte. Eine Gefangene hat keine Wahl, schon ein bisschen Zärtlichkeit genügt, aber er war nicht nur zärtlich. «Ja, Jurij», sagte sie. «Aber du weisst doch, dass ich verurteilt bin, nach Paragraph 56...»

«Nitschewo», sagte er. «Du bist von Idioten verurteilt worden, von irgendwelchen Kommissköpfen, die keine Ahnung hatten von Recht und Unrecht. Durch den Krieg haben sie alle den Verstand verloren.»

Hatte er vielleicht auch den Verstand verloren? Ein paar Tage später wurde sie gegen Mittag herausgerufen. Da stand er neben seinem Krankenwagen. «Steigen Sie ein», sagte er dienstlich.

Sie stieg ein, und er fuhr zum Lagertor. Der Posten trat stramm an den Wagen heran. Jurij zeigte ihm einen Zettel. «Die Gefangene 698 zum Abholen von Medikamenten in der Stadtapotheke.»

Der Posten grüsste und liess den Wagen passieren.

Als sie draussen waren, sah er sie lachend an. «Na, wie habe ich das gemacht?»

«Wo hast du den Zettel her?»

«Propusk vom Kommandanten.»

«Weiss der, dass ich ...»

«Natürlich weiss er's. Und ist ganz neidisch, dass er nicht an meiner Stelle ist.»

Er fuhr durch Waldstücke und Dörfer, bis sie an den Rand der Stadt kamen, und er fuhr durch die grosse graue Stadt und hielt schliesslich vor der Apotheke, stieg aus und liess sie im Wagen sitzen. Nach einer Weile kam er mit einem Karton zurück, verstaute ihn auf dem Hintersitz, fuhr weiter.

«Dafür», sagte sie, «brauchtest du mich doch nicht mitzunehmen.»

Er lachte wieder. «Dafür nicht. Warte nur ab, Lenotschka.»

Nach einer Weile hielt er vor einem Holzhaus. «Aussteigen! Und ein streng dienstliches Gesicht machen, bis wir drin sind.»

Sie machte ein streng dienstliches Gesicht. Er schloss eine Tür auf, liess sie eintreten. Sie stand in einem grossen Zimmer. Es war gemütlich und etwas altmodisch eingerichtet: Plüschsofa mit gerahmten Familienfotos dar-

über, zwei Rohrsessel, ein runder Tisch, Plüschvorhänge, Häkelgardinen. Ein Lehmofen strahlte Wärme aus.

«Jurij, wo sind wir hier?»

«In meiner Wohnung.» Er öffnete eine zweite Tür. Ein Schlafräum. «Geh rein und zieh dich um.»

Auf dem Bett lag ein Kleid, ein richtiges Kleid aus grünem Wollstoff, und auf dem Boden standen Schuhe mit Blockabsätzen, nicht neu, aber gegen Helgas Schnürschuhe elegant. «Jurij, muss ich nicht ins Lager zurück?»

«Natürlich, aber nicht jetzt. Wir haben den ganzen Nachmittag. Los, zieh dich um!» Er schob sie in den Schlafraum.

Sie riss das Häftlingszeug herunter, schlüpfte in das Kleid, zog die Schuhe an, beides passte. In der Ecke über dem Waschtisch hing ein kleiner Spiegel. Sie blickte hinein: diese Veränderung! Sie kämmte sich, rieb die Wangen, bis sie rot waren, befeuchtete die Lippen. Dann ging sie zurück ins Wohnzimmer.

Am Abend brachte er sie zurück, sie trug wieder die Gefangenenkluft. Keine Schwierigkeiten am Tor. In der Baracke 11 blickten sie ihr entgegen mit müden, hungrigen Gesichtern. «Wo bist du so lange gewesen?» fragte Brigitte.

«Ich hatte zu tun, im Labor.» Helga griff in die Hosentasche und zog ein Säckchen heraus. «Da, aber zeig's den andern nicht.»

Brigitte wickelte zwei Scheiben Brot aus dem Papier, dick belegt mit Butter und Büchsenfleisch. «Idi werd' verrückt! Wo hast du das her?»

«Frag nicht. Iss lieber.»

Es war schwer, das grosse Glück für sich zu behalten. Wenn man wenigstens Brigitte etwas erzählen könnte! Aber: Kein Wort im Lager, hatte Jurij beim Abschied gesagt, denk an die Komarowa, die wartet nur darauf, mir an den Kragen zu gehn, und dir auch.

Nein, kein Wort kam über ihre Lippen. Eifrig tat sie ihre Arbeit im Labor, so dass auch die Komarowa nichts an ihr aussetzen konnte.

Immer häufiger nahm Jurij sie mit, und immer hatte er einen Propusk, einen Passierschein, für sie, vom Kommandanten unterschrieben. Im Krankenblock hiess es dann, sie müsse in der Poliklinik saubermachen, und in Jurij's Haus galt sie als Putzfrau aus dem Lager, die dem Dr. Stremilow die Fussböden seiner Junggesellenwohnung scheuerte. Aber wenn sie sein Zimmer betrat, lag dort das grüne Kleid für die Verwandlung bereit, und der Samowar sumgte.

Jurij war zärtlich, voller Liebe, voller Fürsorge. Er sagte: «Herrgott, wenn meine Mutter sehen könnte, dass ich ein deutsches Mädchen habe.»

Seine Mutter war eine Deutschbaltin, während des Krieges in Sibirien verschollen. Sein Vater hatte sich bald darauf umgebracht. Seit Kriegsende wohnte Jurij in Moskau bei seiner Schwester. Die Sowjetarmee hatte ihn für zwei Jahre abkommandiert nach Nowosibirsk, denn in Sibirien herrschte chronischer Ärztemangel. «Was für ein Glück», sagte er, «sonst hätte ich dich nie getroffen.»

Ja, was für ein Glück.

Nicht immer klappte es mit den heimlichen Ausflügen ins Paradies. «Der Polit-Offizier», sagte Jurij, «ist ein falscher Hund. Der ist scharf auf den Kommandantenposten und hat überall seine Leute sitzen. Das ist nun mal unser System. Immer ist einer da, der auf den andern aufpasst, der Polit-Offizier auf den Kommandanten und die Komarowa auf mich, verstehst du das?»

Natürlich verstand sie das. Sie hatte ihre bitteren Erfahrungen aus Güsten, da war es genauso gewesen.

«Man muss nur die richtigen Leute kennen», sagte Jurij, «und man muss wissen, wer einem gefährlich werden kann.»

Er kennt die richtigen Leute, dachte sie. Was für ein Mann: Offizier, Arzt, Lebenskünstler, der unbekümmert tat, was ihm Spass machte. Bei den Häftlingen war keiner so beliebt wie er; und was er alles für sie riskierte! Einmal sagte er: «Jelena, du bist viel zu hübsch, um dich vor den Menschen zu verstecken. Tanzt du gern?»

«Das weisst du doch.»

«Dann müssen wir unbedingt mal zum Tanzen gehen.»

«Jurij, bist du wahnsinnig?»

«Keine Spur. Ich muss dir nur noch was zum Anziehen besorgen.»

Sie hielt das für liebenswürdige Prahlerei. Er prahlte gern ein bisschen – na, hatte er vielleicht keinen Grund dazu, dieser schöne Mann mit der langen Ordensspange auf der Uniform?

Aber es war keine Prahlerei. Am nächsten Sonnabend holte er sie wieder ab. «Ich habe eine Überraschung für dich!»

Die Überraschung lag in seiner Wohnung auf dem Plüschsofa: ein Kleid, ein rosa Gedicht von einem Kleid, dazu ein Mantel, ein Kopftuch, ein Paar Seidenstrümpfe und schliesslich ein Paar Schuhe mit hohen Absätzen.

«Jurij, wo hast du die Sachen her? Ich dachte, so was wäre überhaupt nicht zu kriegen?»

«Man muss die richtigen Leute kennen», sagte er wieder und grinste.

Sie zog die neuen Sachen an. Das Kleid war in der Taille etwas zu weit, sie nähte es ein. Der Mantel passte, auch die Schuhe.

Dann steckte sie sich vor dem Spiegel das Haar auf, befestigte eine Spange mit grünen Steinen darin, die er ihr geschenkt hatte. Er stand hinter ihr, betrachtete sie bewundernd. «Nicht mal der Hund von Polit-Offizier würde dich so wiedererkennen», sagte er. «Und nun los!»

«Wo willst du hin?»

«Zum Tanzen natürlich.»

«Jurij, ich sterbe vor Angst.»

«Dummkopf, ich bin doch bei dir.»

Sie stiegen ins Auto, und er fuhr über aufgeweichte Herbststrassen nach Westen durch die grauen Vorstädte, dann an den Ufern des Ob entlang bis zu einer ausgedehnten Siedlung.

«Jurij, wo sind wir hier?»

«Selpo heisst das Nest. Hier gibt es nur anständige Holzfäller, Flösser und Sägerei-Arbeiter.» Er fuhr mitten in den Ort hinein und hielt vor dem erleuchteten Kulturhaus. «Aussteigen!»

«Jurij, und wenn mich doch einer erkennt?»

«Dann wird er sich sofort in dich verlieben und dir nichts tun.» Er nahm sie beim Arm, und sie gingen hinein.

Sie tanzte den ganzen Abend mit Jurij unter den jungen Holzfällern, Flössern und Arbeitern von Selpo. Niemand fragte sie, wer sie sei und woher sie komme, und für diese Stunden vergass sie es selber. Dann packte der Mann auf dem Podium seine Ziehharmonika ein, und Jurij half ihr in den Mantel.

Sie traten hinaus in die Nacht. Der Mond schien zwischen grauen Wolken und beleuchtete die Schübigkeit der Holzhäuser. Der erste Frost hatte die Pfützenränder in dünnes Eis gefasst und die schlammige Strasse erstarren lassen. Russland ist hässlich. Ist Russland hässlich? Die Menschen jedenfalls muss man lieben. Wie sie mit Jurij getrunken, wie sie mit mir getanzt haben. Und keine lästige Frage. «Ich liebe die Russen», sagte sie.

«Ich auch», sagte Jurij. «Aber vor allem liebe ich dich, Lenotschka. Pass auf, ich hole dich noch aus dem verdammten Lager.»

Das Lager! «Jurij, jetzt muss ich aber schleunigst zurück.»

«Ach wo, du bleibst bei mir! Morgen ist Sonntag, da wird nicht gearbeitet.»

«Und was wird der Wachhabende sagen?»

«Nichts. Du hast Nachtdienst in der Poliklinik gehabt.» Er küsste sie.»
War's schön, das Tanzen?»
«Wunderschön, Jurij.»
«Wollen wir nächste Woche wieder hin?»
«Ich weiss nicht. Wenn mich jemand erwischt? Es könnte mich doch jemand nach meinem Namen fragen.»
«Na und? Du heisst Jelena – hm – wie ist der Name deines Vaters?»
«Karl.»
«Also Jelena Kirillowna aus Lemberg, in der Gegend bist du doch geboren, nicht? Und was nehmen wir als Nachnamen? Sagen mir mal Puschkowa. Alles klar?»
«Jelena Kirillowna Puschkowa», sagte sie und ahnte nicht, dass sie damit für die nächsten acht Jahre ihren Namen weg hatte.
Es war vier Uhr morgens, als er sie am Lagertor abließ. Der Wachhabende machte eine stramme Ehrenbeziehung. «Sdrawstwuitje, Towarischtsch Wratsch.»
Ein Posten brachte sie zur Baracke. Gefangenenmief. Die Frauen schliefen, unruhig, seufzend, leise stöhnend, wie Gefangene schlafen. Das Licht der Aussenlampen drang durch die beschlagenen Fensterscheiben und beleuchtete ein paar von den grauen Gesichtern.
Behutsam kletterte Helga auf ihre Pritsche. Unter ihr bewegte sich Brigitte. «He, wo kommst du denn her?»
«Ich hatte Nachtdienst in der Poliklinik.»
«So, Nachtdienst nennst du das?» Brigitte kicherte. «Hör mal», flüsterte sie, «glaubst du vielleicht, du könntest mir was vormachen? Los, sag's schon.»
Helga schwieg einen Augenblick. Dann kletterte sie von ihrer Koje herunter und legte sich neben Brigitte. «Gib mir dein Ehrenwort, dass du niemandem was verrätst.»
«Ehrenwort.»
Von nun an wusste es ausser dem Kommandanten auch noch Brigitte.

In Baracke 11 grassierte in diesem Herbst der Tod. Nacheinander starben die älteren Frauen weg, an Unterernährung, an Tuberkulose, an Herzschwäche. Westeuropäerinnen sind diesen Lebensbedingungen nicht gewachsen. Nur Frau Bolewski, die Barackenälteste, hielt durch; ihre glühende kommunistische Überzeugung brannte in ihr wie eine wärmende Flamme. Sie sagte: «Der Mensch lebt nicht nur von Brot oder Kascha, auch eine Idee kann ihn am Leben erhalten.»

Glück, fand Helga, verpflichtet gegenüber den anderen, die weniger glücklich sind. Und sie bemühte sich, etwas für sie zu tun. Im Krankenblock organisierte sie, was sie kriegen konnte, vor allem Mull und Watte. Jurij sorgte für Nachschub, das war nicht ungefährlich, aber offenbar gehörte er zu den Menschen, denen das Leben keinen Spass macht, wenn man dabei nichts aufs Spiel setzt.

Aus Mull und Watte kann man viel Nützliches machen, zum Beispiel weiche, warme Steppdecken. Aus den Resten nähten die Frauen Gardinen, und nun sah die Baracke viel freundlicher aus. Bei einer Inspektion ging der Kommandant durch. «Sehr gut», sagte er. «Ich spreche euch meine Anerkennung aus. Die schönste Baracke im Lager.»

Der Kommandant, ein Mann in Jurijs Alter, war wirklich ein anständiger Mensch. Bestimmt wusste er, dass die Decken und Gardinen von Helga stammten; aber er liess sich nicht das geringste anmerken. Mit kurzen militärischen Schritten verliess er den Raum, jeder Zoll ein Natschalnik, der schwer an seiner Verantwortung trägt, und niemand ahnte, dass er die harten Gesetze missachtete wie sein Freund Jurij.

Helga schaffte mehr heran. Frauen können nie genug bekommen, ob es sich um Seide und Samt handelt oder um Mull und Watte. Sie fingen an, sich Kleider und Jacken zu machen. Das Zeug wurde in verdünnter Tinte zartblau gefärbt, eine Lage Watte wurde zwischen zwei Lagen Mull gelegt und dann zusammengestept.

Aber der Krug geht bekanntlich so lange zum Wasser, bis – eines Abends fiel eine Frau um, eine von den älteren, Herzanfall. Leider hatte an dem Tage die Ärztin Warwara Komarowa Lagerdienst. Als sie endlich kam, war die Frau schon tot.

Eine Tote war für die dicke Komarowa nichts Besonderes, und während der Untersuchung blieb sie kühl. Doch dann fiel ihr Blick auf die gesteppte Decke, mit der man die Tote zugedeckt hatte. Sie fuhr mit der Hand darüber, hob sie hoch, hielt sie unter das Licht. Und dann war die dicke Komarowa nicht mehr kühl, ganz im Gegenteil. Sie machte einen Brandlärm. «Wo habt ihr das Zeug her? Aus dem Krankenrevier, nicht wahr?» Sie funkelte Helga an. «Das kannst doch nur du gestohlen haben.» Sie liess die Decke auf die Tote fallen und schrie: «Diebstahl von wertvollstem Staatseigentum! Na warte!»

Sie knallte die Barackentür zu. Helgas Knie zitterten.

Am andern Tag wurde sie zum Kommandanten befohlen. Vor dem hatte sie keine Angst, und sie gab alles zu. «Es sieht doch so hübsch aus, Genosse Natschalnik. Und haben Sie nicht selber gesagt, dass unsere Baracke die schönste im ganzen Lager ist?»

«Ja», sagte er und lachte, «das habe ich allerdings gesagt. Aber wie konnte ich wissen, dass du das Zeug im Revier geklaut hast? Dr. Komarowa ist verdammt wütend auf dich, sie will dich nicht mehr im Labor haben, und dagegen kann ich nichts machen. Eigentlich müsste ich dich in Arrest schicken, aber davon wollen wir diesmal noch absehen. Also, was machen wir nun mit dir?»

Sie stand mit gesenktem Kopf. Er wollte sie doch nicht etwa wieder zur Holzfällerbrigade einteilen?

«Hör mal», sagte der Kommandant, «drüben im Kulturhaus suchen sie zwei Putzfrauen. Wäre das nicht was für dich?»

Helga nickte freudig. «Sicher, Genosse Natschalnik.»

«In Ordnung. Melde dich morgen nach dem Frühstück beim Verwalter. Und nimm noch eine andere mit, du hast doch sicher eine Freundin.»

Gott segne den Natschalnik!

Das Kulturhaus war für die freien Bergleute da, die in den umliegenden Dörfern und den Vorstädten von Nowosibirsk wohnten, es lag mitten im Zechengelände, nicht weit vom Lager. Dort meldeten sich nun jeden Morgen die Gefangenen Nr. 698 und 715, Helga Wannemacher und Brigitte Brenner, und mit Feuereifer machten sie sich an die Arbeit. Sie fingen mit einem Grossreinemachen an, alle Gardinen wurden abgenommen und gewaschen, und die Fussböden späten sie mit dünnem Draht, den ihnen der Verwalter besorgte.

Der Verwalter, Genosse Nasarow, jung, blond und ein eifriger Kommunist, war ausserordentlich zufrieden mit ihnen, und die Bergleute staunten und kannten ihre Klubräume kaum wieder.

In gewisser Weise war dieser Posten noch besser als der im Labor, denn hier wurde man nicht wie ein Sträfling behandelt, hier wehte ein wenig die Luft der Freiheit, niemand wies einem die Arbeit zu, und Pausen legte man ein, wenn man Lust dazu hatte. Und seinen Spass hatte man auch, wenn einem danach zumute war. Brigitte setzte sich eines Nachmittags oben im grossen Festsaal an das Klavier und probierte, ob es noch ginge mit den Holzfällerfingern. Es ging noch ganz gut. Sie spielte «Sah ein Knab» und «Bel Ami» und «Du schwarzer Zigeuner». Helga liess die Putzeimer mitten im Saal stehen, stützte sich auf ihren Schrubber und sang dazu.

Ein Bergmann kam herein, hell die Augen in dem schwarzen Gesicht. «Nicht aufhören, ihr Täubchen, macht ja weiter!»

Die beiden machten weiter. Die ganze Schicht drängte sich allmählich durch die Tür, andächtig lauschend.

«Kannst du nicht was Russisches?» sagte Brigitte, und Helga sang ein Lied, das sie von Andrej gelernt hatte: Na pozizijn djewuschka – das Mädchen und der Frontsoldat.

Es hörte sich traurig an wie die meisten russischen Lieder. Einer der Männer sang mit, und nach und nach fielen die anderen ein, bis Helgas Stimme unterging im Chor russischer Bässe.

Die Männer brachten den Mädchen Kascha mit Gulasch. «Da, esst, ihr armen Vögelchen!» Noch einen Napf, und noch einen Napf. Nachher waren sie so satt, dass sie am Abend ihre Brotration verschenkten.

Der erste Schnee fiel, und im Lager wurden die Lederschuhe gegen Filzstiefel umgetauscht. Durchgefroren kamen die Frauen der Baracke 11 jeden Abend von der Arbeit. Der Winter ist ein Feind der Gefangenen. Was bisher schlimm war, wurde nun unerträglich. Im Winter sterben die meisten. Wer würde von ihnen sterben?

Nur die beiden Jungen dachten nicht an den Tod, keine Veranlassung; genug zu essen, das Kulturhaus war gut geheizt. Augenblicklich halfen sie dem Genossen Nasarow, den Festsaal zu schmücken für den 7. November, den Jahrestag der bolschewistischen Revolution. Die Bilder von Lenin und Stalin waren mit Tannengrün zu umkränzen, die Wände mit roten Fahnen zu drapieren, Girlanden schlangen sich durch den Raum, verziert mit buntem Stanniolpapier. Die Partei sparte nicht, wenn es galt, sich selber zu feiern.

Mitten in den Vorbereitungen kam dem Genossen Nasarow eine Idee. Ob sie nicht Lust hätten, bei der Feier ein paar Lieder zu singen?

Natürlich hatten sie Lust, zumal er ihnen eine Gage versprach, von deren Grosszügigkeit sie erschlagen waren: einen ganzen Korb voll Pirotschki, eine Art Berliner Pfannkuchen, mit Fleisch, Kraut und Zwiebeln gefüllt.

Für ihren Auftritt zogen sie die selbstgemachten Mull-Watte-Kleider an, die sie mit bunten Stanniolstreifen benähten, und um den Hals trug jede eine Kette aus Stanniolkugeln.

So sangen sie denn, zweistimmig, ihr ganzes Repertoire, deutsche und russische Lieder, und nach jedem Lied wurde der Beifall lauter.

In der ersten Reihe sass die Prominenz: der Kommandant mit seinem Gefolge, der Parteisekretär, der Genosse Nasarow und die Ärzte Dr. Stremilow und Dr. Komarowa. Jurij, wie die übrigen Offiziere in Extra-Uniform, zwinkerte auf seine unverschämte Art zur Bühne hinauf, und Helga blickte schnell auf Stalins väterliches Gesicht, um ernst zu bleiben.

Ja, es war ein gewaltiger Erfolg. Der Kommandant stieg sogar auf die Bühne und bedankte sich und gab ihnen die Hand, und alle riefen bravo, nur die dicke Komarowa machte ein schiefes Gesicht.

Mit dem versprochenen Korb Piroshki kehrten sie ins Lager zurück, achtzig Stück waren es. Die Frauen in Baracke 11 trauten ihren Augen nicht, und die Bolewski lächelte anerkennend (sie lächelte selten).

Nachts um eins schlug es gegen die Barackentür. Alles fuhr hoch. Durch die Tür rief jemand: «Die beiden Sängerinnen 'raus!»

Sie sprangen aus der Koje, zogen sich eilig an. Was hatte das nur zu bedeuten? Gefangene neigen zu Angstgefühlen.

Aber wer stand draussen? Einer, vor dem sie keine Angst zu haben brauchten: Jurij. Und neben ihm der Kommandant. «Wollt ihr noch mal singen?»

Erleichterung. «Gern, Genosse Natschalnik.»

«Ihr könnt Kostja zu mir sagen, wenigstens heute Abend.» Der hat bestimmt schon eine Menge Gläschen getrunken !

Zwischen den beiden Männern gingen sie durch das Lagertor, vorbei an dem salutierenden Posten. Drüben im Kulturhaus schien die Stimmung noch gestiegen zu sein, der Lärm drang bis zu ihnen herüber. Aber der Kommandant ging nicht hinein. Er blieb neben seinem Wagen stehen und öffnete die Tür. «Steigt ein, ihr Nachtigallen.»

Helga sah Jurij an. «Ich denke, wir sollen singen?»

«Klar. Aber bei mir, du Schäfchen.»

Am anderen Morgen lagen sie wieder auf den Knien und schrubbten den Festsaal des Kulturhauses. Viel Dreck, viel Arbeit, aber das tat ihrer Stimmung keinen Abbruch, und unentwegt erzählte Brigitte von der vergangenen Nacht. («Ich werde verrückt, wenn ich dran denke, dass ich zum Kommandanten einfach Kostja sage – seine Wohnung ist mindestens so schön wie die von Dr. Stremilow – ob du's glaubst oder nicht, er hat gesagt, er ist wahnsinnig verliebt in mich – und morgen holt er mich wieder, der Kostja ...»)

Doch er holte sie nicht wieder, der Kostja. Am Abend wurde Helga in den Krankenblock gerufen, da stand Jurij im Labor und machte ein ungewohnt ernstes Gesicht. «Schlechte Nachrichten, Lenotschka. Die Komarowa hat uns nachspioniert, sie weiss, dass wir euch gestern Nacht noch geholt und erst morgens wiedergebracht haben. Und der Polit-Offizier, der Hund, weiss es auch.»

«Um Gottes willen, Jurij, was passiert denn jetzt?»

Da lächelte er schon wieder. «Nichts. So leicht kann man Kostja nicht fertigmachen, und mich auch nicht. Nur müssen wir jetzt vorsichtig sein. Wir dürfen uns nicht mehr sehen, für eine Zeit wenigstens, verstehst du?»

«Ach, Jurij...»

«Jelena, du willst doch hier 'rauskommen!»

«Jaja, aber weisst du denn wie?»

«Pass auf. Jedes Jahr kommt eine Kommission vom Innenministerium zur Überprüfung besonderer Fälle. So ein besonderer Fall bist du, und Kostja wird ein gutes Wort für dich einlegen.»

«Und Brigitte?»

«Für die selbstredend auch.»

«Und wann kommt die Kommission?»

«Bestimmt bis zum Frühjahr. Und bis dahin müssen wir verdammt vorsichtig sein. Und ab morgen arbeitet ihr nicht mehr im Kulturhaus. Kostja will alles vermieden haben, was nach Bevorzugung aussieht. Und nun verschwinde. Ich melde mich wieder.»

Als sie in die Baracke kam, lag schon ein Befehl von der Schreibstube vor: Die Gefangenen 698 und 715 sind ab sofort zum Hofdienst im Frauenlager eingeteilt.

Nun gehörten sie wieder zur grauen Masse der Gefangenen, wenn auch nicht ohne hochgespannte Hoffnungen – aber die schlugen oft in Verzweiflung um. War das nicht vielleicht ein Vorwand von Kostja und Jurij? War ihnen die Sache lästig geworden? «Bei Männern weiss man so was nie genau», sagte Brigitte, und als sie das ein paarmal wiederholt hatte, machte sich Helga auf zum Krankenbau. Sie war dort ja keine Unbekannte und wusste genau, wann Jurij Dienst hatte, und die Häftlingspflegerin Katja führte sie auch sofort zu ihm.

«Bist du verrückt», sagte er, «du kannst doch nicht einfach hierherkommen. Du weisst doch, was wir besprochen haben.»

«Jurij, ich dachte, du hast mich inzwischen vergessen.»

Er schüttelte den Kopf. «Lenotschka, im Februar kommt die Kommission, das steht fest. Bis dahin ...»

«Ach, Jurij, du weisst nicht, wie es im Lager ist, wenn man mal draussen war. Und die Arbeit ist schwer, und in zwei Wochen ist Weihnachten, kannst du dir eigentlich vorstellen, wie mir dann zumute sein wird?»

Natürlich konnte er das. «Weisst du was?» sagte er. «Weihnachten hole ich dich ab. Irgendwie werde ich's einrichten, dass es nicht auf fällt.»

«Und Brigitte?»

«Die auch. Dafür sorgt Kostja, ich werde mit ihm sprechen.»

Getröstet ging sie zurück.

Am 24. Dezember schneite es in dicken Flocken. Die beiden Mädchen arbeiteten fleissig den ganzen Vormittag. Dann machten sie sich fertig und warteten darauf, dass sie zum Krankenblock oder zur Kommandantur bestellt würden. Nichts geschah. «Wahrscheinlich», sagte Brigitte, «werden sie uns erst bei Dunkelheit holen.»

Die Dämmerung brach früh herein. Kein Bote von Jurij, nicht das geringste Zeichen. Die anderen kamen verfroren von der Arbeit und füllten geschäftig die Baracke. «Was habt ihr denn vor?» fragte Vera und betrachtete Brigittes kunstvoll aufgestecktes Haar, das von einem himmelblauen Mullschleifchen gehalten wurde.

«Ist heute vielleicht kein Fest?» sagte Helga.

«Komm, lass uns 'rausgehen», sagte Brigitte zu ihr, «ich halt's hier nicht mehr aus. Wir können ja Schnee schippen, dann brauchen wir's morgen nicht.»

Vera, die am Ofen ihre feuchten Fusslappen trocknete, hob den Kopf. «Schnee schippen wollt ihr? Das lasst lieber bleiben. Seht mal den Himmel an, und merkt ihr den Wind? Das bedeutet Buran.»

Helga trat unter die Barackentür. Sie hatte noch keinen Buran erlebt und konnte sich nicht vorstellen, dass dieser schöne rote Abendhimmel den gefürchteten Schneesturm anzeigen sollte. «Die Engel backen Kuchen», sagte sie, «es ist doch Heiligabend.»

«Ihr werdet ja sehn», sagte Vera, «ihr Dummköpfe.»

Sie zogen Filzstiefel und Fäustlinge an, holten die Schneeschaufeln und begannen mit der Arbeit hinten am Warndraht. Sie taten gerade so viel, dass sie nicht froren. Vielleicht würden Jurij oder Kostja selber kommen, dann wäre alles einfacher.

Aber niemand kam. Brigitte sagte: «Ich glaube, der hat dich zum Narren gehalten mit seinem Weihnachtsmärchen.»

«Dann möchte ich wissen, warum er nicht eine Nachricht schickt.»

Irgendwo sang eine ein Weihnachtslied. Grosser Gott, war das traurig. Brigitte sagte: «Wir hatten zu Hause immer einen Baum, der bis zur Decke reichte.»

«Wir auch. Und von oben bis unten war er mit Engelshaar und Kerzen geschmückt.»

«Vor der Bescherung gingen wir zur Kirche», sagte Brigitte, «aber ich habe nie zugehört, was der Pastor sagte, ich hab' die ganze Zeit an das gedacht, was ich wohl zu Weihnachten kriegen würde, und ich kam mir immer sehr sündig vor deswegen. Wenn wir dann wieder nach Hause kamen, hat

mein Vater im Weihnachtszimmer die Lichter angezündet und hat sich ans Klavier gesetzt und hat gespielt: Ihr Kinderlein kommet... Das war das Zeichen für uns...» Brigitte schnüffelte eine Weile geräuschvoll, dann brach sie in Tränen aus, und Helga weinte vor lauter Sehnsucht und Trauer ein bisschen mit.

Auf einmal fuhr ein Windstoss über den Platz, kalt, schneidend. Der Himmel im Westen war nicht mehr rot, sondern kohlschwarz, und als Brigitte das sah, war es mit der Rührung vorbei. «Verdammt», sagte sie und wischte sich mit dem steifgefrorenen Handschuh die Augen, «jetzt gibt's doch noch Sturm.»

Aber da war es schon zu spät. Plötzlich stob lauter Schnee um sie herum, ein weisser Wirbel, der sie mit unglaublicher Gewalt gegen den Zaun drückte. Helga stemmte die Füsse ein, versuchte wegzukommen von den elektrisch geladenen Drähten, aber der Sturm trieb sie zurück. Feine Eiskristalle schnitten in ihr Gesicht, und sie musste den Kopf abwenden. Sie ging in die Knie, versuchte dorthin zu kriechen, wo sie die Baracke vermutete, denn sehen konnte sie nichts mehr. Sie kam nicht vorwärts, keinen Zentimeter. Sie wollte schreien, aber der Sturm riss ihr den Atem weg und überschüttete sie mit neuen Schneemassen. Ich sterbe, dachte sie, ich sterbe, genau am Weihnachtsabend. Dann war es auf einmal dunkel um sie.

Sechstes Kapitel

Nach langer Zeit wachte sie auf. Hart und eiskalt war der Boden unter ihr. Sie machte die Augen auf. Im Dämmerlicht sah sie über sich eine rohe Balkendecke. Mühsam wandte sie den Kopf und blickte in das Gesicht einer Frau: wachsfarbene Haut, schwarzes, strähniges Haar. Die Frau war tot.

Entsetzt drehte sie den Kopf zur anderen Seite. Dasselbe Bild: zwei, drei, vier Tote, Männer und Frauen. Sie schloss die Augen, riss den Mund auf, füllte die Lungen mit der kalten Luft der Leichenbaracke und schrie: «Hilfe!»

Ihr Schrei verklang, nichts regte sich. Sie drehte den Kopf zurück, eine ungeheure Anstrengung; lebe ich, bin ich tot, ist dies das Jenseits, die Hölle vielleicht, eine Kältehöhle, was sind das nur für Leichen? Ihr Bewusstsein verdunkelte sich.

Später hörte sie Männerstimmen (Jurijs Stimme?), fühlte sich eingehüllt in rauhen Stoff, aufgehoben, weggetragen, es wurde wärmer um sie, und immer die Männerstimmen; dann ein Gleiten durch Schneeluft, scharfer Geruch von Pferden, Schlittengeläut. Weihnachten, träumte sie, wir fahren durch Deljatin, wohin fahren wir eigentlich?

Als sie erwachte, lag sie in einem Bett, und da war, etwas nebelhaft, aber durchaus existent, Jurij. «Ich dachte, ich wäre gestorben», sagte sie.

«Beinahe, Lenotschka.»

«Wo ist Brigitte?»

Er nahm ihre Hand. «Später. Jetzt musst du nur eins wissen: Du bist in der Poliklinik auf der Isolierstation. Niemand weiss hier, dass du eine Gefangene bist, du darfst also kein Wort Deutsch sprechen. Am besten sagst du gar nichts, wenn ich nicht bei dir bin.»

«Ja.»

«Und jetzt musst du schlafen.» Sie spürte den Stich einer Injektionsnadel und schwamm wieder fort.

Kein Wort Deutsch, dachte sie jedesmal, wenn sie wach wurde. Aber sie war nie lange wach, und auch wenn sie wollte, sie hätte der Schwester, die im Zimmer herumschwebte, ohnedies nichts erzählen können, denn in ihrem Kopf ging alles wirr durcheinander.

Bis dann Jurij wieder an ihrem Bett sass, klar erkennbar diesmal im weissen Kittel, aus dessen Brusttasche der Trichter des Stethoskops herausah; da war ihr Kopf frei und leicht. «Bin ich wieder gesund?»

«Noch nicht ganz, aber das Schlimmste ist überstanden.»

«Ich habe schrecklichen Hunger.»

Er nickte und ging aus dem Zimmer und kam mit einer Schüssel Suppe zurück, einer kräftigen Fleischbrühe. Rekonvaleszentenkost.

Sie löffelte langsam die Schüssel leer, sah zum Fenster hinaus. «Ist Weihnachten vorbei?»

«Schon drei Wochen.»

«Jurij, ich verstehe das alles nicht.»

Er nahm ihr die Suppenschüssel aus der Hand, stellte sie fort und setzte sich wieder an ihr Bett. «Pass auf, Lenotschka: Du erinnerst dich doch an Heiligabend?»

«Ja. Ihr wolltet uns holen. Und dann kam der Schneesturm. Warum habt ihr uns nicht geholt?»

«Es ging nicht, Lenotschka, es war ganz unmöglich. An dem Nachmittag hatten wir eine Besprechung auf der Kommandantur wegen eines Befehls aus Moskau, der sich mit der unzulässigen Verbrüderung zwischen Lager-

personal und den Häftlingen befasste und schwere Strafen androhte. Danach konnten wir ja nicht gut euch beide zu einer Weihnachtsfeier aus dem Lager holen, nicht wahr?»

«Nein. Wie bin ich hierhergekommen? Und was ist mit Brigitte?»

«Warte, Lenotschka, alles der Reihe nach. Mitten in der Nacht rief Kostja bei mir an und sagte, er hätte gerade mit dem Wachhabenden gesprochen wegen des Schneesturms, und der hätte ihm gemeldet, die beiden ‚Nachtigallen‘ seien tot. Ich sagte: ‚Das glaube ich nicht, Kostja, das muss ich selber sehn.‘ Ich borgte mir einen Schlitten und fuhr zum Lager. Wir kamen zur selben Zeit am Tor an, Kostja und ich, und fuhren gleich weiter zum Krankenblock. Der Pfleger vom Dienst sagte, man hätte euch tot aus dem Schnee gegraben, und die Komarowa hätte euch untersucht und in die Leichenbaracke bringen lassen. Also weiter, zur Leichenbaracke. Da lag ihr beide, Brigitte war tot, sie hatte schwere Brandwunden, wahrscheinlich hatte der Sturm sie in den Zaun getrieben ...»

Also Brigitte ist tot. Das traf sie, und sie weinte. Jurij wartete geduldig, bis sie sich beruhigt hatte. «Wir haben dich», fuhr er dann fort, «in meinen Mantel gepackt und in den Krankenblock getragen, da habe ich dir erst mal eine Kampferspritze gegeben. Vier Stunden im Schnee und zwei Stunden in der Leichenbaracke, das geht auf den Kreislauf. Glücklicherweise hatten sie dir Hosen und Stiefel angelassen, sonst wär’s wohl noch schlimmer gewesen mit der Unterkühlung. Kostja war verdammt fertig, ich habe ihn noch nie so fertig gesehen. ‚Bringst du sie durch?« hat er gefragt. ‚Ich weiss nicht«, hab’ ich gesagt. Und da kam mir die beste Idee meines Lebens. ‚Aber wenn ich sie durchbringe«, sage ich, ‚dann nicht für das verfluchte Lager.« – ‚Wie meinst du das?« fragt er. – ‚Kostja‘, sage ich, ‚du musst mir helfen, sie verschwinden zu lassen.« – ‚Wie willst du das machen?« fragt er. Ich sage: ‚Du siehst, sie rührt sich nicht. Ich packe sie auf meinen Schlitten und nehme sie mit in die Klinik. Als Leiche. Dem Wachhabenden werde ich sagen, dass ich sie brauche zum Sezieren.« – ‚Mach, was du willst«, sagt Kostja, der war windelweich in dieser Nacht. Da haben wir dich wieder in meinen Mantel gepackt und in den Schlitten gelegt. An der Wache habe ich gesagt: ‚Eine Leiche zum Sezieren für die Poliklinik.« Das ist nichts Besonderes, wir haben das schon oft gemacht bei besonders interessanten Fällen.»

«Und», fragte Helga, «was hast du denen hier gesagt?»

«Denen habe ich gesagt, du seiest auf dem Bahnhof bewusstlos aufgefunden worden, wahrscheinlich Typhus. Vor Typhus haben die hier eine

Mordsangst. Am Anfang sah es schlimm aus mit dir: Lungenentzündung mit hohem Fieber, dazu schwere Bewusstseinsstörungen. Ich fürchtete eine Enzephalitis, aber es war Gott sei Dank keine Hirnhautentzündung. Ich habe noch nie so viel freiwilligen Nachtdienst gemacht wie in den letzten drei Wochen.»

«Und niemand hat etwas gemerkt?»

«Bis jetzt nicht. Die Kollegen haben mich für verrückt erklärt, weil ich so ein Theater mit dir mache. Ich habe gesagt, dein Fall interessiert mich: ‚Wetten, dass ich die Kleine durchbringe?‘ Und nun bist du durch, und das verdankst du einem ganz neuen Mittel, das ich für dich besorgt habe, Penicillin heisst es.»

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Sollte sie sagen: Jurij, ich danke dir, dass du mir das Leben gerettet hast? Oder: Das werde ich dir nie vergessen? Er schien das zu spüren, beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie. «Ich werde gleich die Schwester hereinschicken. Kein Wort Deutsch, und natürlich kein Wort über das Lager, verstanden?»

«Ja, Jurij, aber wenn sie mich fragt, was soll ich dann sagen?»

«Ach Gott, das hätte ich beinahe vergessen.» Er richtete sich auf und nahm die schwarze Tafel herunter, die über dem Kopfende ihres Bettes befestigt war. «Jelena Puschkowa, 19 Jahre» stand mit Kreide darauf. «Vergiss deinen alten Namen, Lenotschka. Du bist Jelena Kirillowna Puschkowa, zur Zeit Studentin in Moskau! Die andere, die Gefangene Wannemacher, steht auf der Totenliste. Sie existiert nicht mehr.»

«Ja, Jurij. Und wie soll das weitergehen?»

«Das überlass mir. Ein paar Wochen wirst du noch hierbleiben müssen. Viel essen, viel schlafen, Jelena Kirillowna.»

«Ja, Towarischtsch Wratsch.»

«Bis morgen, Lenotschka.» Leise ging er hinaus.

Das war nun ein anderer Jurij Stremilow, der täglich zu ihr kam und an ihrem Bett sass. Aus dem Halbgott des Lagers, der sich früher freundlich zu ihr herabliess, war ein Geliebter und Mitverschwörer geworden, der mit ihr auf Gedeih und Verderb verbunden war. Er sagte es selber. «Jelena, es hat sich alles verändert zwischen uns, ich weiss nicht weshalb, vielleicht weil du mir so verdammt viel Mühe gemacht hast. Ich bin ein ziemlich leichtsinniger Hund, aber um dich muss ich mich ja nun weiter kümmern. Wenn du gesund bist, bringe ich dich nach Moskau.»

«Nach Moskau? Ist das dein Ernst?»

«Ja. Im Frühling, wenn ich Urlaub habe. Oder willst du vielleicht in Nowosibirsk bleiben, eine Stunde vom Lager entfernt?»

«Nein. Aber Moskau? Ich hab' ja nicht mal einen Ausweis.»

«Das ist das Wenigste», sagte er. «Dein Foto habe ich ja schon.» Das Foto hatte er drüben in der Röntgenabteilung gemacht.

Den Ausweis brachte er ihr Ende Februar. *Wremenno je udostowerenije*, stand drauf – vorläufiger Ausweis, aber er war so gut wie jeder andere, ausgestellt von der Polizei in Nowosibirsk: *Puschkowa, Jelena Kirillowna, geboren 1927 in Lemberg, Westukraine.*

«Jurij, wie hast du das gemacht?»

«Ich habe ihnen deine Geschichte erzählt: Bei der Durchfahrt auf dem Bahnhof zusammengebrochen, bewusstlos hier eingeliefert. Deine Kleidung habe ich wegen Typhusverdachts verbrannt, unglücklicherweise auch deinen Ausweis, der in der Manteltasche steckte ...»

«Und das haben sie geglaubt?»

«Warum soll die Polizei einem Arzt der ruhmreichen Sowjetarmee nicht glauben?»

Sie bekam keine Penicillinspritzen mehr, dafür Traubenzucker und nahrhaftes Essen. Zwanzig Kilometer von ihr entfernt schufteten und hungerten die anderen, da fuhr alle paar Tage ein Lkw mit Toten hinaus zum Roten Berg, sie aber, Jelena Puschkowa, Studentin, lag in einem Einzelzimmer der Poliklinik; es war ein Wunder.

Einmal fragte sie ihn nach dem Lager, ob es immer noch so schlimm sei mit der Verpflegung und mit den Normen. Da sagte er: «Du bist Jelena Puschkowa, du hast nie ein Lager gesehen und interessierst dich auch nicht dafür. Vergiss das alles und denk nicht daran.»

Ja, er war klug und vorausschauend. Mitte März wurde sie entlassen. Das grüne Kleid, eine gesteppte Wattejacke, neue Filzstiefel und ein *puchowyi platok*, das warme Umschlagtuch der Sibirjaken, lagen schon bereit. Als sie das Krankenhaus verliess, war sie von einer waschechten Russin nicht zu unterscheiden.

In einem der dürtigen Holzhäuser am Stadtrand brachte er sie unter, bei einer alten Patientin, Anja Fjodorowa. Anja Fjodorowa hatte eine Nichte, die in Moskau studierte. Die Rolle dieser Nichte übernahm Helga. Anja Fjodorowa machte den kleinen Betrug gern mit für den Arzt, der ihr Rheuma so erfolgreich behandelt hatte.

Drei Wochen später war der Frühling da, ein prachtvoller sibirischer Frühling, der die Hässlichkeit der Vorstadt zudeckte. In den Transsibirien-Express stiegen der Oberstabsarzt Dr. Stremilow und die Studentin Jelena Puschkowa ...

Vier Tage Fahrt, Offiziersabteil, Speisewagen, nach Westen, nach Westen. Die Gespräche im Speisewagen waren gelockert, Urlaubsgespräche,

Versetzungsgespräche, Reisegespräche, immer erfreulich. Nur einmal sagte die Frau eines Obersten zu Helga: «Sie sehen gar nicht wie eine Russin aus.»

Helga blickte Jurij erschrocken an, der lächelte sein unbekümmertes Lächeln. «Ist sie auch nicht. Wollen Sie mal raten?»

Die Obristin überlegte nicht lange. «Ich tippe auf Jüdin.»

«Fabelhaft», sagte Jurij, «wie haben Sie das gemerkt?»

«Ganz einfach. Der schmale Gesichtsschnitt und die Intelligenz.»

«Ja, intelligent ist sie», sagte Jurij und lachte. Dann stand er auf. Im Abteil wischte er sich den Schweiß von der Stirn. «Ich glaube, Lenotschka, wir müssen mit Gesprächen etwas zurückhaltender sein.»

Auf Moskau freute Helga sich wie ein Kind, aber vor Jurijs Schwester, die Dozentin für Geschichte an der Universität war, hatte sie Angst.

«Vor Sonja brauchst du keine Angst zu haben», sagte Jurij. «Wir haben noch nie Streit miteinander gehabt, und du wirst auch keinen mit ihr haben.»

Sonja, blond und zuverlässig, holte sie am Bahnhof ab. Sie küsste den Bruder und gab Helga die Hand. Sie wohnte im Stadtteil Serpuchowka – ein besseres Viertel, vorwiegend von Offizieren bewohnt – Uliza Sacepa 94. Mit der U-Bahn fuhren sie hin. Zwei Zimmer im ersten Stock, eines für Sonja, eines für Jurij, gekocht wurde auf dem Flur, zu diesem Zweck stand vor jeder Tür ein Petroleumofen.

Helga, überwältigt noch von der Pracht der Moskauer U-Bahn (stimmt es doch, das Märchen vom Arbeiterparadies?), sass stumm auf Sonjas Sofa, während Jurij der Schwester alle Einzelheiten erzählte. Schliesslich sagte er: «Als erstes müssen wir uns um die Heiratspapiere kümmern.»

«Ach», sagte Sonja und sah ihn an, «heiraten wollt ihr?»

«Natürlich. Sonst kriegt Jelena hier keine Aufenthaltserlaubnis.»

«Nein, das kriegt sie nicht», sagte Sonja und sah ihren Bruder wieder an. «Aber jetzt muss ich noch einen Tee machen», sagte sie und nahm den Samowar vom Tisch und ging auf den Flur.

Jurij ging mit.

Verschüchtert blieb Helga zurück. Die mag mich nicht, dachte sie. Wahrscheinlich, weil ich Deutsche bin und aus dem Lager komme.

Aber da irrte sie sich. Eine ganze Weile blieben Jurij und Sonja draussen auf dem Flur, und als sie mit dem dampfenden Samowar zurückkamen, schienen bei Sonja alle Bedenken verfliegen zu sein – sofern sie überhaupt

welche gehabt hatte. Sie umarmte Helga und küsste sie. «Ich freue mich, dass ich eine so hübsche Schwägerin bekomme», sagte sie.

Helga heiratete in einem weissen Wollkostüm, gebraucht, aber wie neu, es hatte 800 Rubel gekostet und stand ihr vorzüglich. Dazu trug sie ein goldenes Halsband mit einem Rubinanhänger, Jurijs Hochzeitsgeschenk. Zwei Kriegskameraden Jurijs, ein Hauptmann und ein Major, fungierten bei der Registrierung als Trauzeugen, und nachher konnte die kleine Wohnung die vielen Gäste – alles Freunde Jurijs und Sonjas – kaum fassen.

Helga Wannemacher, alias Jelena Puschkowa, war nun die Frau des Oberstabsarztes der Sowjetarmee Dr. Jurij Stremilow. Sie besass einen gültigen Pass und war entschlossen, ihrem Mann eine gute Ehefrau und der Sowjetunion eine gute Bürgerin zu sein. Wie aber sollte die allernächste Zukunft für sie aussehen?

Über dieses Thema wurde anderntags zwischen den dreien beim Tee gesprochen, und es erwies sich, dass Sonja mindestens so klug und vorausschauend war wie ihr Bruder. Sie sagte: «Jelena kann ausgezeichnet Russisch, das ist aber auch alles. Was weiss sie vom Leben in der Sowjetunion, von russischer Geschichte, Kultur, Literatur? Als Frau eines Offiziers muss sie von all diesen Dingen eine Ahnung haben, sonst wird sie überall auffallen.»

«Das stimmt», sagte Jurij. «Aber wer soll's ihr beibringen? Ich muss in drei Wochen zurück nach Nowosibirsk. Willst du sie unterrichten?»

«Typisch Jurij», sagte sie zu Helga. «Als ob ich mit meinen Vorlesungen und Seminaren nicht genug zu tun hätte. Nein, du wirst studieren, das ist doch die einfachste Sache von der Welt. Drei, vier Semester, und du brauchst dich vor niemandem zu verstecken.»

«Das ist eine grossartige Idee», sagte Jurij.

«Aber ich habe kein Abitur», sagte Helga.

«Haha, kein Abitur! Du bist Jelena Puschkowa aus Lemberg, und natürlich hast du die notwendigen Prüfungen bestanden.»

Helga entschloss sich für das Studium der Ingenieurwissenschaften: Geologie, Chemie, das kann man mit Fleiss und Intelligenz schaffen, auch ohne abgeschlossene Oberschulbildung. Aber um in Moskau studieren zu können, brauchte man eine Überweisung von einer anderen Universität. Da kam nur Lemberg in Frage, angebliche Heimatstadt.

Das junge Paar fuhr nach Lemberg; eine Art Hochzeitsreise mit praktischem Zweck. Allerdings blieb für Flitterwöchnerstimmung wenig Raum, denn hier herrschte noch halber Kriegszustand. Die ukrainische Widerstandsbewegung lebte, und noch einmal vernahm Helga den Namen des le-

gendären ukrainischen Helden Bandera, von dem sie in Deljatin schon gehört hatte, als Hitler und Stalin sich Polen teilten.

Lemberg hungerte, und der Schwarzhandel blühte wie überall, wo gehungert wird. Nicht nur mit Schnaps, Zigaretten und Lebensmitteln wurde geschoben, sondern auch mit Papieren. Acht Tage brauchte Jurij und 20'000 Rubel, dann hatte Jelena Puschkowa eine gültige Überweisung der Lemberger Universität.

Noch acht Tage mit Jurij in Moskau, Theaterbesuche, Kinobesuche, der Rote Platz mit den Türmen des Kremls, die Kuppeln der St.-Basilius-Kathedrale, Spaziergänge an den Frühlingsufern der Moskwa – dann war sein Urlaub zu Ende. Er beugte sich aus dem Fenster des Transsibirien-Express. «Sonja, pass gut auf meine Frau auf, ich möchte sie im Herbst unbeschädigt wiederfinden.»

«Mach dir keine Sorgen», sagte Sonja, «wenn du wiederkommst, wird sie schöner und vor allem gelehrter sein.»

Der Tag, an dem Helga zum erstenmal mit Kollegmappe und Bleistift den Hörsaal betrat, blieb ihr nicht in angenehmer Erinnerung. Von der ersten Vorlesung verstand sie kein Wort. Chemie: Kohlenstoffverbindungen, und das auf Russisch. Nachher ein Kolleg über die wissenschaftlichen Grundlagen der Geologie und ein Vortrag über Marxismus-Leninismus, auch hier war das Fachvokabularium rätselhaft. Unglücklich kam sie nach Hause. «Sonja, das schaffe ich nie.»

«Du wirst, und ich werde dir dabei helfen.»

Nicht nur Sonja half ihr beim Pauken und beim Abfassen der schriftlichen Arbeiten, auch die Studentinnen, die sie nach und nach im Hörsaal kennenlernte, waren von einer Hilfsbereitschaft, wie man sie nur bei den Russen findet; und Helga Wannenmacher, seit ihren frühen Mädchenjahren nie ohne Freundinnen, schloss auch hier wieder feste Freundschaften mit der Weissrussin Wika aus Minsk und den beiden Moskauer Mädchen Natascha und Rosa.

Rascher, als sie gedacht hatte, lebte sie sich ein, gewöhnte sich an den strengen Lehrbetrieb. Wie die Freundinnen wurde sie Mitglied des Komsomol und gelobte, nicht nur eine gute Ingenieurin, sondern auch eine gute Kommunistin zu werden. «Das eine, Genossin», sagte der Komsomolzen-Sekretär, «ist Voraussetzung für das andere.»

Jede Woche schrieb Jurij, der sich todunglücklich fühlte in Nowosibirsk, und einmal im Monat schickte er Geld. Fleissig beantwortete sie seine Briefe. Es gehe gut vorwärts, Sonja sei reizend und liebevoll, und die Semesterabschlussprüfung werde sie bestimmt bestehen.

Mit den akademischen und gesellschaftlichen Fortschritten wuchsen Selbstbewusstsein und Sicherheit. Oft dachte sie an zu Hause, wie mag es denen gehen? Und gegen Ende des Semesters wagte sie es, einen Brief nach Güsten zu schicken. Sie schrieb Russisch, denn ein deutscher Brief hätte die Zensur nicht passiert. Sie schrieb, dass sie seit dem Frühjahr in Moskau studiere, dass sie verheiratet sei und dass es ihr gutgehe. Nowosibirsk und alles, was mit dem Lager zusammenhing, erwähnte sie nicht. Absender: Jelena Puschkowa, Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Moskau.

Sie liess den Brief im Sekretariat abstempeln, auf diese Weise würde er nicht weiter zensiert werden.

Die Antwort ihrer Mutter kam schon nach drei Wochen, auch auf Russisch und versehen mit dem Zensurstempel der *polewaja potschta* – der Feldpost. «Dein Brief», schrieb sie, «war die grösste Freude und Überraschung meines Lebens. Wir hatten Dich längst aufgegeben, aber nun wird alles gut werden, besser als wir je gedacht hätten. Hier hat sich wenig verändert. Major Jaschtschuk ist fort, und wir haben einen neuen Kommandanten, es geht uns gut.» Und sie schrieb: «Diesen Brief übersetzt für mich Kapitän Saslenko von der Wirtschaftsverwaltung, den Du von früher her kennst, er lässt Dich grüssen. Wann werden wir uns wiedersehen? Nach Deinem Studium? Schick ein Bild von Deinem Mann! Wir warten auf Deinen nächsten Brief.»

Helga träumte davon, dass sie eines Tages mit Jurij nach Güsten fahren könnte. Werden die Augen machen! Besonders der Ortssekretär der KPD. Aber das würde wohl noch eine Weile dauern. Eine Sowjetbürgerin, die zu ihrem Vergnügen ins Ausland reist, das gab es noch nicht.

Das Semester war zu Ende und die Abschlussprüfung dank Sonjas und Wikas Hilfe bestanden. Jurij kam auf kurzen Herbsturlaub; das Leben war unglaublich schön. Beim Abschied sagte er: «Das ist das letzte Mal, dass wir uns trennen. Spätestens im Frühjahr komme ich ganz nach Moskau. Meine Versetzung ist schon halb genehmigt.»

Sonja fuhr zu Beginn des neuen Semesters für ein paar Tage zu einem Kongress nach Kiew. Helga blieb allein in der Wohnung, eine glückliche junge Frau, die, gemessen am allgemeinen Elend im kriegswunden Europa des Jahres 1947, keine Wünsche mehr ans Schicksal hatte – es sei denn den, dass Jurijs Versetzung so bald wie möglich klappen möge.

Darüber dachte sie nach, als sie an einem glasigkalten Oktobertag auf dem Flur ihr Essen kochte. Da kam eine Frau die Treppe herauf, gross, dick und

breit, in Hauptmannsuniform, mit dem Veterinärabzeichen auf den Schulterstücken.

Sie benahm sich komisch. Setzte schnaufend ihren grossen Koffer ab, stapfte an Helga vorbei, machte die Tür zu Jurijs Zimmer auf, steckte den Kopf hinein, machte die Tür wieder zu, kam zu Helga zurück. «Sdrawstwujte.»

«Sdrawstwujte», sagte Helga und lächelte die Frau an, sie war wohl um die dreissig, eine Bekannte vielleicht?

«Wissen Sie wohl», fragte die Frau, «wo mein Mann ist?»

«Wenn Sie mir sagen, wen Sie damit meinen ...»

«Na, Dr. Stremilow meine ich natürlich.»

Helgas Knie wankten. «Und das ist Ihr Mann?»

«Ja», sagte die Frau ungeduldig, «das ist mein Mann.»

Helga hustete sich die beengte Kehle frei. «Dr. Stremilow ist nicht hier», sagte sie, «der arbeitet in Nowosibirsk.»

«Und seine Schwester, die Sonja?»

«Die ist verreist, nach Kiew, zu einem Kongress.»

«So», sagte die Frau und sah Helga von oben bis unten an, «und was machen Sie hier?»

«Ich», sagte Helga, «wohne bei Sonja, ich bin nämlich Studentin. Sie wissen ja, wie schwer es ist, in Moskau ein Zimmer zu bekommen.» Eine viel zu lange Erklärung, dachte sie erschrocken.

Die Frau schien das auch zu denken. «Wieso ist denn das Zimmer meines Mannes offen?» fragte sie misstrauisch.

«Ach, das habe ich saubergemacht. Sonja hat mich darum gebeten.»

«So», sagte die Frau, und nach einem Augenblick des Nachdenkens: «Na schön, das klappt ja prima. Nun habe ich gleich eine Bleibe.» Sie holte ihren Koffer von der Treppe, stapfte schnaufend in Jurijs Zimmer und wuchtete den Koffer auf einen Stuhl. Sie schien zufrieden mit der Entwicklung der Dinge, und ihre kleinen blassblauen Augen sahen Helga nun fast freundlich an. «Schön, wieder in Moskau zu sein», sagte sie, reckte die kräftigen Arme, wischte sich mit einem grossen Taschentuch die Stirn. «Ich schwitze wie ein Ochse», sagte sie. «Ich werde erst mal zum Baden gehn, und dann trinken wir beide zusammen Tee, klar?» Sie stapfte hinaus.

Aus war es mit dem grossen Glück. Helga warf sich auf Jurijs Bett und heulte. Warum hat er mir das nie gesagt? Ist er so feige? Wenn er wenigstens hier wäre oder wenn ich ihn anrufen könnte! Wo soll ich nur schlafen heute Nacht? Mit der Frau kann ich unmöglich zusammenwohnen.

Irgendwas musste geschehen. Sie trocknete sich die Tränen, ging auf den Flur zum Fernsprecher, rief das Studentenheim an. «Wika, es ist was Schreckliches passiert. Jurijs Frau ist gekommen.»

«Bist du verrückt? Das bist du doch selber.»

«Ja – nein – ich weiss nicht, jedenfalls ist hier eine erschienen, in Uniform, ein Elefant, sage ich dir, und die hat gesagt, sie ist Jurijs Frau, und hat einfach sein Zimmer beschlagnahmt. Wika, ich habe Angst vor ihr.»

Wika reagierte sachlich. «Wenn es stimmt, dass sie Jurijs Frau ist, dann hast du auch Grund dazu», sagte sie. «Pack deine Sachen und komm hierher. Du wohnst vorläufig bei mir, dann sehen wir weiter.»

Helga packte ihre Sachen, legte Sonja einen Zettel hin – Ich bin zu Wika ins Studentenheim gezogen – und verliess das Haus, bevor die Uniformierte zurückkam.

Sie konnte noch nicht glauben, dass Jurij sie so zum Narren gehalten hatte, traute sich aber auch nicht zurück in die Uliza Sacepa, um die Sache zu klären. aus Angst vor der Uniformierten, lebte also zwischen Furcht und Hoffnung zwei Tage lang. Dann rief Sonja an, etwas unsicher ihre Stimme: «Jelena, ich bin gerade aus Kiew zurück; ich muss dich sofort sprechen wegen Nina.»

«Sonja, ist sie Jurijs Frau oder nicht?»

«Ja», sagte Sonja, «auf dem Papier ist sie's.»

«Danke», sagte Helga und legte auf.

Nach dem ersten Tränenausbruch setzte sie sich hin und schrieb an Jurij, mit dem Temperament und dem Pathos ihrer zwanzig Jahre: «... dass Du mich so belügen konntest, hätte ich nie für möglich gehalten. Was soll ich nun mit dem Leben anfangen, das Du mir gerettet hast? Ich werde Dir ewig dankbar sein, aber ich will Dich nie wiedersehen.»

Sie trug den Brief gleich zur Post. Als sie zurückkam, war Sonja da. «Jelena, du musst dir alles erklären lassen.»

«Was gibt es da noch zu erklären? Hast du nicht von Anfang an gewusst, dass er verheiratet war?»

«Jelena», sagte Sonja, «willst du mir fünf Minuten zuhören?»

«Wenn du glaubst, dass das was nützt?»

«Diese Ehe», sagte Sonja, «ist nie eine richtige Ehe gewesen. Er hat Nina während des Finnlandkrieges kennengelernt, neununddreissig. Sie war Tierärztin irgendwo in der Nähe von Leningrad, wo sie auch heute wieder ist. Er hat sie geheiratet, weil sie behauptete, sie bekäme ein Kind von ihm. Es

war eine Kriegsweirat, gleich hinter der Front, holterdiepolter, nicht mal in seine Papiere ist sie eingetragen worden.»

«Dann ist sie ja gar nicht gültig.»

«Doch», sagte Sonja, «die Nina hat eine amtliche Bescheinigung darüber. Während seines nächsten Urlaubs sind sie dann hier gewesen, drei Wochen lang, und da stellte sich heraus, dass Nina gar kein Kind kriegte, und es hat einen grossen Krach gegeben. Sie sind im Streit auseinandergeschieden, jeder an eine andere Front, und während des ganzen Krieges haben sie sich nicht gesehen. Dann haben sie sich noch einmal hier getroffen, und es war endgültig aus.»

«Dann möchte ich wissen, warum er sich nicht hat scheiden lassen.»

«Er hat sich darum nicht bemüht. Ausserdem ist eine Scheidung schwierig und unglaublich teuer. An dem Tag, als ihr hier ankam, hat er mit mir darüber gesprochen. Er hat gesagt: ‚In meinem Pass steht, dass ich ledig bin. Wenn ich mich wegen einer Scheidung jetzt an Nina wende, dann macht die womöglich noch Schwierigkeiten, und Jelena kriegt nie eine Aufenthaltsgenehmigung.›»

«Und jetzt ist sie gekommen», sagte Helga. «Was will sie denn?»

«Sie hat es satt, auf einer Kolchose zu arbeiten. Sie will in Moskau leben. Und als Jurij's Frau hat sie keine Schwierigkeiten, eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen.»

«Und wie soll das jetzt weitergehen?»

«Auf alle Fälle», sagte Sonja, «musst du warten, bis Jurij kommt.»

Helga musste zugeben, so wie Sonja die Sache darstellte, sah es anders aus. Acht Tage später kam ein Brief von Jurij, nur ein paar Zeilen: «Bleib, wo du bist. Ich komme so bald wie möglich. Es kommt alles in Ordnung.»

Es kam aber nicht in Ordnung, im Gegenteil, ganz und gar in Unordnung. Wieder acht Tage später rief Sonja an, sagte, dass Jurij morgen kommen werde, um 18 Uhr mit dem Transsibirien-Express.

Viel zu früh war Helga auf dem Jaroslawer Bahnhof, aber jemand war noch früher gekommen: die dicke Nina, nicht mehr in Uniform, sondern in einem Pelzmantel. Helga versteckte sich hinter einer Säule; mit Nina wollte sie nichts zu tun haben.

Der Zug lief ein, Jurij stieg aus. Helga traute ihren Augen nicht. Mit ausgebreiteten Armen ging er auf Nina zu und küsste sie auf Wangen und Mund. Helga blieb hinter ihrer Säule stehen, bis die beiden in der Bahnhofshalle verschwunden waren. Nun verstand sie nichts mehr.

Wika hatte eine Erklärung für Jurijs Benehmen: «Er will sich doch von ihr scheiden lassen, also muss er sie bei guter Laune halten.»

«Muss er sie deswegen gleich umarmen und abküssen?»

«Bei uns wird viel geküsst, das weisst du doch.»

Das stimmt, dachte Helga und wartete darauf, dass Jurij käme. Aber er meldete sich nicht, weder am Abend noch am anderen Morgen, auch nicht am zweiten und nicht am dritten Tag. Das Warten machte sie krank.

Als er dann endlich kam, nach sechs Tagen, war sie ausgebrannt, vollkommen mit den Nerven fertig. Er wollte sie küssen. «Rühr midi nicht an!» schrie sie.

«Aber Lenotschka, was ist los? Ich kann doch nichts dafür, dass die Nina plötzlich hier auftaucht. Ich hatte überhaupt nicht mehr mit ihr gerechnet. Hat dir Sonja das nicht erklärt?»

«Was Sonja mir erklärt hat, begreife ich, damit finde ich mich ab. Aber dass du mich sechs Tage hast warten lassen, das ist zuviel. Was hast du die ganze Zeit getan? Wohnst du etwa mit ihr zusammen?»

«Aber sie ist doch meine Frau!»

«Und wer bin ich?»

«Dich liebe ich», sagte er und lächelte sein altes Lächeln. «Hör zu, Lenotschka, jetzt kommt es darauf an, dass wir die Ehe ohne Aufsehen aus dem Register löschen.»

«Welche Ehe?»

«Na, unsere natürlich.»

«So, darauf kommt es jetzt an!» sagte sie bitter.

«Ja. Dann werde ich versuchen, mich von Nina scheiden zu lassen.»

«Versuchen?»

«Nun, sie könnte Schwierigkeiten machen, aber ich glaube es nicht, wenn ich mich weiter richtig benehme.»

«Und wenn sie nicht will?»

«Dann müssen wir beide einfach so zusammenleben, du und ich.»

«Und in deiner Wohnung sitzt die Nina!»

«Die geht eines Tages da auch wieder 'raus.» Er lächelte wieder, aber sein Lächeln hatte plötzlich nicht mehr den gewohnten Zauber, und auf einmal wurde ihr klar, woher die Veränderung kam. Es war kaum zu glauben, aber eine andere Erklärung gab es nicht: Jurij Stremilow, der Held des Lagers Nowosibirsk, der sich durch keinen Befehl, durch keine Strafandrohung einschüchtern liess, hatte Angst vor einer dicken ungehobelten Tierärztin,

die auf Grund eines gestempelten Stück Papiers aus dem Jahre 1939 den Anspruch erhob, seine Frau zu sein.

«Jurij, hast du Angst vor ihr?»

«Nein, nein», sagte er, «warum denn? Aber sie könnte mir grosse Schwierigkeiten machen, das musst du doch begreifen. Ich muss Rücksicht auf sie nehmen.»

Und wer nimmt Rücksicht auf mich? dachte sie. «Jurij, ich möchte dich nicht mehr sehen, bis alles in Ordnung gebracht ist.»

Sie hatte erwartet, er würde ihr widersprechen; aber da irrte sie sich. Er nickte lebhaft. «Das ist sehr vernünftig von dir, Lenotschka. Ich hoffe, du kannst hier wohnen bleiben. Mach dir keine Sorgen, irgendwie werde ich alles einrenken. Ich melde mich wieder.»

Sein Lächeln war etwas angestrengt, als er ging. Sie machte ihm die Tür auf, und als er schon draussen auf dem Korridor stand, sagte sie: «Nein, Jurij, du brauchst dich nicht mehr zu melden. Nie mehr! Bitte, tu mir den Gefallen, lass dich nicht mehr sehen!» Sie schlug die Tür zu und schloss von innen ab. Für sie war diese Sache zu Ende. Glaubte sie.

Dieser Spätherbst 1947 wurde eine harte Zeit für sie. Jurij schickte Geld; sie verweigerte die Annahme. Auch seine Briefe schickte sie ungelesen zurück. Dann kam Sonja eines Tages, teilte ihr mit, dass Jurijs Ehe mit Helga im Standesamtsregister gelöscht sei, zeigte ihr auch eine gestempelte Bescheinigung darüber.

«Dass das so einfach geht», sagte Helga.

«Mit Geld», sagte Sonja, «geht alles.»

«Ist sie noch in seiner Wohnung?»

«Die Nina? Ja. Und ich glaube, sie will überhaupt nicht mehr weg. Ach, es tut mir alles so leid, Jelena. Es ist auch für Jurij nicht leicht, das kannst du mir glauben.»

«Und ich», sagte Helga, «was glaubst du, wie das für mich ist?»

Als Sonja fort war, kam der Zusammenbruch. Die Ehe war gelöscht, das heisst, sie hatte nie bestanden. So leicht war das und wurde auf dem Wege der Bestechung geregelt. Sie dachte: Wenn Jurij gestorben wäre, das wäre nicht so schlimm gewesen; aber er lebt, und die dicke Nina wohnt in seinem Zimmer.

Sie hatte keine Lust mehr. Wie bringt man sich um? Sie hatte keine Pistole und keine Tabletten, in die Moskwa gehen kam nicht in Frage, sie schwamm viel zu gut.

Sie kaufte sich eine Literflasche Tinte und trank sie aus. Sie starb nicht;

aber den Magen verdarb sie sich gründlich an den Unmengen von Gerbsäure. Drei Tage lang war sie wirklich krank. Sonja, von Wika alarmiert, erschien an ihrem Bett. «Das darfst du nie wieder tun, Jelena.»

«Worauf du dich verlassen kannst.» Helga war ganz erledigt, ihr war noch immer speiübel.

Sonja sagte: «Du darfst nicht aufgeben. Du bist gerade zwanzig, das ganze Leben liegt noch vor dir.»

«Schon gut», sagte Helga, «du hast ja recht. Ich gebe nicht auf. Ich werde mir Arbeit suchen, am besten in einem Warenhaus, das würde mir liegen.»

«Was? Weiterstudieren musst du.»

«Ohne Geld?»

«Es gibt staatliche Stipendien. Ich werde mich drum kümmern.»

Sonja kümmerte sich drum. Offensichtlich wollte sie wiedergutmachen, was Jurij verbockt hatte. Das Stipendium wurde genehmigt. Achthundert Rubel bekam Helga monatlich vom Staat. Doch ein Arbeiterparadies?

Dieser Hilfe musste man sich würdig erweisen. Helga arbeitete wie besessen und liess keine Komsomolzen-Versammlung aus, wenn sie den Betrieb dort auch noch so langweilig fand. Einen Staat, meinte sie, der so grosszügig ist, darf man nicht enttäuschen. Dass sie nach den Gesetzen dieses Staates eigentlich in einem Arbeitslager verkommen müsste, hatte sie vergessen. Sie vergass leicht das Schwere, wenn sie's hinter sich hatte.

So wäre sie wohl eine gute Sowjet-Ingenieurin geworden, hätte vielleicht auch über diesen Umweg nach Deutschland zurückgefunden, wenn nicht ein Mann alles verändert hätte, ein Mann, den wir schon kennen: Andrej Sidrow, ehemals sowjetischer Kommandant von Güsten bei Magdeburg.

Höflich klopfte er an die Tür des Zimmers, das Helga mit Wika und Natascha im Studentenheim bewohnte. Bescheiden trat er ein. «Verzeihung, ich suche die Studentin Jelena Puschkowa.»

Helga, nachdem sie ein paar Schrecksekunden überwunden hatte, fiel ihm um den Hals, und die beiden anderen Mädchen erlebten eine eindrucksvolle Wiedersehensszene. «Woher hast du denn meine Adresse?»

«Vom Sekretariat der Uni», antwortete Andrej und machte nun eine leichte Verbeugung zu Wika und Natascha hinüber.

„Ach ja“, sagte Helga zu den beiden, «das ist ein guter Freund von mir, Oberstleutnant Sidrow.»

«Oberst», korrigierte Wika.

Helga warf einen Blick auf seine Schulterstücke. Tatsächlich, aus den zwei Sternen waren drei geworden. Sie zog ihren Mantel an.

«Wir können ja solange in die Kantine gehen», schlug Wika vor.

«Aber nein», sagte Andrej, «lassen Sie sich um Gottes willen nicht stören!» Er legte, etwas steif, die Hand an die Mütze, reichte Helga den Arm und trat mit ihr auf den Flur.

Draussen fiel sie ihm noch einmal um den Hals. «Andrej, wo wohnst du, und woher weisst du, dass ich hier bin?»

«Ich wohne in Moskau», sagte er, «ich besuche die Frunse-Akademie seit zwei Jahren. Und dass du hier bist, weiss ich aus Güsten. Da sitzt noch ein Freund von mir, Kapitän Saslenko von der Wirtschaftsabteilung, den kennst du doch auch?»

«Ja, natürlich.»

«Er hat mir damals geschrieben, dass du verhaftet worden seist, und neulich schrieb er, deine Mutter sei zu ihm gekommen mit einem Brief von dir, und da stand ja alles drin, dass eine Kommission deinen Fall überprüft habe und dass du jetzt in Moskau studierst.»

«Wie gut, dass ich geschrieben habe», sagte sie und seufzte tief.

«Ja, das finde ich auch. Und nun lass uns von hier verschwinden.»

Den ganzen Abend sassen sie im Restaurant Baku bei grusinischem Wein. Sie hatte ihm alles erzählt, und immer wieder hatte er ungläubig den Kopf geschüttelt.

«Und du?» fragte sie. «Wie ist es dir damals ergangen? Haben sie dir was getan?»

«Nicht viel. Sie haben mir vorgeworfen, ich hätte zu viele Verbindungen mit Deutschen gehabt, und natürlich wurdest du als Hauptbelastung erwähnt. Sie haben eine entsprechende Bemerkung in meine Personalakte gemacht und mich zur Führerreserve nach Moskau geschickt. Von da kam ich dann zur Akademie.»

«Dann war es ja ein Glück, dass sie dich damals versetzt haben.»

«Vielleicht», sagte er. «Weisst du, als Soldat kann man das nie so genau wissen.»

Damals in Güsten nannten sie ihn «Kommandant Tiptopp», weil bei ihm vom Schuhputz bis zur Pferdepflege, von der Dienstvorschrift bis zum Kommandanturbefehl alles bis ins kleinste stimmen musste. Kommandant Tiptopp hatte sich nicht geändert. Die einzige Unregelmässigkeit, die er sich in

seinem schnurgeraden Leben erlaubt hatte, war wohl seine Liebe zu ihr gewesen. Aber auch dabei sollte alles so korrekt wie möglich zugehen.

«Lenotschka», sagte er nachher, als er sie am Eingang des Studentenheims ablieferte, «ich sagte schon, ich bin an der Frunse-Akademie, weisst du, was das bedeutet?»

Sie wusste es: eine Art Generalstabsschule der Sowjetarmee, und wer sie besuchte, hatte mindestens soviel Ansehen wie seinerzeit ein Offizier der Petersburger Garde.

«Deshalb», sagte Andrej, «kann ich mir nicht die geringste Unregelmässigkeit erlauben. Und deshalb muss ich erst einmal nachprüfen, ob alles seine Ordnung hat, verstehst du?»

Sie verstand zwar nicht ganz, aber sie nickte.

«Ich melde mich wieder», sagte er und küsste sie auf beide Wangen.

Er prüfte alles nach, wie angekündigt. Er machte einen Besuch bei Sonja Stremilow und vergewisserte sich, dass die Ehe mit Jurij tatsächlich gelöscht war. Er ging zur zuständigen Stelle der Miliz und überzeugte sich, dass Jelena Puschkowa dort ordnungsgemäss registriert war. Er rief den Ersten Sekretär des Studentenkomsomols an und erkundigte sich nach ihrer Führung. Dann kam er wieder in seinem schönen grossen Dienstwagen, einem schwarzen Pobjeda. «Ich habe mich überzeugt. Es stimmt alles.»

«Aber ich habe dir doch gesagt...»

«Trotzdem musste ich alles noch mal genau überprüfen, ehe wir heiraten. Ich bin nicht so wie dein Jurij Stremilow.»

Auf diese Weise erfuhr sie, dass er sie heiraten wollte. Und sie hatte genausowenig dagegen wie damals in Güsten.

«Diese Nina», sagte er, «ist übrigens wieder abgezogen auf ihre Kolchese. Die hätte ich mir gern mal angesehen.» Er sagte: «Sonja ist eine feine Frau.» Er sagte: «Am meisten freue ich mich über die Auskunft beim Komsomol. Du bist eine gute Kommunistin, hat mir der Sekretär gesagt, und hast vorbildlich mitgearbeitet.»

Sie musste an den BDM zurückdenken. Wenn man da fleissig mitmachte, wurde man genauso gelobt, nur dass man statt einer guten Kommunistin eine gute Nationalsozialistin war. Es geht komisch zu auf der Welt.

Andrej bewohnte eine Dienstwohnung in der Akademie, aber die sah sie nur, wenn er noch andere Gäste hatte, Kameraden mit ihren Frauen, zum Tee oder Wodka. Vorsichtig führte er sie bei ihnen ein. «Meine Verlobte, Jelena Kirillowna Puschkowa. Sie studiert Ingenieurwissenschaften.»

Das klang gut, und Helga, inzwischen fast ein Jahr in Moskau (und anderthalb Semester schon an der Uni), stotterte nicht mehr schüchtern herum, denn sie war über alles informiert, was man in Moskauer Intelligentsia-Kreisen wissen muss. Auch ihr Russisch war gut.

Das Jahr 1948 brach an. «Andrej, wann heiraten wir?»

«In sechs Wochen, in Gorki, bei meinen Eltern, wie sich's gehört. Oder hast du andere Wünsche?»

Natürlich nicht. Sie war mit allem einverstanden, hatte sich ganz auf ihn eingestellt, auf seine zuverlässige Planung. Die Ehe mit ihm würde nicht so abenteuerlich sein, nicht so romantisch wie die mit Jurij; aber es würde immer alles seine Ordnung haben, und das ist schliesslich das Wichtigste für eine Frau. Und Jurij, so gern sie ihn gehabt hatte, so viel er für sie getan hatte, Jurij wollte sie nie Wiedersehen.

Sonja rief an. «Jelena, kannst du heute Abend zu mir kommen?»

«Tut mir leid, ich bin mit Andrej verabredet.»

«Es ist wichtig, Jelena, Jurij ist hier.»

«Bitte, lass mich mit Jurij in Frieden.»

«Er ist gekommen, um die Scheidung einzuleiten. Er möchte dich dringend sprechen. Bitte, tu ihm den Gefallen.»

Sie zögerte. Dann sagte sie: «Nur, wenn Andrej es erlaubt.»

Andrej erlaubte es; aber er sagte: «Ich werde mitkommen. Ich freue mich, dass ich ihn kennenlerne. Er hat dir schliesslich das Leben gerettet.»

Und abends fuhren sie in die Uliza Sacepa. Auf dem Petroleumofen im Flur kochte ein Topf mit Pelmeni. «Oh, Sie sind auch mitgekommen», sagte Sonja halb erschrocken zu Andrej. Der grüsste steif. Sie gingen ins Zimmer. Aus dem Sofa erhob sich Jurij. Die beiden Männer sahen sich an, und Sonja sagte befangen: «Das ist mein Bruder, Dr. Jurij Stremilow, und das ist Oberst Sidrow.»

Helgas Herz klopfte beträchtlich, und als sie Andrejs Gesicht sah, klopfte es noch heftiger. Andrej konnte manchmal so verdammt stur aussehen, und das tat er eben jetzt. Wenn sie sich nur nicht prügeln, dachte sie. Sonja dachte offenbar dasselbe, sie bot hastig Wodka an. Aber sie beide hatten Jurij unterschätzt. Der ging mit ausgebreiteten Armen auf Helga zu. «Sdrawst-wujte, Lenotschka!» Und strahlend zu Andrej: «Darf ich sie in den Arm nehmen, Genosse Oberst?» So brach das Eis, und als sie spät abends auseinander gingen, waren fast zwei Flaschen Wodka leer geworden, und An-

drej und Jurij duzten sich. An der Treppe hielt Helga die ehemalige Schwägerin zurück. «Wo ist denn eigentlich Nina geblieben?»

«Die ist zurück auf ihre Kolchose.»

«Dann ist doch alles in Ordnung.»

«Hoffentlich», sagte Sonja, «hoffentlich.»

Im Februar nahm Andrej seinen Jahresurlaub, und sie brachen auf nach Gorki. Heiraten wollte er in seiner Heimatstadt, und die ganze Familie sollte dabei sein.

Seine Eltern bewohnten mit der siebzehnjährigen Tochter Swetlana ein bescheidenes Holzhäuschen. Die beiden älteren Brüder dagegen waren gemachte Männer: Nikolai als Direktor in einer Autofabrik, Nassip als leitender Ingenieur bei der Eisenbahn, in der Wolle gefärbte Kommunisten alle beide.

Andrej mietete ein Haus am Stadtrand für Hochzeit und Flitterwochen, und Helga versuchte, es für das grosse Fest wohnlich zu machen. Gegen die Wanzen half Petroleum, das lieb ihr Nikolais Frau. Wie aber verdeckte man die Hässlichkeit der rohen, mit Zeitungspapier beklebten Wände? Tapeten waren in ganz Gorki nicht zu haben. Helga fand einen Ausweg. Sie bespannte die Wände des grossen Zimmers mit Seide. Goldgelb war der Stoff, mit rostroten Windmühlen darauf, einen ganzen Ballen hatte Andrej davon, Kriegsbeute aus Deutschland.

Als Schwager Nikolai die Bespannung sah, blieb ihm der Mund offen. Später hörte Helga durch die Küchentür, wie er Andrej Vorwürfe machte. «Was willst du mit dieser polnischen Prinzessin? Seide an den Wänden, was für eine Verschwendung! Hättest du eine Russin geheiratet, eine gute Kommunistin, die würde dir die Füsse waschen.»

«Jelena ist Sowjetbürgerin und eine tadellose Komsomolzin», antwortete Andrej kühl. «Und das andere – das ist nun mal die Lebensart des Westens.»

«Ihr mit eurem Westen!» sagte Nikolai. «Der hat euch alle verdorben, verweichlicht!» Und wütend ging er, ohne auf den Tee zu warten, den Helga ihm gemacht hatte.

«Andrej», sagte sie nachher, «bin ich zu verschwenderisch? Mach' ich was falsch?»

Er schüttelte den Kopf. «Nimm das nicht ernst, was Nikolai sagt, der ist nie aus Gorki rausgekommen, ein Heimatkrieger, verstehst du? Und Nassip ist nicht anders. Lach darüber, Lenotschka.»

Sie lachte nicht. Aber sie war beruhigt.

Es wurde eine fabelhafte Hochzeit. Andrejs Chef, Generalmajor Schemjakin, war aus Moskau herübergekommen, und der jüngste der Sidrow-Brüder, Wolodja, frisch beförderter Oberleutnant, aus Wladiwostok.

Es wurde gegessen und getrunken und getanzt, drei Tage lang, und am meisten ass, trank und tanzte General Schemjakin. Das war ein toller Kerl, ein Kaukasier mit untersetzter Reiterfigur, braunem Gesicht und schwarzem, gelocktem Haar, Strohwitwer zur Zeit, seine Frau war Schauspielerin und filmte gerade in Leningrad.

Einen so quicklebendigen General hätte Helga der ganzen Sowjetarmee nicht zugetraut. Sie kannte ihn schon aus Moskau, denn er war nicht nur Andrejs Chef, sondern auch sein Duzfreund aus Kriegszeiten. «Frontkameraden», sagte Andrej, «halten zusammen; immer und unter allen Umständen. Das ist das Gute am Krieg.» Helgas Geschichte war dem General nicht verschwiegen worden. «Nitschego», hatte Schemjakin gesagt, «hinter den Bergen wohnen auch Menschen, und die sind nicht schlechter als wir, manchmal sogar besser.» Im Stillen schwärmte er für den Westen, seit er in Deutschland den Lebensstandard eines amerikanischen Generals mit seinem eigenen hatte vergleichen können.

Wenn General Schemjakin genügend Wodka getrunken hatte, erzählte er, wie er bei der Eroberung Berlins die rote Fahne auf dem Reichstagsgebäude gehisst hatte. «Ja, das bin ich gewesen. Aber glaubt ihr vielleicht, davon hätte was in den Zeitungen gestanden? In den Zeitungen stand, irgendein Sergeant hätte das getan, das passte den Brüdern von der Presse besser in ihr Konzept von der Arbeiter- und Bauemmacht, versteht ihr? Der Sergeant war nämlich ein Kolchosearbeiter, ich dagegen war ein ausgewachsener Oberst und Regimentskommandeur. Und den Orden hat natürlich auch der Sergeant gekriegt. Jerunda», sagte General Schemjakin, «entschuldigen Sie den harten Ausdruck, Jelena Kirillowna, aber es wird nirgends so viel gelogen wie in diesem Lande, das sage ich Ihnen ganz im Vertrauen. Der Einzige, der nicht lügt, das ist unser Freund Andrej Nikolajewitsch, und zu dem gratuliere ich Ihnen, Jelena Kirillowna.»

Die Geschichte von der Hissung der roten Fahne auf dem Reichstagsgebäude erzählte Schemjakin während der Hochzeitsfeierlichkeiten täglich mindestens einmal, und nie unterliess er es, dabei die Lügenhaftigkeit der sowjetischen Presse zu kritisieren, was Andrejs Brüder Nikolai und Nassip sehr verdräglich machte, aber gegen einen hochdekorierten Sowjetgeneral konnte man schlecht etwas sagen.

Am vierten Tag bekam Schemjakin eine telegrafische Aufforderung, in Moskau anzurufen. Als er von der Post zurückkam, war er sehr aufgekratzt. Er liess ein Glas vollschenken und sagte: «Andrej Nikolajewitsch, mein Freund, es hat endlich geklappt. Ich bin versetzt worden, und zwar direkt ins Paradies.»

«Deutschland?» fragte Andrej.

«Nein, ich meine das andere: meine Heimat, den Kaukasus, wo Wein und Honig fliessen und Zitronen und Apfelsinen wachsen. Und nun frage ich dich, ob du mitkommen willst.»

Andrej zögerte nicht eine Sekunde. Schemjakin wurde militärischer Chef einer Raketen-Entwicklungs-Station in Kirowabad, das war eine hochgeheime Sache. Und wenn General Warenzow in Moskau einverstanden sei, werde Andrej sein Stellvertreter werden, sagte er.

Siebtes Kapitel

Nun war Helga eine «Polkowniza», eine Frau Oberst, und im Umgang mit den Offiziersfrauen der Garnison Kirowabad machte sie eine ausgezeichnete Figur. Die Zeit in der Hauptstadt und das Studium zeigten ihre Wirkung: keine Unsicherheit mehr.

In der Uliza Taschapajewa bewohnten sie ein Sieben-Zimmer-Haus mit einem Garten, in dem tatsächlich Zitronen und Orangen wuchsen wie daheim in Güsten Äpfel und Birnen. Zwei dienstbare Geister standen zur Verfügung, die Armenierin Akschi und Wanja, Andrejs Putzer. Da lebte Helga das Leben einer bevorzugten Klasse in der klassenlosen Gesellschaft: Einkäufe auf dem Basar, Tanzabende im Offiziersklub, Jagdausflüge in die Berge, Wochenendfahrten ans Kaspische Meer.

Auf fast jede Dienstreise nahm Andrej sie mit: Besichtigung der neu errichteten Raketenbasen in Krasnowodsk, auf der Insel Artema, im Raume Lemberg und hoch oben in Karelien, und überall schleppte er sie durch Kirchen, Klöster und Museen.

Ein herrliches Leben, und dennoch kein Drohenleben: Hinter den streng bewachten Palisaden der Raketenstation draussen vor der Stadt arbeitete Helga mit allerhöchster ministerieller Genehmigung täglich sechs Stunden, zunächst in der Wirtschaftsabteilung unter dem Oberstleutnant Zarubkin, später als Dolmetscherin unter dem Oberstleutnant Abramow. Denn im

Konstruktionsbüro gab es viele deutsche Fachleute, erbeutet in Thüringen, dienstverpflichtet für die Sowjetunion.

Ja, Kirowabad war ein Paradies, von kleinen Ärgernissen abgesehen wie zum Beispiel jenem Krach zwischen Helga und der Frau des Oberstleutnants Zarubkin, Andrejs Stellvertreter.

Mit den Zarubkins fuhren sie oft zum Baden ans Kaspische Meer. Zarubkin, gross, schwer und behaart wie ein Menschenaffe, zeigte Helga immer deutlicher, wie verliebt er in sie war, was durchaus nicht verwunderte, wenn man neben ihr die dicke, mondesichtige Zarubkina sah (die trug doch tatsächlich ihre Brillantenbroche auch am Badeanzug!). Helga, mit der Sorglosigkeit der Jugend, wich dem Flirt nicht aus, es machte ihr Spass, wie der Oberstleutnant nach ihrer Pfeife tanzte. Einmal sagte sie ihm, dass sie so schrecklich behaarte Männer nicht möge. Und was tat Zarubkin? Am nächsten Tage erschien er am Strande mit blankrasierter Brust.

Ach, das hätte er besser nicht tun sollen. Die Zarubkina machte eine grosse Szene (sie ihrerseits liebte behaarte Männer). Wortreich beschuldigte sie Helga, hinter ihrem Mann her zu sein. Das war doch die Höhe! Helga liess sich nicht lumpen und nannte die Zarubkina ein «eifersüchtiges Nilpferd». Aus war es mit den gemeinsamen Fahrten ans Meer, und seitdem verkehrten die beiden Ehepaare ausserdienstlich nicht mehr miteinander.

Aber das war auch alles, was es an Negativem zu verzeichnen gab. Sonst blieb Helgas Glück ungetrübt, das ganze Jahr hindurch.

Zu Weihnachten lud sie zwei von den deutschen Ingenieuren ein, Herm Wilbert und Herm Osten. Die waren schon öfter zu Gast gewesen, sympathische Männer, der eine vom Rhein, der andere aus Norddeutschland, und heimwehkrank alle beide. Man hatte sie für ein Jahr verpflichtet; das Jahr war längst um, aber die Rückreisegenehmigung war noch immer nicht da.

Es wurde ein deutsches Weihnachtsfest mit Bescherung und Tannenbaum, das fiel nach aussen nicht weiter auf, denn auch die Armenier feierten hier noch die christliche Weihnacht.

Im Frühjahr 1949 fuhren sie auf Besuch nach Gorki. Andrejs Mutter sah Helga von oben bis unten an. «Ihr seid nun schon so lange verheiratet. Was ist mit einem Kind?»

«Ich weiss nicht, Mamascha.»

«Du gehörst doch nicht etwa zu den Frauen, die keins wollen?»

«Bestimmt nicht, Mamascha.»

«Dann solltest du mal zum Arzt gehn.»

Aber es war nicht nötig, zum Arzt zu gehn. Wie sie zurück waren, merkte sie's: sie erwartete ein Kind. Darüber war sie glücklich; Andrej auch, er erzählte es in der ganzen Einheit herum.

Anfang des Sommers kam ein Brief von Sonja (die Verbindung war nie abgerissen), ein sehr besorgter Brief. «Sie haben Jurij», schrieb sie, «aus der Armee entlassen, und daran ist Nina schuld. Im Einzelnen möchte ich Dir das schriftlich nicht auseinandersetzen. Nun bemüht er sich um eine neue Verwendung. Man hat ihm gesagt, dass in Workuta eine Stelle frei ist. Workuta! Du kannst Dir sicher vorstellen, wie ihm zumute ist; liebste Jelena, könnt Ihr nichts für ihn tun?»

Sie zeigte Andrej den Brief. Der sagte: «Mal sehen. Ich werde mit Schemjakin sprechen.»

Schemjakin meinte, man solle Jurij mal herkommen lassen. Er brauche ohnehin noch einen Arzt für das Zivilpersonal.

Und Jurij kam. Überraschend schnell. An einem heißen Julinachmittag stand er plötzlich vor der Tür. «Sdrawstwujte, Lenotschka!» Er hob Helga hoch und schwenkte sie herum.

«Bist du verrückt?» rief sie. «Ich kriege ein Kind!»

«Dem Kind schadet so was nicht. In welchem Monat bist du denn?» «Im vierten.»

«Da wurde es ja Zeit, dass ich kam. Beim ersten Kind braucht man einen richtigen guten Hausarzt.»

Andrej war noch im Dienst, und sie tranken zu zweit auf der Veranda Tee. Und da merkte Helga, dass Jurijs gute Laune nur gespielt war. Sein Blick ging durch den Garten, über die Feigenbäume, den Oleander, die Bougainvillea. «Schön hier. Und in der Stadt ist was los, das richtige für mich. Hier wird mich das MWD* hoffentlich in Ruhe lassen.»

Wie jeder Sowjetbürger im Jahre neunundvierzig erschrak Helga bei der Nennung der drei Buchstaben. «Was redest du vom MWD?»

Da beugte er sich zu ihr herüber und erzählte ihr eine lange Geschichte. Sie glaubte ihm alles (sie hatte ihm immer geglaubt), und nie wird sie erfahren, was an der Geschichte stimmte und was nicht. «Also pass auf, Lenotschka», sagte er leise. «Die Nina hat mir übel mitgespielt. Ich habe damals die Scheidung eingereicht, da ist sie nach Nowosibirsk gekommen

* MWD = Ministerium für innere Angelegenheiten. Entsprech etwa der Gestapo.

und wollte mich davon abbringen. Hinter meinem Rücken hat sie dann in der Poliklinik herumgeschnüffelt und ist auf die Komarowa gestossen. Die hat ihr alles erzählt, was sie von mir wusste. Du kannst dir vielleicht vorstellen, wie gut die beiden sich verstanden haben.»

Das konnte Helga.

«Ich hab' ihr gut zugeredet, und als sie wegfuhr, war sie ganz friedlich, und ich dachte, es ist alles in Ordnung. Als wir dann aber geschieden waren, hat sie auf einmal den Rappel gekriegt. Sie ist zur Partei gegangen und hat alles erzählt: dass ich ein Verhältnis mit einer deutschen Gefangenen gehabt und dass ich Häftlinge in der Poliklinik behandelt und dass ich wertvolle Medikamente für Gefangene verwendet hätte. Da hat's dann eine Untersuchung gegeben. Ich hab' alles abgestritten, und sie konnten mir nichts beweisen, das Frauenlager ist nämlich längst aufgelöst, und vom Männerlager ist nur noch ein Stamm übriggeblieben. Aber aus der Armee haben sie mich entlassen. Du weisst ja, ich trinke manchmal ein bisschen zuviel, und dann mache ich die tollsten Sachen.»

Ja, das wusste sie. «Und warum sagst du, dass die MWD-Leute hinter dir her wären?»

«In Moskau haben sie mich hinbestellt. Sie haben mich nach der Gefangenen Wannemacher gefragt und nach Jelena Puschkowa, ob das vielleicht ein und dieselbe Person wäre. Ich habe gesagt, die Gefangene Wannemacher ist tot, die steht ja auf der Totenliste, und die Jelena Puschkowa sei eine Ukrainerin aus Lemberg und hätte mit der Wannemacher überhaupt nichts zu tun. Da waren sie erst mal zufrieden. Aber vorige Woche haben sie mich wieder hinbestellt und alles noch einmal gefragt, und da kam glücklicherweise Andrejs Brief. Da habe ich mich nach Leningrad abgemeldet und bin hierhergefahren.»

«Und was soll jetzt werden?»

«Mal sehn», sagte er mit unruhigen Augen.

Jurij blieb vorläufig Gast im Hause Sidrow, ein interessanter, anregender Gast, der sozusagen Schwung in die Bude brachte. Schnell kam er in Kontakt mit den beiden deutschen Ingenieuren Wilpert und Osten, sein Interesse für Deutschland war unersättlich, und immer sprach er mit ihnen Deutsch. Der General war von ihm begeistert, und nach der zweiten gemeinsamen Jagd sagte er: «Jurij Michailowitsch, Sie sind ein Mann nach meinem Geschmack. Ich werde Sie anf ordern als Arzt für mein Zivilpersonal.»

Doch davon wollte Jurij nichts wissen. Um einen Posten in der Raketenstation zu bekommen, hätte er sich in Moskau durchleuchten lassen müssen, und daran hatte er nicht das geringste Interesse. «Für die nächste Zeit», sagte er zu Helga, «bleibe ich so weit wie möglich weg von Moskau.»

Auch auf eine Stelle am Städtischen Krankenhaus war er nicht erpicht, obwohl die einen Arzt dringend brauchen konnten. «In so einem orientalischen Dreckladen arbeite ich nicht», sagte er selbstbewusst.

Und was tat er, wenn er nicht trank und schwadronierte? Trieb sich auf dem Basar herum, machte psychologische Studien, wie er sagte, und hatte trotzdem immer die Taschen voll Geld. Und wie kam das? Eines Tages kriegte es Helga heraus. In seinem Zimmer fand sie einen Koffer voll Zigaretten, Marke Bjelomor, damit handelte er auf dem Basar. Er stritt es nicht ab. Die Zigaretten hatte er von Moskau mitgebracht, zwei Koffer voll. Den einen hatte er schon abgesetzt und einen Haufen Verbindungen angeknüpft. «Was soll ich machen?» sagte er. «Von irgendwas muss der Mensch leben.»

Andrej war entsetzt. «Du weisst», sagte er zu Helga, «ich mag ihn gern. Aber ein Spekulant in meinem Haus, das ist unmöglich.»

Jurij nahm sich ein Zimmer in der Stadt, und von da aus trieb er weiter seine dunklen Geschäfte. So tief war er gesunken.

Andrejs Karriere dagegen ging weiter bergauf. Im August wurde General Schemjakin pensioniert. Mit Sack und Pack reiste er ab nach Leningrad, und Andrej übernahm vorläufig das Kommando über die Raketenstation. Oberstleutnant Zarubkin, sein erster Stellvertreter, gratulierte ihm gemessen. Wenn Andrej das Kommando endgültig bekam, konnte er General werden.

Aber der Staatssicherheitsdienst ist wie ein Wurm, er kriecht in alle Ecken, langsam, lautlos, und plötzlich taucht er auf.

Eines Tages musste Andrej nach Moskau. «In Sachen Personalakte», hiess es. Als er zurückkam, war er ein bisschen bedrückt. Man hatte ihn nach der Affäre in Güsten gefragt.

«Andrej», sagte Helga, «was tun wir jetzt?»

«Nichts», sagte er, «mach dir keine Sorgen.» Er sagte: «Wegen der Sache in Güsten haben sie mir damals einen Verweis gegeben, aber das Blatt hat Schemjakin längst aus meiner Personalakte entfernt.» Er sagte: «Für mich bist und bleibst du Jelena Puschkowa, Ukrainerin, geboren in Lemberg. Ich bin Oberst der Sowjetarmee und Parteimitglied seit 1938. Ich möchte den sehn, der mir nicht glaubt.»

Das sagte Andrej, und Helga war beruhigt. Aber Jurij nicht. Der wurde immer nervöser. «Lenotschka», sagte er, «wir müssen was unternehmen, ehe es zu spät ist.»

«Was denn? Andrej sagt doch, das ist alles nicht so schlimm.»

«In manchen Dingen», sagte Jurij, «ist Andrej unglaublich naiv. Stell dir mal vor, die kriegten ‘raus, wer du bist. Was glaubst du, was sie mit dir machen werden?»

«Sie sperren mich wieder ein.»

«Ja. Aber diesmal nicht für zehn Jahre, sondern für fünfundzwanzig. Und was glaubst du, was sie mit mir machen? Und mit Andrej?»

Sie war stumm vor Angst. Nicht mit Andrej ! Das hat er nicht verdient.

«Lenotschka», sagte Jurij, «weisst du, was wir tun müssen? Abhauen müssen wir, du und ich. Für das MWD haben wir beide genug Dreck am Stecken. Bis zur Grenze sind es nur 150 Kilometer. Als wir das letzte Mal auf der Jagd waren, habe ich mir das angesehen. Wir brauchen nur auf das andere Ufer des Aras.»

«Und ich», sagte sie heftig, «bin im sechsten Monat. Ausserdem: Ohne Andrej würde ich das nie tun!» Aber die Angst war gepflanzt, und von nun an liess der Gedanke sie nicht mehr los.

Nach einiger Zeit kam eine Kommission aus Moskau zur Besichtigung. Und wieder wurde Andrej nach der Affäre in Güsten befragt, sehr korrekt natürlich, aber Helga hatte das Gefühl, dass etwas gegen ihn im Gange war.

Sie sagte: «Andrej, wir müssen weg, über die Grenze, dann kann uns nichts mehr passieren. Wenn sie ‘rauskriegten, wer ich bin, dann wirst du genauso bestraft wie ich.»

Er sah sie an, als sei sie vom Mars gekommen. «Über die Grenze? Bist du verrückt? Aus der Sowjetunion fliehen, zu den Kapitalisten und Faschisten?» Er schüttelte sie. «Lenotschka, sag nie wieder sowas!»

«Ja», sagte sie, aber von nun an hatte sie kaum noch einen anderen Gedanken. Sie dachte: zurück ins Lager für den Rest meines Lebens? Und was wird aus meinem Kind? Sie erinnerte sich daran, was damals die Zariza zu ihr gesagt hatte: Zwei Jahre lassen sie’s dir, und wenn es Mamotschka zu dir sagt, dann nehmen sie’s dir weg, und du siehst es nie wieder.

Diese Vorstellung machte sie halb wahnsinnig. Und dann der Gedanke an Andrej – Kommandant Tipptopp, korrekt vom Scheitel bis zur Sohle, was werden sie mit ihm machen? Andrej als Sträfling? Das hält er nicht durch.

Bei nächster Gelegenheit fing Jurij wieder davon an. «Ich hab' jemanden, der uns einen ganz sicheren Weg zeigt. Und jemanden, der uns über den Aras bringt. Und ich kenne zwei, die mitmachen.»

«Hör auf davon, Jurij.»

«Wilpert und Osten», sagte er, «die würden beide mitmachen. Sie haben schon längst die Schnauze voll. Du kannst sie ja fragen.»

Als die beiden Ingenieure das nächstmal zu Gast waren, tippte sie vorsichtig bei Osten an. Er redete ganz offen mit ihr und sagte: «Wir hätten's schon längst versucht, wenn Sie und Ihr Mann nicht gewesen wären.»

Ende September wurde Andrej wieder nach Moskau beordert.

«Warum?» fragte Helga. «Was ist jetzt los?»

«Ich weiss nicht. Irgendwas Dienstliches, mach dir keine Sorgen.»

Er will mich nur beruhigen, dachte sie, weil ich ein Kind kriege. Und als er fort war, überfiel sie wieder die alte Angst. Und das war genau der richtige Zeitpunkt für Jurij, sie endgültig weichzumachen. Er sagte: «Willst du dein Kind im Gefängnis kriegen, Lenotschka?» Er sagte: «Wenn du Andrej liebst, musst du abhauen. Sowie du fort bist, kannst du ihn nicht mehr belasten.»

«Wenn ich fort bin», sagte sie, «kommt er in Verdacht, dass er alles gewusst hat.»

Jurij schüttelte den Kopf. «Du hinterlässt einen Brief für ihn. Du schreibst, du hättest ein Verhältnis mit mir und müsstest ihn deshalb verlassen. Jelena, du willst doch dein Kind in Freiheit zur Welt bringen. Ich sage dir, ich kenne die Geheimpolizei, wenn die einmal anfangen zu schnüffeln, geben sie nicht mehr auf.»

Ja, das glaubte sie auch. Immer grösser wurde ihre Furcht.

Am nächsten Tag kam Jurij wieder. «Also, was ist, Lenotschka?»

«Und wie wollt ihr's machen?»

«Ich hab' alles vorbereitet. Wir fahren mit einem Lkw ins Gebirge. Wir tun so, als gingen wir auf die Jagd. Von da aus geht es zu Fuss weiter bis zum Aras. Und da habe ich jemanden, der uns über den Fluss bringt.»

«Was sind das für Leute?»

Er lächelte. «Bekannte vom Basar. Schmuggler. Hier im Grenzgebiet ist jeder zweite Mann ein Schmuggler. Sie verlangen pro Kopf zwei Gewehre oder Pistolen.»

«Und wann wollt ihr weg?»

«In drei Tagen», sagte er, «das steht fest, ob du mitkommst oder nicht. Wilpert hat sich schon krankschreiben lassen, und Osten nimmt eine Woche

Urlaub. Wir rechnen für das ganze Unternehmen etwa sechs Tage. Aber ich muss jetzt wissen, ob du mitmachst oder nicht.»

Ein paar Sekunden zögerte sie noch. Nie wieder ins Lager, dachte sie, und Andrejs Karriere darf ich nicht gefährden, und mein Kind soll in Freiheit geboren werden. «Ja», sagte sie, «ich mache mit.»

«Dann gib mir eine Pistole. Die muss ich schon jetzt haben. Die andern besorge ich auf dem Basar.»

Sie holte eine von Andrejs Pistolen, die Mauser.

Jurij steckte sie ein. «In Ordnung.» Er strich ihr leicht übers Gesicht und ging. Und damit war die Entscheidung gefallen.

Zwei Tage hatte sie Zeit. Sie ging zu Oberstleutnant Abramow, dem Chef des Konstruktionsbüros, und bat um Urlaub nach Moskau. «Ich will da einiges einkaufen für das Kind.» Selbstverständlich genehmigte Abramow den Urlaub.

Zu Hause hatte sie wieder Zweifel; aber dann kam Jurij und fegte alle Unsicherheit beiseite mit seiner Aktivität, seinem Optimismus: «Morgen Abend, achtzehn Uhr, am Hauptbahnhof, da steht ein Kolchosen-Lkw, du wirst ihn schon sehn, der nimmt uns mit ins Gebirge. Der Fahrer ist schon bezahlt. Denk daran, Verpflegung mitzubringen für sechs Tage. Hast du nicht einen kleinen Wodka?» Er trank den Wodka wie Wasser. «Ach ja», sagte er dann, «ich brauche noch zwei Jagdgewehre.» Sie holte ihm zwei von Andrejs Jagdgewehren.

Am anderen Tag, es war der 16. September 49, packte sie einen Koffer, packte auch die silberne Damenpistole ein, die Andrej ihr geschenkt hatte, setzte sich dann hin und schrieb den Brief. Das fiel schwer. Drei Entwürfe knüllte sie zusammen und warf sie in den Papierkorb. Erst der vierte schien ihr gut: «Lieber Andrej, ich kann nicht bei Dir bleiben. Ich gehe mit Jurij fort, für immer, ich liebe ihn, Jelena.» Dadurch würde Andrej gedeckt sein, falls ihn jemand verdächtigen sollte.

Am Nachmittag zog sie das rotbraune Kostüm an und liess sich von Wanja zum Bahnhof fahren. Wanja wollte ihr den Koffer tragen, aber sie lehnte ab. «Viel Spass in Moskau», sagte Wanja, «und grüssen Sie den Genossen Oberst.» Dann fuhr er fort.

In der Nähe des Bahnhofsgebäudes wartete der Lkw. Jurij und die beiden Deutschen winkten ihr zu, schüttelten ihr die Hand, halfen ihr hinauf. Der Lkw brachte sie 30 Kilometer ins Gebirge hinein. Der Fahrer wünschte ihnen eine erfolgreiche Jagd und fuhr heim. Das grosse Unternehmen begann.

Es wurden fünf entsetzliche Tage. Lange Märsche war Helga nicht mehr gewohnt, noch dazu auf steinigem Gebirgspfaden und unter den Beschwerden der Schwangerschaft. Schnell liessen ihre Kräfte nach, und die Zweifel begannen zu nagen: War es richtig? Soll ich nicht lieber umkehren, ich kann doch Andrej nicht einfach verlassen. «Ich schaffe es nicht, Jurij, ich behindere euch nur. Und mit dem Kind, weisst du...»

«Papperlapapp», sagte Jurij, «natürlich schaffst du's.» Behutsam horchte er sie ab, lächelte voll strahlender Zuversicht. «Das Kind ist gesund. Und von jetzt ab wirst du getragen.»

Die Männer machten aus Zeltbahnen und Stangen eine Bahre. Mit schlechtem Gewissen liess sie sich tragen; aber es tat ihr gut, und sie brauchte keine Furcht mehr vor den Schlangen zu haben, von denen es im Gebirge wimmelte.

Am Abend des fünften Tages kamen sie zu der Hütte eines Hirten, es war ein wild aussehender Kerl, aber er gab ihnen Obdach.

Während die Männer schliefen, sprach Helga mit ihm, er konnte etwas Russisch. «Kannst du mich zurückbringen?»

«Wohin?»

«Kirowabad.»

Er schüttelte den Kopf. «Zu weit.» Er zeigte nach Süden. «Zur Grenze ganz nahe. Nur zwei Tage.»

Helga zeigte auf ihren Leib. «Ich kann nicht mehr.»

Er nickte und sagte: «Ich habe Esel, der kann dich tragen. Was zahlst du?»

Helga holte die silberne Pistole aus ihrem Gepäck. Der Hirte strich mit der Hand darüber und legte sie unter seine Schlafpritsche.

Nach Sonnenaufgang, während Helga den Morgentee kochte, machten die Männer draussen fünf Feuer in Form eines Briefumschlages. Ihr Rauch stieg kerzengerade in den Morgenhimmel. «Das», erklärte Jurij, «ist das Zeichen für die Leute, die uns über den Fluss bringen.»

Als sie aufbrachen, war ihr Gepäck um die Gewehre leichter geworden, und Helga sass auf dem Esel, der mit weichen Schaffellen gesattelt war. Der Esel war ein kluges Tier, nie trat er daneben auf den schmalen Felspfaden, und rastlos ging er immer nach Süden.

Ja, es ging gut jetzt, sie kamen schneller vorwärts, und nach zwei Tagen waren sie nahezu am Ziel. Von den felsigen Höhen sahen sie unter sich den Fluss, der sich Hunderte Meter tief in den Felsen gesägt hatte. «Da drüben ist Persien», sagte Jurij.

«Da ist die Freiheit», sagte Osten.

«Morgen früh», sagte Jurij, «kurz vor Sonnenaufgang geht's rüber. Das ist die beste Zeit.»

Zum letztenmal schlugen sie das Zelt auf, kochten Tee und verzehrten die Reste ihres Proviantes, zum letztenmal wickelten sie sich in ihre Decken.

Noch vor Tagesanbruch standen sie auf. Das Zelt mit allem überflüssigen Gepäck liessen sie stehn, das alles brauchten sie nicht mehr. Als sie mit dem Abstieg beginnen wollten, zog ein Gewitter auf, das die Dämmerung wieder in schwarze Nacht verwandelte, und es entlud sich mit solcher Gewalt, dass sie sich aneinander festhalten mussten, um nicht in die Tiefe geschleudert zu werden.

«Stalins Zorn», sagte Wilpert und lachte, und die anderen lachten mit, und Osten sagte: «Bis hierher reicht sein Arm nicht mehr.» Aber da irrte er sich.

Genauso plötzlich wie das Gewitter gekommen war, verzog es sich wieder. Jurij zeigte zum Himmel. Da stand ein Regenbogen von einer Vollkommenheit, wie sie nie einen gesehen hatten. «Mit dem einen Bein», sagte Jurij, «steht er im Gefängnis, mit dem anderen in der Freiheit.»

Gottes Zeichen, dachte Helga und bekreuzigte sich, und nun begann der Abstieg.

Jurij ging als erster; dann seilten die beiden Deutschen Helga an und liessen sie vorsichtig hinab.

Als sie die Hälfte des Weges hinter sich hatten, sahen sie unter sich Wachttürme – Türme aus Holz wie die des Lagers, mit Stacheldraht gesichert, und oben ein Maschinengewehrstand. Die Männer berieten leise miteinander. Dann begannen sie mit dem zweiten Teil des Abstiegs; er war weniger schwierig, und Helga brauchte nicht mehr angeseilt zu werden.

Die Männer vor ihr prüften bei jedem Schritt den Fels auf seine Festigkeit, zeigten ihr, wohin sie treten, wo sie sich festhalten sollte. Plötzlich löste sich ein Stein, rollte scheppernd nach unten. Sie warteten mit angehaltenem Atem, bis das Geräusch verstummt war. «Das darf nicht wieder passieren», flüsterte Osten.

Noch vorsichtiger stiegen sie ab. Eine Weile ging es gut, dann sah Helga die Schlange zu ihren Füßen, gross, schwarzglänzend. Sie schrie auf, sprang zurück, ein Felsbrocken löste sich, rollte mit Getöse in die Tiefe. Diese blödsinnige Angst vor Schlangen! Sie sah die anderen nicht mehr. «Jurij», rief sie, «Jurij!»

«Stoj!» schrie jemand. Ein Schuss fiel, und noch einer. Hunde bellten.

Jurij war plötzlich bei ihr, hielt ihr den Mund zu. «Bist du verrückt?»

Noch ein Schuss, ein peitschender Knall, der von den Felswänden zurückgeworfen wurde. Jurij stürzte und riss Helga mit. Er lag über ihr, und Blut rann aus seinem Mundwinkel.

«O Boshe moj», stöhnte er, «mein Gott, mein Gott.»

Die Schiesserei hörte nicht auf, das Hundegebell kam näher, Helga spürte einen Schlag gegen ihr Bein, wunderte sich, dass es so feucht und warm den Fuss hinunterrann, und dann waren mit roten Lefzen die Hunde über ihnen.

Während sie beide bewegungslos lagen, die Gesichter dem Boden zugewandt, hörte sie scharfe Rufe: «Stoj! Stoj!» Und wieder Schüsse.

Dann war es still. Jemand rief die Hunde zurück. Drei schlitzäugige Gesichter beugten sich über sie, Grenzwachen, der emaillierte Sowjetstern leuchtete auf ihren Mützen.

Jurij's Atem ging rasselnd, mehr Blut lief aus seinem Mund. Die Soldaten sprachen schnell miteinander, dann packten sie Jurij bei Schultern und Beinen und trugen ihn fort.

«Jurij! Jurij!» rief sie ihm nach.

Der dritte Soldat blieb bei ihr. Er riss ein Verbandpäckchen auf und verband ihr das Bein. Erst jetzt spürte sie den Schmerz. Als er fertig war, kamen zwei mit einer Trage, luden sie auf und trugen sie ins Tal hinab, es war gar nicht mehr weit.

Die Soldaten brachten sie zu einem Wachhäuschen. In der Wachstube lag Jurij auf dem Boden. Sie hatten ihm Jacke und Hemd ausgezogen und Brust und Bauch verbunden, aber der frische Verband war schon durchblutet. Weiss war sein Gesicht, und schwarz hob sich sein Stoppelbart davon ab.

Als die Soldaten sie an ihm vorbeitruugen, lächelte er. «Proschtschai, Lenotschka», sagte er. – Leb wohl, Lenotschka. Das war das letztmal, dass sie Jurij's Stimme hörte und sein Lächeln sah.

Die Soldaten brachten sie in einen Nebenraum und setzten die Bahre ab. Und erst jetzt löste sich der Schock. Sie fing an zu schreien, sie wusste nicht warum, es musste heraus aus ihr, sie schrie und schrie. Der Wachhabende kam herein. «Du schreist wie ein Schwein», sagte er und blickte missbilligend auf sie herab.

«Erschießt mich», sagte sie.

Er grinste. «Das könnte dir so passen. Und wer soll nachher aussagen? Wer bist du, und wie heisst du, und was hattest du hier zu suchen?»

Sie antwortete nicht. Sie hatte Angst vor diesem Soldaten. «Jurij!» rief sie. «Jurij!» Immer wieder: «Jurij!»

«Holt den Kerl ‘rein, damit sie endlich aufhört», sagte der Wachhabende zu den Soldaten.

Die gingen in die Wachstube, kamen aber gleich wieder. «Geht nicht mehr, Genosse Feldwebel, der ist tot.»

Später wurde sie in einen Sanitätswagen verladen. Den ganzen Tag rumpelte er durchs Gebirge, und am Abend hielt er in Baku im Hof eines Krankenhauses. Man brachte sie eine Treppe hinauf, Einzelzimmer. Ein Posten stand an der Tür.

Ein Arzt untersuchte die Wunde, gab eine Tetanuspritze, machte einen neuen Verband. «Glatter Durchschuss.»

Dann kamen drei Männer in Zivil. Einer von ihnen fotografierte sie von allen Seiten. «Wie heissen Sie?» fragte ein anderer.

«Jelena Puschkowa.»

«Das mag Ihr Deckname sein. Wie heissen Sie wirklich?»

«Jelena Puschkowa, geboren in Lemberg, Ukraine.»

«Nennen Sie Ihre Kontaktleute!»

Sie schwieg.

«Wer waren die drei Männer?»

Sie dachte: Also sind Wilpert und Osten tot, sonst müssten sie’s doch wissen. Sie schwieg. Ihr Bein schmerzte, das Kind bewegte sich. Was soll nun aus dem Kind werden? Am liebsten wäre sie auch tot gewesen. Sie schloss die Augen und antwortete nicht mehr. Nach einer Weile hörte sie, wie die Männer weggingen.

Sie dachte: Ich werde einfach schweigen, immer schweigen, dann belaste ich wenigstens Andrej nicht. Und was wollen die schon machen mit einer Frau, die bald ein Kind kriegt?

Helga schwieg eine Woche lang. Sie bauten Scheinwerfer an ihrem Bett auf und verhörten sie pausenlos. Sie blieb stumm. Und Tag und Nacht sass ein Posten vor der Tür.

Dann kam eines Morgens ein neuer Mann. Er zog einen Stuhl an ihr Bett, legte seine Aktentasche auf den Schoss, blickte sie milde an. «Der Arzt sagt, es gehe Ihnen besser. Auch mit dem Kind ist alles in Ordnung. Na, das freut mich aber. Ich heisse Browermann und bin Ihretwegen aus Moskau gekommen. Nun wollen wir aber auch schön die Wahrheit sagen. Wie heissen Sie?»

«Jelena Puschkowa.»

«Ach ja», sagte er, «das hätte ich fast vergessen. Sie haben Besuch.»

Er ging zur Tür und machte sie auf. Und dann kam, zwischen zwei Posten, Andrej herein.

Sie schrie auf vor Schreck: «Andrej!»

Er trat an ihr Bett, furchtbar verändert, unrasiert, bleich, mit eingefallenen Wangen.

Sie brach in Tränen aus.

Er wollte sich über sie beugen, aber die Posten hielten ihn zurück. «Lenotschka», sagte er, «du brauchst keine Angst zu haben. Es wird sich alles aufklären. Ich bin Parteigenosse seit 1938.» Er klopfte gegen seine Brust. «Das Parteibuch habe ich hier in der Tasche. Bald sind wir wieder frei.»

«Danke», sagte Browermann von der Tür her, und die Posten führten Andrej wieder hinaus. Als er an Browermann vorbeikam, sagte er zu ihm: «Nehmt Rücksicht auf sie! Sie kriegt ein Kind.»

«Schon gut», sagte Browermann, machte die Tür hinter ihm zu und setzte sich wieder auf seinen Stuhl, die Aktenmappe auf den Knien. «Also fangen wir an», sagte er freundlich. «Sie haben am 16. September mit den beiden deutschen Ingenieuren Wilpert und Osten und einem dritten Kirowabad verlassen, um über die persische Grenze zu fliehen.»

«Nein», sagte sie. «Wir haben einen Jagdausflug gemacht.»

«In Ihrem Zustand macht man doch keine Jagdausflüge! Vier Tage später ist Ihr Mann aus Moskau gekommen und ist Ihnen mit seinem Fahrer gefolgt. Er wollte ebenfalls über die Grenze.»

«Nein!» sagte sie heftig. «Mein Mann ist ganz unschuldig.»

«Das wird sich herausstellen. Und nun 'raus mit der Sprache, Genossin. Für wen haben Sie gearbeitet? Für die Amerikaner?»

«Wir haben einen Jagdausflug gemacht und uns dabei verirrt. Und da fingen auf einmal die Grenzsoldaten an zu schießen.»

«So. Und wer war der dritte Mann?»

Sie zögerte. Dass sie das noch nicht wussten! «Ein Freund von mir», sagte sie, «aus Lemberg.»

«Sein Name?»

«Sokolenko.»

Browermann öffnete seine Aktenmappe, zog einen zerknitterten Bogen Papier heraus und hielt ihn ihr vor. Es war einer von den Briefentwürfen, die sie in den Papierkorb geworfen hatte. «Lieber Andrej, ich muss fort. Wenn sie Dich fragen, sag ihnen, dass ich Dir untreu geworden bin mit Jurij.»

«War er das?» fragte Browermann.

«Ja. Jurij Sokolenko.»

«Und mit dem wollen Sie ein Verhältnis gehabt haben? Davon habe ich aber nichts gemerkt, als eben Ihr Mann hier war.»

«Es war aber so.»

«Und mit ihm wollten Sie über die Grenze?»

«Nein. Wir haben einen Jagdausflug gemacht. Später wollte ich dann mit Jurij in die Ukraine.» Sie wusste, dass alles nicht sehr glaubwürdig klang. Aber sie blieb bei dieser Geschichte.

Browermann kam Tag für Tag, Woche für Woche, manchmal auch nachts. Er bekam nicht mehr aus ihr heraus. Es ging ihr schlecht. Seit Tagen hatte sich das Kind nicht mehr gerührt, um Gottes willen, wenn es nun schon tot war?

Der Arzt, der sie täglich untersuchte, horchte ab, beruhigte sie, und tatsächlich, nach einiger Zeit spürte sie wieder eine Bewegung. Gott sei Dank! Und die Schusswunde am Unterschenkel heilte schnell.

Einmal kam ein Paket aus Kirowabad, von der Aserbeidschanerin Ak-schi, die ihr Haus besorgte: Nachthemden, eine Bluse, Schuhe, Babywäsche, ein Schal. Die Babywäsche wurde ihr fortgenommen.

Sie bekam einen Weinkrampf. Warum nahm man ihr die Babywäsche fort? Rechnete man nicht damit, dass ihr Kind zur Welt kommen würde? Sie weinte die halbe Nacht hindurch, und der Posten, der ständig bei ihr im Zimmer war, fluchte leise vor sich hin.

Früh wurde sie geweckt. «Mach dich fertig», sagte der Posten.

«Wohin komme ich?»

«Das weiss ich nicht.»

Sie zog eines der Nachthemden an; denn das Kostüm, das sie auf der Flucht trug, hatte man ihr weggenommen. Dazu die grüne Bluse, den Schal und die Schuhe. Eine Schwester trat ein. «So können Sie nicht fahren.» Sie hängte ihr eine Decke um.

Die Schwester und der Posten begleiteten sie. Mit einem Krankenwagen ging es aus der Stadt hinaus, zum Flugplatz, und sie bestiegen eine zweimotorige Maschine. Helga durfte sich auf eine Krankentrage legen. Dann stieg Browermann ein, begleitet von zwei Beamten des Staatssicherheitsdienstes.

«Wohin bringen Sie mich?» fragte sie ihn. «Ich möchte bleiben, wo mein Mann ist.»

«Ihr Mann ist auch nicht mehr hier.» Er ging ein wenig in die Kniebeuge, während er mit ihr sprach. «Wenn Sie noch Aussagen machen wollen, stehe ich Ihnen zur Verfügung; aber sonst haben Sie keine Fragen zu stellen.»

Sie wollte keine Aussagen mehr machen und schloss die Augen. Später hörte sie aus den Gesprächen der Männer heraus, dass es nach Moskau ging. Ihre letzten Hoffnungen zerrannen. Moskau, die Stadt der Schauprozesse.

In Moskau lag schon Schnee. Helga zog die Wolledecke fest um die Schultern, während sie zwischen der Krankenschwester und dem Posten die Treppe hinunterstieg und auf den wartenden Krankenwagen zuging.

In einem Hof, der rings von erleuchteten Fenstern umgeben war, stiegen sie aus. Es ging durch endlose Korridore zu einem Zimmer, an dessen Tür «Aufnahme» stand.

Eine dicke, uniformierte Frau fragte: «Haben Sie eine Beschwerde gegen Ihre Begleiter vorzubringen?»

Helga sah die Schwester an, dann den Posten. «Nein.»

Die Frau quittierte einen Zettel, den ihr der Posten hinhielt, und er verliess zusammen mit der Schwester den Raum.

Helga fragte: «Wo bin ich hier?»

Die Frau sah sie mit leichtem Erstaunen an. «Nicht in einem Sanatorium, sondern in einem Gefängnis. Los, ziehen Sie sich aus zur Untersuchung.»

Helga gehorchte. Das Gefängnis, in dem sie sich befand, war das berühmteste der Sowjetunion: die Lubjanka. Sie zog sich aus, die Kleider verschwanden in einem Desinfektionssack, sie erhielt ein Stück Seife und musste unter die Dusche. Danach die Einkleidung: sauberes Kommissunterzeug, eine erdbraune Uniform ohne Schulterklappen, schwere Schuhe. Dann die Untersuchung in einem Raum, der so steril wirkte wie das ganze Gefängnis. «Im wievielten Monat?» fragte die Ärztin.

«Im siebten.»

Die Ärztin horchte ab. «Gut», sagte sie und ging hinaus.

Helga blieb liegen, eine lange Weile; fast konnte man sich einbilden, man sei im Krankenhaus, bis scharfe Schritte den Korridor herunterkamen. Schlüsselklirren: eine hagere Aufseherin. «Mitkommen!»

Wieder ging es über lange Gänge, mit Fahrstühlen hinauf und hinunter. In einem schmalen Raum sass eine uniformierte alte Frau hinter einem Tisch. «Gesicht zur Wand!»

Helga stand mit dem Gesicht zur Wand, minutenlang. Sie wusste nicht, warum, denn ausser ihr und der Aufseherin war niemand im Zimmer. Vielleicht wollte die Alte nur ihre Macht geniessen?

«Umdrehen! Herkommen!»

Sie trat an den Tisch, auf dem ein grosses Buch mit einem blechernen Umschlag lag, das «Eiserne Buch» der Lubjanka, wie sie später erfahren sollte. «Unterschreiben!» kommandierte die Alte. «Vor- und Zuname.» Helga fand ihren Namen, sie unterschrieb.

Wieder hinter der Aufseherin über die endlosen Korridore mit den roten und grünen Ampeln. Ein Fahrstuhl brachte sie hinauf in den sechsten Stock. Ihr wurde schlecht von der Fahrt, und die Aufseherin musste sie stützen. Schliesslich das Zimmer 656: Männer und Frauen in Uniform. Die erste Vernehmung in Moskau. Sie bauten ein Essen vor ihr auf, das Wasser lief ihr im Mund zusammen.

«Und nun erzähl uns die Wahrheit», sagte der Dienstälteste von ihnen, einer mit rotem Haar und grünen Katzenaugen. «Wenn du rückhaltlos die Wahrheit sagst, bist du in ein paar Tagen frei.»

Sie überlegte lange. Das Essen lockte und das Versprechen auf Freiheit. So schlimm war die Wahrheit ja nicht, aber sie würde Andrej damit belasten. Dann stand ihr Entschluss fest: Nein, ich werde die Wahrheit nicht sagen.

Achtes Kapitel

Nach einer Stunde wurde die Gefangene Jelena Puschkowa, alias Helga Wannenmacher, in eine Einzelzelle des fünften Stocks eingeliefert. Sie hatte das Tablett leergegessen; aber sie war bei ihrer Geschichte vom Jagdausflug geblieben, so unwahrscheinlich sie auch sein mochte. Und der Rothaarige hatte sie nicht lange gequält. Sie sei sicher müde und müsse sich ausruhen, hatte er gesagt.

Es war eine 1.-Klasse-Zelle, die eher an ein Hotel als an ein Gefängnis erinnerte: Polstermöbel, ein Schreibtisch, ein weissbezogenes Bett und ein Waschbecken mit fliessendem Wasser, warm und kalt. Sie legte sich auf das Bett und schlief sofort ein.

Als sie aufwachte, stand der Untersuchungsrichter an ihrem Bett. «Hallo, wie fühlen Sie sich?» Er sah sich um. «Feine Unterbringung, nicht wahr? Sie sehen, in der Sowjetunion steckt man die Gefangenen nicht in Löcher wie drüben bei den Kapitalisten.»

Sie dachte an das Militärgefängnis in Potsdam, an das Lager in Nowosibirsk, an den Arrestblock, der aus einem gemauerten Würfel bestanden hatte

und in dem so viele gestorben waren; aber sie schwieg.

Browermann entnahm seiner Aktenmappe Papier und Bleistift und legte es auf den Schreibtisch. «Und jetzt schreiben Sie ein ausführliches Geständnis. Schreiben Sie über Ihre Auftraggeber und über Ihre Kontaktmänner. Je mehr Sie schreiben, desto besser für Sie. Und wenn Sie irgendwelche Wünsche haben – da ist das Telefon. Sie brauchen nur den Hörer abzunehmen.»

Sie schrieb nicht. Die Behandlung war vorzüglich, das Essen auch, sie wusste, dass man dafür etwas von ihr erwartete; aber sie dachte an Andrej (Ich habe ihm schon so viel angetan), sie schrieb nicht.

Nach vier Tagen kam Browermann wieder, und zum erstenmal sah sie ihn wütend. «Du möchtest wohl ein anderes Klima kennenlernen?» schrie er. Und ehe er ging: «Ich rate dir, verärgere den Chef nicht, sonst geht's dir schlecht!»

Ein sonderbarer Mensch, dieser Browermann; bisher immer leise und freundlich, und jetzt auf einmal laut und grob. Erst später lernte sie erkennen, dass er vergleichsweise menschlich war, noch nicht erstarrt zu einem stalinschen Roboter wie die meisten anderen Untersuchungsbeamten des MWD.

Der Chef, von dem Browermann gesprochen hatte, war der Rothaarige. Ihm wurde sie am nächsten Tage wieder vorgeführt. Nun war es schon nicht mehr so gemütlich: scharfes Scheinwerferlicht, Schimpfen, Drohungen. Der Rote schüttelte sie und schrie: «Wenn du nicht in diesem Zustand wärst, ich würde dir sämtliche Knochen zerbrechen.»

Sie hielt das nicht lange aus, fiel in Ohnmacht und war dankbar dafür. Eine Ärztin im weissen Kittel machte sie wieder fit, und sie wurde in ihre Zelle zurückgebracht. Das war das merkwürdige und zermürbende: brutale Unmenschlichkeit, und gleich daneben diese sterile Humanität mit Spritzen und Stärkungsmitteln.

In den folgenden Wochen lernte sie das Arbeitssystem in der Lubjanka kennen. Häufig musste sie die Zelle wechseln, und mit jedem Wechsel änderte sich die Verpflegung. Manchmal Zusammenhausen mit Kriminellen und Prostituierten – welche von ihnen ist ein Spitzel? – dann wieder die Einsamkeit der Einzelhaft, Verhöre bei Tage und in der Nacht mit immer den gleichen Fragen: Welchen Auftrag hatten Sie von den Amerikanern? Wer waren Ihre Kontakteleute? Waren auch Kaukasier darunter? Einmal eine

Einzelzelle mit Rot- und Grünlicht: Bei Grün darf sie schlafen, bei Rot muss sie wach bleiben, sich bereithalten zum Verhör.

Anfang November sagte der Rote: «Wenn du alles aufschreibst, wirst du zum Jahrestag der Revolution entlassen werden.»

Nächtelang lag sie und dachte nach über die grosse Verlockung: Frei sein! Das Kind in Freiheit zur Welt bringen! Aber ist das auch wahr? Und was wird aus Andrej? Und sie schrieb nicht.

Sie war jetzt wieder in einer Gemeinschaftszelle, und da gefiel es ihr. Sechs Frauen, Politische und Kriminelle, und alle waren nett zu ihr, gaben ihr Ratschläge wegen des Kindes, sammelten Zucker von ihren kläglichen Rationen, und Schura, die stille Jüdin aus Minsk, sagte: «Wenn die Wehen kommen, dann machen wir dir Zuckerwasser. Das gibt Kraft, ich weiss es von meiner Mutter.»

Und Olena, die Ukrainerin, die einst Partisanin gewesen war, sagte: «Sei froh, dass du ein Kind kriegst, dann schlagen sie dich wenigstens nicht, denn das Kind muss zur Welt kommen. Stalin braucht Kinder.»

Am Tage darauf wurde sie zum erstenmal geschlagen. Als sie ein vorbereitetes Geständnis nicht unterschreiben wollte, stiess ihr der Rote die Faust ins Gesicht. Sie fiel zurück, und ihre Nase blutete. Der Rote fuhr fort zu brüllen, aber er schlug nicht weiter, und sie durfte sich in einem Nebenraum auf ein Sofa legen.

Nach diesem Zusammenstoss wurde sie wieder in eine Einzelzelle verlegt; auch eine Form der Misshandlung: Einsamkeit. Keine Verhöre mehr, nur zweimal am Tag die Kontrolle, nach dem Frühstück (400 Gramm Brot, 20 Gramm Zucker, ein Napf lauwarmer Kaffee) und nach dem abendlichen Tee, der Rest der Zeit verzweiflungsvolle Einsamkeit. Was werden sie mit mir machen? Wo ist Andrej? Was wird aus dem Kind? Werden sie warten, bis ich's zur Welt gebracht habe, damit sie mich dann umso besser verhören können – womöglich die Folter?

Manchmal weinte sie, manchmal betete sie, ab und zu kam die Ärztin zur Untersuchung, sehr steril, sehr unpersönlich, immerhin eine Abwechslung.

Dann endlich gab es eine Unterbrechung der schrecklichen Einsamkeit. An einem Nachmittag, Anfang Dezember, ging die Tür auf, und eine Aufseherin schob ein eisernes Bett herein. «Kriege ich Gesellschaft?»

Ja, sie bekam Gesellschaft. Es war Schura. Schura wurde hereingetragen, auf das Bett gelegt, die Tür flog zu, die Schlüssel klirrten.

Schura war bewusstlos. Helga wusch ihr das Gesicht, und nach einer

Weile bewegte sie sich, fing an zu husten und Blut zu spucken. Helga flösste ihr Wasser ein, legte ihr ein feuchtes Tuch auf die geschwollenen Augen.

«Schura, was ist passiert?»

«Sie haben mich geschlagen.»

«Wer? Die Kriminellen in der Zelle?»

Schura schüttelte den Kopf.

«Beim Verhör also?»

Schura hustete wieder, spuckte Blut. Da liess Helga sie in Ruhe.

Schura blieb zwei Tage. Helga pflegte sie, so gut sie konnte, und sie erholte sich, konnte am nächsten Morgen sprechen.

Was hatte Schura getan, dass man sie so grausam behandelte? Das war ihre Geschichte:

Seit ihre Eltern gestorben sind, wohnt sie bei einer Tante in Moskau und studiert Medizin wie ihre Mutter. Die Tante hat Verwandte in Amerika, ausgewandert noch zur Zarenzeit, denen geht es gut. Die Tante will auch nach Amerika, sind die Amerikaner nicht unsere Freunde und Waffenbrüder? Und willst du nicht mitkommen, Schura?

Schura will, und als die Tante ihre Papiere in Ordnung hat, geht auch sie zum amerikanischen Konsulat und stellt einen Antrag.

Nett ist der junge Amerikaner, der ihren Fall bearbeitet, und als sie das Konsulat verlässt, hat sie sich ein kleines bisschen in ihn verliebt. Und er? Kommt doch tatsächlich nach ein paar Tagen zu ihr in die Uni, nur um ihr zu sagen, dass ihre Aussichten günstig lägen, weil sie keine Angehörigen mehr in der Sowjetunion hat, und lädt sie in ein Café ein und kommt am anderen Tag wieder und geht mit ihr auf der Kusnëzkij-Brücke spazieren, und sie besuchen zusammen die Tretjakow-Galerie, denn er interessiert sich sehr für Kunst. Dann bekommt sie die Nachricht, sich wieder auf dem Konsulat einzufinden, um noch ein paar Formalitäten zu erledigen. «Darf ich Sie für heute Abend ins Bolschoi-Theater einladen?» fragt er. «Oh, sehr gern», sagt Schura und lächelt, und sie verabreden, wo sie sich am Abend treffen wollen, und voller Freude verlässt Schura das Konsulat.

Aber noch keine hundert Meter ist sie gegangen, da treten zwei Männer auf sie zu. «Kommen Sie mit.»

Am Bordstein steht ein Auto, da muss Schura einsteigen, und ab geht es in die Lubjanka.

«Das ist alles», sagte Schura. «Sie haben gesagt, eine junge Sowjetbürgerin, die nach Amerika will, das gibt es gar nicht, das kann nur eine Spionin sein. Und sie haben mich gefragt, warum ich mit dem jungen Amerikaner im Café und im Museum gewesen sei. Ich habe gesagt, dass ich ein bisschen

verliebt in ihn gewesen bin, da haben sie geschrien: ‚Du jüdische Hure!‘ Dann sollte ich ein Geständnis unterschreiben, das sie zusammengeschrieben hatten, nämlich, dass ich für Amerika hätte spionieren wollen. Wenn ich’s unterschreibe, haben sie gesagt, würde ich freikommen. Und dann sollte ich mich wieder mit dem Amerikaner verabreden und mit ihm in Kontakt bleiben. Das wollen sie. Aber ich habe nicht unterschrieben.»

Am Abend des zweiten Tages wurde Schura wieder zum Verhör geholt. Sie konnte nicht gehen, und die Aufseherin musste sie stützen.

Sie blieb die ganze Nacht fort. Erst als der Morgen graute, ging die Tür wieder auf. «Dreh dich zur Wand», befahl eine Männerstimme.

Helga tat, als schliefe sie. Eine Bahre wurde hereingestellt. Dann knallte die Tür zu, die Schritte entfernten sich.

Auf der Bahre lag Schura, bewegungslos. Helga erkannte sie nur noch an ihrem schwarzen Haar.

Sie kniete neben ihr nieder, versuchte, ihr Wasser einzuflößen, aber Schura konnte nicht trinken, und plötzlich floss ihr helles Blut aus Mund und Nase. Helga sprang auf, schlug gegen die Tür: «Hilfe! Sie stirbt!»

Hastige Schritte auf dem Flur, die Tür ging auf, und die Ärztin trat ein. Sie gab Schura eine Spritze, legte eine Decke über sie, und zwei Wärterinnen trugen sie hinaus.

Als es wieder still war, drehte Helga durch. Sie hämmerte mit dem Essnapf gegen die Tür und schrie: «Ihr Banditen, ihr Mörder, ihr Verbrecher!» Sie wusste, dass es falsch war, aber sie konnte nicht anders, sie musste schreien.

Bis zwei Aufseherinnen kamen, zusammen mit einem Feldwebel. «Schweig», sagte er, «sonst stopf’ ich dir das Maul mit dem Stiefel.»

Der Feldwebel führte sie zu einem Leutnant. Der Leutnant hatte ein Papier in der Hand und sagte: «Der Gefängnisdirektor hat Sie mit Arrest bestraft.»

Zwei Aufseherinnen durchsuchten sie, nahmen ihr die Käbme aus dem Haar und schnitten die Blechknöpfe von ihrer Kleidung. Dann führten sie sie durch einen dunklen Gang, öffneten eine Tür und stiessen sie in die Dunkelheit.

Nun sass sie in einer gummigepolsterten Dunkelzelle, und die Zeit stand still. Einmal kam ein Aufseher und brachte Wasser und Brot, und mit ihm kam für Sekunden das Licht. Dann fiel sie zurück in die Schwärze ewiger Nacht.

Sie verlor das Gefühl für die Zeit. Sie wusste auch später nicht, wie lange

sie in der Zelle gesessen hatte, zwei Tage oder drei oder eine Woche, als die Tür aufging. «Dawai! Aufstehen!»

Sie konnte nicht, sie war steif vor Kälte. Zwei Aufseher halfen ihr auf, hakten sie unter und schleppten sie zum Lift. Sie fand sich wieder auf einem weissbezogenen Bett, und die Ärztin beugte sich über sie und untersuchte. «Choroscho. In Ordnung.»

Es war die Luxuszelle, die sie zuerst bewohnt hatte, sie erkannte sie wieder an dem Schreibtisch und am Telefon. Wieder bekam sie Verpflegung erster Klasse. Warum nur? Was wollen die jetzt?

Ein paar Tage später kam Browermann, in Uniform, sie war erstaunt, wie gut er darin aussah, ein grosser Mann mit einer gebogenen grusinischen Nase. Er sah lächelnd auf den Ausschnitt ihrer halboffenen Gefängnisbluse. «Noch kein Geständnis?»

«Nein», sagte sie.

Er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. «Schade. In drei Tagen ist der Prozess. Sie hätten ihn vermeiden können, wenn Sie unterschrieben hätten. Na schön, ich kann's nicht ändern.»

Als man ihr später neue Kleidung brachte – dunkelgrauer Flanell – wusste sie, dass Browermann nicht gelogen hatte. Für seinen Prozess muss der Angeklagte anständig aussehen, und gut genährt muss er sein, was später mit ihm passiert, ist egal.

Früh wurde sie geweckt und hinuntergeführt. Es war noch dunkel, und über dem Hof der Lubjanka glitzerte der russische Sternenhimmel. Zwei Aufseher halfen ihr in den Gefängniswagen, den man in Moskau den «Schwarzen Raben» nennt.

Der Schwarze Rabe brachte sie zu einem anderen Gefängnis, einem roten Bau mit Mauern so dick wie die einer Festung. In einer trüben schmutzigen Zelle bekam sie Frühstück.

Zwei Milizionäre holten sie ab und führten sie in ein anderes Gebäude. In einem kleinen Raum wurde sie noch einmal untersucht, dann führte man sie in den Gerichtssaal, und in einer hölzernen Anklagebox musste sie Platz nehmen. Als sie den Blick hob, sah sie an der gegenüberliegenden Wand in einer gleichen hölzernen Box Andrej. Sie sprang auf und wollte schreien, doch die Aufseherin an ihrer Seite riss sie zurück und zischte: «Halten Sie den Mund!»

Sie sass da und starrte Andrej an, mein Gott, wie sieht er schlecht aus, eingefallen das Gesicht, scharf treten die Backenknochen heraus, den Kopf haben sie ihm geschoren, wie kann man sich bei so einem Anblick beherrschen? Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten und weinte mit gesenktem Kopf.

«Aufstehen», rief eine Stimme, und die Aufseherin stiess Helga an. «Stehen Sie auf.»

Das Gericht kam herein; sie stand und sah Andrej an. Er trug seine Uniform, aber ohne Orden und ohne Schulterstücke, und während nun jemand die Anklage verlas, sah er endlich zu ihr herüber.

Die Anklage – vertreten durch zwei Staatsanwälte – warf Helga vor, mit zwei deutschen Raketeningenieuren und dem Ukrainer Jurij Sokolenko einen Fluchtversuch über die persische Grenze unternommen zu haben, wahrscheinlich, um den amerikanischen Auftraggebern wichtige Informationen zu bringen. Und sie warf Andrej vor, von diesem Plan gewusst und ihn nicht verhindert zu haben, ja womöglich beabsichtigt zu haben, ebenfalls zu fliehen.

Das Verlesen der Anklage dauerte lange, und Helga spürte, wie sie schwach wurde, und die Aufseherin stützte sie. Dann fragte der Richter: «Jelena Puschkowa, sind Sie die Ehefrau des Angeklagten Sidrow?»

Helga sah Andrej an. «Ja.»

«Erzählen Sie dem Gericht, wie und warum Sie am 16. September diesen Fluchtversuch unternommen haben.»

Sie wiederholte die alte Geschichte von dem Jagdausflug.

«Was trieb dieser Jurij Sokolenko in Kirowabad?»

«Er war bei uns zu Besuch, weil in der Ukraine Hungersnot herrschte.»

Der Richter schrie: «Schweigen Sie! Nirgends in der Sowjetunion herrscht Hungersnot.» Dann sagte er: «Wenn Sie auf einem Jagdausflug waren, wo sind denn dann Ihre Waffen geblieben?»

Sie antwortete, die Waffen seien ihnen von kaukasischen Räufern abgenommen worden, und danach hätten sie sich verirrt.

Der Staatsanwalt unterbrach sie, indem er auf den Tisch klopfte und schrie: «Erzählen Sie dem Gericht doch keine Märchen!»

In diesem Augenblick machte sie schlapp, und die Aufseherin musste sie mit Hilfe eines Milizionärs aus dem Gerichtssaal schleppen. Als sie wieder zu sich kam, lag sie in einem kleinen Raum.

Für den Rest des Tages blieb sie in diesem Raum. Sie bekam zu essen, und die Ärztin versorgte sie. Sie dachte an Andrej und dass sie seine Karriere zerstört hatte, und sie dachte, dass sie alles tun müsse, damit er freigesprochen werde.

Am anderen Morgen bekam sie ein Frühstück erster Klasse, mit Butter und Honig und Spiegeleiern. Nach der Untersuchung durch die Ärztin wurde sie wieder in den Verhandlungssaal geführt. Andrej sass schon in sei-

ner Anklagebox. Sie nickte ihm zu. Ihr Blick ging über die Zuschauer, und sie sah in der ersten Bank eine Reihe von Offizieren der Raketenstation Kirowabad, unter ihnen Oberstleutnant Abramow, Oberstleutnant Zarubkin und der Ingenieur-Major Pawlow, den sie den schönsten Mann von Kirowabad genannt hatten.

Das Gericht betrat den Saal, und als der Vorsitzende die Zeugen aufrief, wurde ihr schlecht, und die Aufseherin führte sie hinaus. Sie durfte sich wieder hinlegen, und die Ärztin sagte, sie brauche während der Zeugenvernehmung nicht dabeizusein.

Sie lag und dachte an den Oberstleutnant Zarubkin, der würde sich freuen, gegen sie und Andrej auszusagen. Zarubkin war ihr Feind seit jenem Eifersuchtsdrama seiner Frau am Kaspischen Meer, und seitdem hatten die Zarubkins mit den Sidrows nicht mehr verkehrt. Und auch rein beruflich würde sich Zarubkin über Andrejs Unglück freuen, denn als dessen Stellvertreter würde er sicher auf Andrejs Posten scharf sein.

Sie bedauerte, dass sie jetzt nicht im Gerichtssaal war, um zu hören, welche Lügen Zarubkin über sie und Andrej aussagen würde. Sie sagte zur Ärztin, dass sie an der Verhandlung teilnehmen könne.

Als sie wieder in ihrer Anklagebox sass, wurde gerade der Oberstleutnant Abramow vernommen. Die übrigen Zeugen hatten den Saal verlassen.

Der Staatsanwalt fragte Abramow, ob die beiden Deutschen Wilpert und Osten etwas aus dem Lager mitgenommen hätten.

Abramow stand gerade und blickte auf das Stalinbild, das hinter dem Gericht an der Wand hing. «Nein», sagte er, «sie haben nichts mitgenommen.»

«Wann», fragte der Staatsanwalt, «ist der Angeklagte Sidrow nach der Flucht seiner Frau und der Ingenieure zur Station zurückgekommen?»

«Oberst Sidrow», sagte Abramow, «wurde von uns benachrichtigt ...»

Der Staatsanwalt unterbrach ihn. «Sagen Sie nicht ‚Oberst Sidrow‘, sagen Sie ‚der Angeklagte‘.»

«Der Angeklagte», sagte Abramow, «brach auf unseren Rat hin seine Dienstreise ab und war nach vier Tagen zurück.»

«Die Angeklagte Puschkowa», sagte der Staatsanwalt, «hat unter Ihnen als Dolmetscherin im Konstruktionsbüro gearbeitet. Haben Sie nie etwas bei ihr bemerkt, das auf ihre Spionagetätigkeit hinwies?»

Abramow blickte zu Helga hinüber, dann antwortete er: «Die Angeklagte

Puschkowa war eine gute Dolmetscherin. Ich habe an ihrem Benehmen nie etwas Auffälliges bemerkt.»

«Danke», sagte der Staatsanwalt. Abramow setzte sich auf die Zeugenbank, und als nächster wurde Major Pawlow aufgerufen. Der Staatsanwalt fragte: «In welcher Beziehung haben Sie, Major Pawlow, zur Angeklagten Puschkowa gestanden?»

Pawlow stand schlank und elegant da und runzelte die Stirn. «Ich verstehe Ihre Frage nicht.»

«Ich meine: Sind Sie privat öfter mit ihr zusammen gewesen?»

Pawlow behielt seine etwas arrogante Pose bei. «Nein», antwortete er, «abgesehen davon, dass ich auf Veranstaltungen gern mit ihr getanzt habe.»

«Hat die Angeklagte Sie je nach Plänen gefragt oder besonderes Interesse für Fragen der Raketentechnik gezeigt?»

Pawlow dachte lange nach. Dann sagte er: «Ich kann mich nicht erinnern. Aber es gab Fälle, wo ich mit den deutschen Ingenieuren nicht zurechtkam, dann habe ich sie mir als Dolmetscherin geholt, und dann wurde natürlich über technische Dinge gesprochen.»

Der Staatsanwalt beugte sich vor und fragte: «Glauben Sie, dass die Angeklagte in der Raketenstation Spionage getrieben hat?»

Pawlow blickte zu Helga herüber, er wurde rot und schwieg lange.

Dann sagte er: «Nein, nein, ich glaube es nicht.»

Der Staatsanwalt, offenbar enttäuscht von Pawlows Aussage, erklärte, er habe keine weiteren Fragen an den Zeugen. Der Richter rief: «Der Zeuge Oberstleutnant Zarubkin.»

Als Zarubkin den Saal betrat, begann Helgas Herz zu klopfen. Nun würde er sie und Andrej vernichten.

Da stand also der Zeuge Zarubkin, straff und würdig, ein ganz anderer Mann als damals am Strand des Kaspischen Meeres. Während Helga von der Anklagebox her auf Zarubkins schweres, blaurasiertes Gesicht blickte, zitterte sie vor Angst: von ihm konnte nichts Gutes kommen.

Mit ruhiger Stimme begann der Staatsanwalt: «Oberstleutnant Zarubkin, Sie waren der Stellvertreter des Angeklagten Sidrow?»

«Jawohl.»

«Als Sie ihn in Moskau anriefen, hat er Ihnen den Auftrag gegeben, nach den verschwundenen Deutschen zu suchen?»

«Nein», sagte Zarubkin. «Er hat kaum geantwortet. Er war nur sehr besorgt über das Verschwinden seiner Frau.»

«Was geschah, als der Angeklagte aus Moskau zurückkam?»

Zarubkin antwortete: «Er liess seinen Wagen kommen und fuhr ins Gebirge.»

«Hat er keinen Alarm angeordnet?»

«Nein.»

«Schöpften Sie keinen Verdacht?»

«Nein. Ich musste annehmen, dass er im Einvernehmen mit Moskau handelte. Erst als er am anderen Morgen noch nicht zurück war, ordnete ich Alarm an. Er wurde dann von den Sicherheits-Organen im Gebirge verhaftet. Er sagte, dass er seine Frau und die beiden Deutschen gesucht habe.» Zarubkin blickte zu Andrej hinüber, als wolle er ihn zur Bestätigung seiner Aussage auffordern, aber Andrej sah starr geradeaus.

Dann erhob sich der zweite Anklagevertreter. «Sie haben, Oberstleutnant Zarubkin, mit der Angeklagten Puschkowa dienstlich zu tun gehabt und waren ihr Vorgesetzter. Ist Ihnen nie der Verdacht gekommen, dass die Angeklagte sich als Spionin betätigte?»

Zarubkin erwiderte: «Wenn ich bemerkt hätte, dass sich in unserer Raketenstation eine verdächtige Person befand, hätte ich selbstverständlich sofort meinen Vorgesetzten in Moskau verständigt.»

«Welchen Vorgesetzten meinen Sie?»

«Den zuständigen Offizier vom Geheimdienst. Ich bin Sicherheitsoffizier der Station und hatte deshalb gerade in diesen Dingen besonders wachsam zu sein.»

«Geben Sie eine kurze Beurteilung der Angeklagten.»

Zarubkin dachte eine Weile nach, dann sagte er: «Sie war ein Vorbild für unser Zivilpersonal und erfüllte ihre Pflichten immer korrekt. Auch ihre Übersetzungen waren sehr zuverlässig.»

«Waren Sie befreundet mit der Angeklagten?»

Zarubkin blickte zu Helga hinüber, und sie errötete vor Verlegenheit und Scham. Da hatte sie nun geglaubt, Zarubkin würde sie vernichten; er aber sagte nur Freundliches über sie und Andrej. «Eine Zeitlang», antwortete er, «haben wir Ehepaare miteinander verkehrt. Wir haben Ausflüge ans Meer gemacht sowie gegenseitige Besuche. Aber dann hatten die Frauen Meinungsverschiedenheiten, und so wurde unsere private Freundschaft unterbrochen.»

«Haben Sie bemerkt», fragte der Vorsitzende, «dass die Angeklagte mit den Deutschen befreundet war?»

Zarubkin antwortete: «Ich muss zugeben, dass sie sehr nett zu den Deutschen war, besonders zu Wilpert und Osten, und als ich merkte, dass diese beiden mit dem Oberst und der Angeklagten auf die Jagd gingen, habe ich

Meldung nach Moskau gemacht. Doch es kam die Anweisung, dass die Deutschen möglichst in sowjetischen Kreisen verkehren sollten, damit sie sich heimisch fühlten.»

Ja, so günstig, so anständig und wahrheitsgemäss sagte der Oberstleutnant Zarubkin aus, und als seine Vernehmung beendet war und er auf der Zeugenbank Platz nahm, wäre Helga am liebsten zu ihm gegangen, um ihm die Hände zu küssen vor Dankbarkeit. Nun hatte sie keine Angst mehr vor dem Urteil. Auf Grund von Zarubkins Aussage, eines Offiziers des Sicherheitsdienstes obendrein, musste man Andrej und sie freisprechen.

Voller Zuversicht betrat sie nach der Mittagspause wieder den Verhandlungssaal. Als das Gericht erschienen war, begann der Staatsanwalt, der die Anklage gegen Andrej vertrat, mit seinem Plädoyer. Dem Rang nach war er Oberst, und sein Name war Gretschin. Er war klein und überernährt, trotz der allgemeinen Versorgungsschwierigkeiten, und seine dicken Backen bewegten sich schnell, während er redete. Mit jedem Satz, den er sprach, beschimpfte er Andrej. Der Angeklagte habe nicht offizierswürdig gehandelt, als er es unterliess, sofort Alarm zu schlagen, und sich stattdessen allein auf die Suche nach seiner Frau machte. «Falls diese Version überhaupt stimmt, was ich mir zu bezweifeln erlaube», fügte Oberst Gretschin hinzu. Ja, als Offizier und auch als Kommunist habe der Angeklagte versagt, auch darin, dass er seine Waffen nicht unter Verschluss gehalten habe, so dass seine Frau sie habe mitnehmen können. Und schliesslich sei es sehr unwahrscheinlich, dass er von den Fluchtplänen seiner Frau nichts gewusst habe. Als guter Kommunist hätte er auch den geringsten Verdacht sofort melden müssen. Oberst Gretschin sprach sehr lange, und draussen dunkelte es schon, als er seinen Antrag stellte: 25 Jahre Zwangsarbeit für den Angeklagten Sidrow.

Helga sah, wie Andrej zusammenzuckte. Sie legte die Stirn auf das Holz der Anklagebox und weinte.

Irgendjemand klopfte auf den Tisch und rief «Ruhe». Sie hob den Kopf, aber sie konnte vor Tränen nichts sehen. Dann hörte sie die Stimme ihres Staatsanwaltes. Er sprach von dem schweren Verdacht auf Spionage, sagte, dass sie ihre Unschuld nicht habe nachweisen können und dass es sich hier offensichtlich um eine besonders raffinierte Spionin handle, die ihre Tätigkeit geschickt getarnt habe. Und er beantragte auch für sie eine Strafe von 25 Jahren Zwangsarbeit.

Der ist verrückt, dachte sie, alle sind hier verrückt. 25 Jahre, obwohl man mir nichts nachweisen kann? Sie sass und schüttelte den Kopf und presste

ihr Taschentuch vor die Augen. Dann hörte sie eine andere Stimme, und diese Stimme gab ihr wieder Hoffnung. «Man muss Rücksicht nehmen auf die grossen Verdienste dieses Offiziers, der an fast allen Fronten heldenhaft für unser Vaterland gekämpft hat...»

Es war ein schlanker, blonder Major, der dies sagte. Also hatte Andrej einen Verteidiger, also war noch nicht alle Hoffnung verloren. Der Major zählte alle Verdienste auf, die Andrej sich an der Finnlandfront und bei der Blockade von Leningrad und später in den Schlachten an der Südfront erworben habe, er zählte die Orden auf, die ihm verliehen worden waren, und die Zahl seiner Verwundungen. Er gab zu, dass Andrej leichtsinnig gehandelt hatte, als er nicht früh genug Alarm schlug und einfach losfuhr, um seine Frau zu suchen. Eine Ausstossung aus der Armee sei wohl unumgänglich wegen dieses Dienstvergehens. «Aber das», sagte der Verteidiger, «ist schon Strafe genug. Im Übrigen beantrage ich Freispruch.»

Dieser Mann, dachte sie, ist bestimmt von der Partei. Also hat Andrej recht gehabt, als er sagte, die Partei werde ihm helfen.

Dann erhob sich ein kleiner dicker Hauptmann und sagte: «Genossen Richter, man kann einer jungen Frau, die noch dazu werdende Mutter ist, nicht auf einen blossen Verdacht hin das Leben vernichten. Von dem, was die Anklage ihr vorgeworfen hat, ist nichts bewiesen. Bewiesen ist aber, dass sie immer ihr Pflicht getan hat...»

Helga blickte auf den kleinen Hauptmann. Warum hatte man ihr nie gesagt, dass dieser Engel ihr Verteidiger war? Bei allen Vernehmungen hatte er still dabeigesessen, nur ganz selten hatte er fast schüchtern eine Frage gestellt. Und nun lobte er ihr Verhalten, wies immer wieder darauf hin, dass sie noch jung sei und eine werdende Mutter. Und schloss: «Die Angeklagte kann unserem Lande in Freiheit noch viele Dienste leisten. Ich beantrage Freispruch.»

Darauf fragte der Vorsitzende die Angeklagten, ob sie noch etwas zu sagen hätten. Andrej stand auf und sagte mit heiserer Stimme: «Ich gebe meinen Kopf dafür, dass meine Frau keine Spionin ist. Wenn ich als sowjetischer Offizier etwas bemerkt hätte, hätte ich sie sofort entlarvt und festnehmen lassen. Ich gebe zu, dass ich die Nerven verloren habe, als ich erfuhr, dass sie verschwunden war. Ich bin ihr nachgefahren, weil es im Kaukasus gefährlich ist für eine Frau wie sie, denn sie ist zart und ausserdem in anderen Umständen.»

Der Vorsitzende nickte und forderte Helga auf, ein Schlusswort zu sagen. Helga hielt sich mit beiden Händen am Geländer der Anklagebox fest. «Ich

bin keine Spionin», sagte sie, «und ich hatte auch keinen Grund, Spionage zu treiben. Vielleicht bin ich schuldig, weil ich die Waffen meines Mannes mitgenommen habe. Davon konnte mein Mann aber nichts wissen, er ist ganz und gar unschuldig.»

Wieder nickte der Vorsitzende, und das Gericht zog sich zur Beratung zurück.

Eine Stunde lang wartete sie in dem kleinen Aufenthaltsraum auf die Urteilsverkündung. Man gab ihr Tee und belegte Brote, aber sie konnte nichts essen. Dann wurde sie in den Gerichtssaal geführt. Sie war so zitterig, dass sie sich wieder an dem hölzernen Geländer festhalten musste. Das Gericht erschien, und der Vorsitzende verlas das Urteil, schnell und monoton. Er wiederholte alles, was der Staatsanwalt Andrej vorgeworfen hatte, dann sagte er: «Der Antrag der Staatsanwaltschaft auf 25 Jahre Arbeitslager ist gerechtfertigt. Jedoch in Anbetracht seiner Verdienste als Offizier in Krieg und Frieden wird der Angeklagte nur zu zehn Jahren Arbeitslager und drei Jahren Ehrverlust verurteilt.»

In Helgas Ohren begann es zu rauschen, und plötzlich sah und hörte sie nichts mehr.

Als sie aufwachte, lag sie in der Ambulanz, und die Ärztin sass an ihrem Bett. Die Ärztin sagte: «Nehmen Sie sich zusammen, sonst verpassen Sie die Chance, Ihren Mann zu sprechen.»

«Bin ich frei?» fragte Helga.

Die Ärztin zuckte mit den Schultern, öffnete die Tür und sagte: «Bringen Sie ihn. Es geht ihr besser.»

Andrej kam herein. Er war totenblass und atmete schwer. Er küsste ihren Mund und ihre Hände. «Verlier die Hoffnung nicht», sagte er. «Ich werde Berufung beantragen, und wir werden wieder frei sein.»

«Andrej», sagte sie, «ich bin an allem schuld.»

Er umarmte sie. «Mach dir keine Sorgen. Achte auf deine Gesundheit, und denk an das Kind, dass es gesund bleibt. Ich werde immer an euch denken.»

Sie konnte nicht sprechen, aber sie hätte auch nichts mehr sagen können, denn Andrejs Begleiter schob ihn von ihr fort und führte ihn hinaus. Als er draussen war, fiel ihr ein, dass sie immer noch nicht wusste, ob man sie verurteilt hatte.

Am selben Abend brachte man sie zurück in die Lubjanka (also war sie nicht frei). Draussen lag dicker Schnee, und sie erinnerte sich daran, dass der Richter bei der Urteilsverkündung das Datum genannt hatte: 24. Dezember 1949.

Man brachte sie in eine Einzelzelle im sechsten Stock. Die Tür schlug zu, die Schlüssel klirrten, das Licht wurde ausgeknipst.

Sie konnte nicht schlafen, ging zum Fenster und sah ein Stück vom Sternenhimmel. Sie dachte an Weihnachten in Deljatin und sang: «Stille Nacht, heilige Nacht...»

Als die letzte Strophe verklungen war, ging das Licht an, die Tür öffnete sich, und vor ihr stand der rothaarige Natschalnik. Er sagte: «Sie wissen doch genau, dass es verboten ist, nachts Lärm zu machen.»

«Ich habe keinen Lärm gemacht. Ich habe gesungen.»

«Und was, wenn ich fragen darf?» sagte er höhnisch. «Liebeslied? Sehnsucht? Heimweh?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Also was denn, zum Teufel! Und welche Sprache? Ein Faschistenlied, wie?»

«Nein», schrie sie, «ein Weihnachtslied!»

Er runzelte die Stirn. «Ein Weihnachtslied? Glauben Sie etwa an den Quatsch? So eine junge, aufgeklärte Frau?»

«Ja», sagte sie, «daran glaube ich.»

Er schüttelte den Kopf und sagte: «Jedenfalls halten Sie jetzt Ruhe, sonst lasse ich Sie einsperren.» Und ehe er die Tür hinter sich schloss: «Ach ja, ich wollte Ihnen gratulieren zu dem milden Urteil. Sechs Jahre, das ist ja ein kleiner Imbiss für so ein Verbrechen.» Die Tür knallte zu, das Licht ging aus.

Sechs Jahre, dachte sie, die halte ich niemals durch.

Am 28. Dezember 1949 brachte der «Schwarze Rabe» die Gefangene Jelena Puschkowa alias Helga Wannemacher in die Butirka, eines der grössten, ältesten und finstersten Gefängnisse Russlands. Nach den üblichen Aufnahmeformalitäten betrat sie, das Bündel mit ihren Habseligkeiten unter dem Arm, die Zelle 81 der Frauenabteilung. Der Raum hätte für etwa dreissig Menschen gereicht, aber mehr als doppelt so viele Frauen hockten auf den dreistöckigen Holzpritschen, gespenstische, halb nackte Figuren. Manche schliefen, manche suchten sich gegenseitig die Läuse aus dem Haar, andere wiederum krochen umher auf der Suche nach irgendetwas. Helga stand wie in den Boden gerammt. Erinnerungen an die Blatnaja-Baracke von Nowosibirsk. Soll sie das alles ein zweites Mal erleben?

Eine junge Frau kam auf sie zu, ach, die hatte wenigstens ein menschliches Gesicht. «Wovon träumt das Kind? Such dir lieber schnell ein Plätzchen. Alle haben sie eine Ecke gefunden!»

Aber es war nirgends etwas frei. «Komm zu mir», sagte die Frau. «In welchem Monat bist du?»

«Im neunten», sagte Helga und legte sich auf die nackten Bretter. Es ging ihr schlecht, die Luft in der Zelle verursachte ihr Übelkeit.

Drei Tage hielt sie es aus in der Zelle 81, wo morgens um vier der Tag begann mit dem Kampf von hundert Frauen um fünf Toiletten und fünf Wasserhähne, und wo es nur 15 Minuten frische Luft gab, dann nämlich, wenn sie vormittags ihren Spaziergang machten, das heisst mit auf den Rücken gelegten Händen auf dem Hof im Kreis herumgingen. Am dritten Tag bekam sie Schmerzen, die Frau, die ihr den Platz auf ihrer Pritsche verschafft hatte, schlug gegen die Tür und rief nach der Wärterin, und man brachte Helga auf die Entbindungsstation.

Da hatte sie ein Bett, und noch zwanzig Frauen lagen da, alle schwanger. Eine Ärztin untersuchte sie. «Es ist noch nicht soweit», sagte sie, «aber am besten bleibst du bis zur Entbindung hier.»

Wie ein Maulwurf schlief Helga bis in den Abend. Sie erwachte von lautem Lachen und Singen und machte die Augen auf. Da tanzten ihre Zimmergenossinnen – diese hochschwangeren, verwilderten Frauen tanzten und tranken Wodka und sangen ...

Es war ein halb grausiges, halb lächerliches Bild. Helga zog die Decke über den Kopf. Da setzte sich eine an ihr Bett, ein sehr hübsches Mädchen, schwarzhaarig mit blauen Augen.

«Trink mit, Schwesterchen, wer weiss, wie lange wir das noch können, wir feiern Silvester.»

Helga schüttelte den Kopf, aber die Schwarzhaarige schenkte einen Becher voll. «Trink! Ich heisse Zina. Und du?»

«Jelena.»

«Was hast du ausgefressen?»

«Ich bin politisch.»

«Oho», sagte Zina, «eine ganz gefährliche.» Sie lachte melodisch. «Na, macht nichts, hier, trink und vergiss deinen Kummer. Wer weiss, wie lange wir noch Wodka haben können.»

Helga trank, und ihr wurde wirklich besser, es war guter Wodka. Sie sah auf die Frauen, die betrunken durchs Zimmer taumelten. «Was haben die verbrochen?»

«Schwarzhandel, Diebstahl und Prostitution.»

«Und du?»

Zina nahm ihr den Becher aus der Hand und trank ihn aus. «Ach, mich haben sie wegen Mord verurteilt.» Sie blickte auf Helga herab mit ihren

schönen dunkelblauen Augen. «Hast du jetzt Angst vor mir?»

«Nein.»

Zina schenkte den Becher wieder voll und warf die Flasche einer anderen zu, die sie geschickt auffing. Sie sagte: «Wodka und Bett, das ist das Einzige, was sich im Leben lohnt. Nur verlieben darf man sich nicht.»

«Das finde ich nicht. Man muss doch jemanden lieben!»

«Quatsch», sagte Zina, «alles sentimentaler Unsinn. Solange ich mit jemandem ins Bett ging, habe ich's gut gehabt, und der ganze Flughafen war mit mir befreundet. Dann verliebte ich mich in einen Flugkapitän, und damit war's aus.»

Was hatte Zina getan? Sie war Angestellte auf dem Moskauer Flughafen, ein bildhübsches Mädchen, und die Männer waren hinter ihr her wie der Bär hinter dem Honig, und sie nahm es mit ihnen nicht genau. Ja, sie hatte ein gutes Leben, denn von den Fluggästen und den Besatzungen bekam sie oft ausländische Kostbarkeiten, die auf dem schwarzen Markt einen Haufen Geld einbrachten.

Dann aber kam Wassilij, der schöne Flugkapitän, und von nun an gehörte ihr Herz nur noch ihm, und alle anderen Bewerber, denen sie früher gleichmässig ihre Gunst geschenkt hatte, wies sie ab, denn es stand fest, dass sie Wassilij heiraten würde. Doch sie hatte nicht mit Boris von der Gepäckabfertigung gerechnet, mit dem sie früher auch eine kleine Affäre gehabt hatte, obwohl er verheiratet war. Boris sagte: «Was ist, kleine Zina, kann ich dich heute Abend nicht wieder mal besuchen?»

Zina sagte: «Das ist aus, mein Lieber. Ich bin verlobt. Geh zu deiner Frau, das ist besser.»

Boris grinste. «Ich wäre aber lieber mit dir zusammen. Vielleicht solltest du ein bisschen netter zu mir sein, kleine Zina, ich könnte sonst bei den verkehrten Leuten von deinen Schwarzgeschäften erzählen. Du weisst doch, wie streng unsere sowjetischen Gesetze gegen das Spekulantentum sind, nicht wahr?»

«Boris, ich kriege ein Kind.»

«Das stört mich überhaupt nicht», sagte er.

«Aber mich!» sagte sie. «Ich bin verlobt mit Wassilij und will nichts mehr mit dir zu tun haben!»

«Soso?» sagte er höhnisch, bückte sich und zog einen Koffer unter ihrem Bett hervor, der war voller Nähadeln, das war bekanntlich eine der grössten

Kostbarkeiten in der Sowjetunion der Nachkriegszeit. Er lächelte fettig. «Wenn ich nun der Miliz mitteile, was sie unter deinem Bett finden kann?»

Da nahm sie den Samowar und schmetterte ihn Boris an den Kopf. Es war ein schwerer, silberner Samowar, ein Schmuckstück, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte.

Zina wurde zu 25 Jahren verurteilt und wartete nun in der finsternen Butirka auf die Geburt ihres Kindes. Ihre zahlreichen Geschäftsfreunde aus guten Zeiten hielten immer noch zu ihr, weniger aus Nächstenliebe als aus Angst, sie könnte sie verpfeifen. So litt sie keine Not, bekam reichlich Pakete und damit auch die Möglichkeit, das Gefängnispersonal zu bestechen, und das ist in den bösen Zeiten unter Stalin genauso lebenswichtig gewesen wie in jenen unter dem Zaren. Heute gibt es so was natürlich nicht mehr.

Sogar ihr Chef schickte ihr ab und zu ein Paket; zuletzt eine Kiste Apfelsinen, unter denen sie sechs Flaschen Wodka fand. Und die kamen genau richtig für die Silvesterfeier auf der Entbindungsstation.

Die schöne Zina beherrschte die Frauen auf der Entbindungsstation, wie eben der Reiche den Armen beherrscht, der Schöne den Hässlichen, der Weitläufige den Ungebildeten – es waren ja alles nur kleine Huren und Diebinnen und Weiber vom schwarzen Markt.

Jelena Puschkowa aber stand bei ihnen in noch grösserem Ansehen: eine Politische! Ehefrau eines Obersten der Sowjetarmee! Und sah man ihr nicht die feine Lebensart an? Wusch sich zweimal am Tage, und nicht nur Hände und Gesicht, sondern den ganzen Körper, zog dabei sogar ihr feines Nachthemd aus, kämmte danach ihr Haar, bis es glänzte, drehte es zu Locken, trug immer eine Frisur, als ginge es am Abend in eines der Lokale auf der Gorkistrasse, sprach ein feines Russisch mit ausländischem Akzent.

Zina war klug genug, Helgas Prestige nicht anzutasten. Sie suchte im Gegenteil ihre Freundschaft; in der Butirka wäscht eine Hand die andere, und Feinde gibt es schliesslich genug.

Am 5. Januar begannen die Wehen. Zina verständigte die Wärterin, und die Frauen standen um Helgas Bett, redeten ihr gut zu und wünschten Glück. Dann brachte man sie in den Kreissaal. Sie lag auf einem Entbindungstisch, der mit Gummi überzogen war, und fror. Das Kind kam nicht. Die Hebamme sagte: «Du musst warten, das braucht seine Zeit», und liess sie allein.

Sie fühlte sich grenzenlos einsam, versuchte zu schlafen, aber wenn sie eingeschlafen war, erwachte sie von Wehen oder von der Kälte.

Mitten in der Nacht schlich Zina zu ihr und brachte ihr vier Decken.

«Einen schönen Gruss von den anderen.» Sie wickelte Helga in die Decken, und nun konnte sie wenigstens nicht mehr von der Kälte wach werden.

Am Morgen kam die Hebamme und riss wütend die Decken fort. «Das gehört nicht hierher. Das ist unsteril!» Sie brachte die Decken weg, kurz darauf aber brachte Zina sie wieder. Sie schrie die Hebamme an: «Die Decken bleiben auf der Jelena liegen. Und ich bleibe hier und passe auf sie auf!»

Die Hebamme schimpfte, aber sie liess Zina gewähren, so gross war Zinas Ansehen in der Butirka. Der Tag verging unter Schmerzen, und das Kind kam nicht. In der Nacht kam Zina und brachte heissen Tee und Honig. Helga war so schwach von den Wehen, dass sie nicht mehr den Kopf heben konnte.

«Diese verdammten Huren», sagte Zina, «wollen sie dich hier verrecken lassen?» Sie lief und holte die Hebamme und die Ärztin.

Die Ärztin gab Helga ein Wehenmittel, und die Hebamme blieb bei ihr. Aber das Mittel schien nicht zu helfen, Helga hatte keine Kraft mehr. Nur noch ein Verlangen hatte sie: schlafen.

Sie schloss die Augen; da schrie die Hebamme: «Nicht schlafen! Du musst wach bleiben. Oder willst du etwa an dem Kind sterben?»

In diesem Augenblick begann das Mittel zu wirken, und ein riesengrosser Schmerz zerriss ihren Leib.

Als das Kind kam, läuteten in Moskau die Glocken. Es war der 6. Januar 1950, das Weihnachtsfest der orthodoxen Kirche. Seit Stalin, neun Jahre zuvor, seinen Frieden mit ihr gemacht hat, ist Glockenläuten wieder erlaubt.

Es war ein Junge, acht Pfund schwer, und als Helga ihn in dem hellen Wöchnerinnenzimmer im Arm hielt, fühlte sie etwas von jenem Glück, das in den Büchern ihrer Jungmädchenzeit so oft beschrieben worden war.

Vier Tage später kam Zina; sie hatte ein Mädchen zur Welt gebracht. Von der Geburt merkte man ihr schon nichts mehr an; es gibt Frauen, die kriegen ihre Kinder wie die Katzen.

Zina hielt es nicht lange im Bett. «Mal sehn», sagte sie, «was sich hier machen lässt.» Es liess sich allerlei machen. Im Handumdrehen hatte sie einen Posten in der Küche, und schon war der Koch hinter der schönen Zina her. Doch sie wollte höher hinaus. «Es muss sich lohnen», sagte sie. «Auf den Verpflegungschef bin ich scharf.»

Aber auch Helga konnte zufrieden sein mit dem Posten, den man ihr wäh-

rend der Stillzeit gab: Pflegerin in der Kinderkrippe. Sie hatte Milch im Überfluss, das reichte auch für Zinas kleines Mädchen. Eine Hand wäscht die andere, besonders in der Butirka: Zina sorgte ihrerseits dafür, dass Helga keinen Hunger litt.

Mit dem Verpflegungschef klappte es nicht so schnell, dafür bekam Zina Besuch von ihrer Mutter; die hatte ein Wiederaufnahmeverfahren beantragt, aber das war abgelehnt worden. Nun wollte sie ein Gnadengesuch einreichen.

«Kann man das denn?» fragte Helga. «Und bei wem?»

«Bei Schwemik. Das ist der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets. Aber es ist besser, wenn es deine Angehörigen tun.»

«Ich habe keine.»

«Dann hast du wenig Chancen.»

Ein paar Wochen später wurde Zina von einem MWD-Mann abgeholt. Ihr Kind durfte sie mitnehmen. Helga sah sie nie wieder. Hatte ihr Gnadengesuch Erfolg gehabt? Oder war sie in einem der Lager verschwunden?

Helga hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Eines Nachts wurde sie geweckt. «Aufstehn! Mitkommen!»

Sie folgte einem MWD-Leutnant durch lange Flure und stand dann in einem hell erleuchteten Vernehmungssaal vor Browermann. Er lachte, als er ihr überraschtes Gesicht sah.

«Sie dachten wohl, wir hätten Sie vergessen? Wir vergessen niemanden. Ich gratuliere übrigens zu Ihrem Sohn.» Er wurde ernst. «Wie sich inzwischen herausgestellt hat, sind Sie Deutsche.»

Sie schwieg. War das eine Falle?

«Bevor wir mit einer neuen Untersuchung beginnen, rate ich Ihnen, mir zu sagen, wer Sie sind und mit welchen Agenten Sie zu tun hatten. Sie brauchen nur einen zu nennen, und Sie sind frei.»

Sie glaubte ihm kein Wort. «Ich bin keine Spionin», sagte sie, «und ich kenne keinen Agenten. Lassen Sie mich doch in Ruh!»

Er dachte nicht daran. Drei Stunden quälte er sie mit seinen Fragen, den altbekannten, dann wurde sie in die Zelle zurückgeführt. Den Rest der Nacht lag sie wach. Sie wissen also, dass ich eine Deutsche bin. Von wem? Ob sie Andrej gefoltert haben? Was sollte sie tun? Sie konnte doch nicht etwas gestehen, was sie nicht getan hatte. Sagte sie ihnen aber die Wahrheit, dann würde sie nie mehr aus dem Gefängnis herauskommen.

Am anderen Morgen brachte man sie in den Isolator, einen Block für politische Gefangene, die man aus irgendeinem Grund von den anderen abson-

dem wollte. Browermann erschien in ihrer Zelle, legte Papier und Bleistift auf den Tisch. «Eine Woche gebe ich Ihnen Zeit. Schreiben Sie alles auf. Dann sind Sie frei.»

«Ich bin keine Spionin», sagte sie verzweifelt.

«Natürlich nicht», antwortete er höhnisch, «Sie sind ja auch keine Deutsche.» Dann ging er.

Die Zelle im Isolator war sauber und warm, das Essen gut und reichlich; aber Helga wäre lieber bei ihrem Kind gewesen. Man hatte ihr gesagt, sie dürfe es nur noch sonntags sehen, das sei die Vorschrift. Ihre Brust schmerzte Tag und Nacht.

Als die Woche um war, erschien wieder Browermann. «Warum hast du nichts geschrieben?» Wenn er wütend war, duzte er sie.

«Ich habe nichts zu gestehen.»

«Du wirst es noch tun, darauf kannst du dich verlassen», schrie er. «Du wirst genau das schreiben, was wir verlangen. Morgen kommst du zu einem Aussenkommando, da ist frische Luft, da wird dein Kopf vielleicht klarer werden.» Als er hinausging, schlug er die Zellentür heftig hinter sich zu.

Noch am selben Tag wurde sie verlegt. Ihre neue Unterkunft war eine Massenzelle, ein dunkler Raum, in dem Tag und Nacht eine trübe Lampe brannte. Keine Pritschen, dafür faules Stroh am Boden. Der Raum war überfüllt: Kriminelle – die gleichen tätowierten Typen wie in Nowosibirsk.

Sie suchte sich einen Platz im Stroh und drehte sich zur Wand. Ihre Brust schmerzte. Während der Nacht kamen die Wanzen und liessen sie nicht schlafen. Sie lag in dem stinkenden, feuchten Raum und starrte in die Funzel, die unter der Decke brannte. Schlimmer, dachte sie, kann es nicht kommen.

Es kam noch schlimmer. Die Belegschaft der Massenzelle gehörte zum Kommando U-Bahn-Tunnel, und das war ein Kommando, um das niemand beneidet wurde. Morgens um sechs, in eisiger Dunkelheit, bestiegen die Frauen einen Transportwagen, der schon zur Hälfte mit Männern beladen war. Ein Gitter trennte Männer und Frauen; aber es vermochte nicht den Austausch wüster Zoten während der Fahrt zur Arbeitsstelle zu verhindern: schrecklicher Wortbeginn eines schrecklichen Tages. Acht Stunden Schwerarbeit – die Männer hackten den gefrorenen Boden auf, die Frauen schleppten Schienen und Schwellen. Bei jedem Bücken spürte Helga den Schmerz in der Brust, ihr Rücken wurde steif, ihre Arme wurden lahm.

Halb tot fiel sie abends aufs Stroh. Hungrig schlief sie ein, hungrig wach-

te sie auf (die Tagesration: 300 Gramm Brot und eine Schüssel Krautsuppe). Aber sie wollte ihr Kind wiedersehen.

Am Sonntag wusch sie sich gründlich, während die Blatnajas, kopfschüttelnd ob soviel Sauberkeit, zusahen. Als sie dann die Kinderkrippe betrat, als sie die ersten Schreie der Säuglinge hörte, schoss ihr die Milch aus der Brust. Die Schwester kam ihr entgegen. «Dein Kind ist krank. Angina.»

Sie führte sie in den Krankenraum, wo der Junge still in seinem Bettchen lag. Helga nahm ihn hoch und küsste ihn. Seine Stirn glühte, und er lächelte nicht wie sonst, wenn sie ihn im Arm hielt. Niedergeschlagen kehrte sie in die Zelle zurück.

Als sie am nächsten Abend von der Arbeit kam, wurde sie zur Säuglingskrankenstation geholt. Der Junge lag im Isolierzimmer mit fieberrotem Kopf. Die Ärztin sagte: «Es ist Diphtherie. Wir haben Serum gespritzt, wissen aber nicht, ob es noch hilft. Du musst jede Stunde mit dem Schlimmsten rechnen.»

Helga kniete neben dem Bett. «Ich gehe heute nicht weg», sagte sie, «ich kann doch mein Kind nicht allein lassen.»

Die Ärztin schwieg.

«Bitte, Genossin Wratsch!»

«Na schön», sagte die Ärztin, «aber du solltest dir nicht zu viele Hoffnungen machen.»

Sie wachte die ganze Nacht, während das Kind mit seinem erbärmlichen Stimmchen weinte. Gegen Morgen schlief sie endlich ein. Als sie erwachte, war es still. Sie beugte sich über das Bett. Das Kind lag mit bläulichem Gesicht wie tot.

Sie sprang auf, schrie, schrie, bis der Stationsarzt kam. Der untersuchte lange, schüttelte dann den Kopf. «Gehirnhautentzündung», sagte er und deckte ein Leinentuch über das Kind.

Sie riss das Tuch fort. «Nein, Sie müssen etwas tun! Machen Sie, was sie wollen, Genosse Wratsch, schneiden Sie mir eine Hand oder einen Fuss ab, nehmen Sie mein Blut, wenn Sie es brauchen, aber helfen Sie meinem Kind.»

Er sah sie an durch seine Stahlbrille. «Ich kann eine Punktion machen, aber das ist gefährlich bei einem Säugling.»

«Bitte, tim Sie es!»

«Dann brauche ich Ihr schriftliches Einverständnis.»

Sie unterschrieb, und er machte die Punktion. Dann gab er Streptomycin. Er sagte: «Ich habe ein Prozent Hoffnung. Wenn Sie bei dem Kind bleiben und ihm Ihre Milch geben, sind es vielleicht zwei.»

Sie blieb noch einen Tag, und dem Kind ging es besser; das Fieber ging herunter, und es nahm schon Milch. Dann musste sie zurück zum Arbeitskommando. Sie stand wieder im U-Bahn-Tunnel und schleppte Schwellen. Sie schleppte Schwellen und verzehrte sich in Angst um das Kind. Am Abend erlaubte man ihr einen kurzen Besuch. Sie erschrak. Der Junge lag auf dem Fussboden. Die Ärztin sagte: «Wir brauchen das Bett für andere Kinder. Es tut mir leid, aber dein Kind ist nicht mehr zu retten.» Man brachte Helga zurück.

Der Gedanke an ihr Kind, das schwach und hilflos auf dem Fussboden lag, machte sie halb verrückt, und während sie wieder im U-Bahn-Tunnel Schwellen trug, dachte sie, dass sie sich umbringen würde, wenn der Junge starb. An diesem Tage entdeckte sie das Bild in der Zeitung, und das verwandelte ihre Verzweiflung in Wut und Aufsässigkeit. Wut und Aufsässigkeit sind in Russland oft die richtigen Mittel, das wusste sie nicht, aber sie sollte es erfahren.

Die Zeitung – vielleicht hatte der Bauführer sie gerade weggeworfen – war fast neu, ganz unbeschädigt, und auf jeden Fall brauchbar, als Einlage in den Schuhen verwendet zu werden. Bevor Helga sie einsteckte, überflog sie die erste Seite, und da fand sie das Bild. Es stellte einen Säugling dar, der in einer Kommodenschublade lag. Sie las den Text: *Kein Bett für ein Arbeiterkind im kapitalistischen England*. In einem Kommentar verbreitete sich der Redakteur über die Not der werktätigen Klasse im kapitalistischen Westen.

Das Bild des Säuglings mit dem albernem Text regte sie auf. Sie dachte: wenn mein Kind wenigstens eine Schublade hätte wie dieses englische Baby, aber es liegt auf dem Fussboden, und niemand kümmert sich mehr darum. Man müsste es ihnen sagen, man müsste es ihnen schreiben, vielleicht wird es dann besser, vielleicht wissen die da oben gar nicht, wie es in einem Gefängnis zugeht.

Sie erinnerte sich daran, dass Zina gesagt hatte, der Präsident Schwemik sei für Begnadigungen zuständig, und am Abend sagte sie zu der Aufseherin, sie wolle an den Untersuchungsrichter schreiben, um ein Geständnis zu machen.

Die Aufseherin brachte ihr sofort zwei Briefbogen und zwei Umschläge. In den ersten Umschlag legte Helga das Bild des Säuglings aus der Zeitung. Dazu schrieb sie: «An den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets, Genossen Schwemik. Ich weiss nicht, ob mein Gnadengesuch Sie erreichen wird, denn ein Mensch hat wenig Bedeutung in der Sowjetunion. Darum schicke ich Ihnen dieses Bild mit und frage Sie: Warum kümmert sich die Sowjetunion um das Elend anderer Menschen, wenn sie das Elend

im eigenen Lande übersieht? Ich wäre froh, wenn mein Kind heute in einer Kommodenschublade schlafen könnte. Aber mein Kind hat das Glück nicht, es liegt im Gefängnis auf dem Fussboden, sterbenskrank, und ich weiss in dieser Minute nicht, ob es noch lebt. Es ist das Kind eines sowjetischen Obersten, der an allen Fronten gekämpft hat, um seine Heimat zu verteidigen. Als Dank dafür hat er zehn Jahre bekommen, und sein Kind liegt im Sterben. Sollten Sie meinen Brief erhalten, so bitte ich Sie, befreien Sie mich von diesen Qualen. Ich bin bereit, nur Ihnen persönlich das zu gestehen, was ich in meinem Prozess verschwiegen habe. Sollten Sie mich nicht begnadigen, dann, bitte, lassen Sie mich erschiessen. Doch bevor ich sterbe, Genosse Schwemik, möchte ich von Ihnen erfahren, ob es in der Sowjetunion ein Menschenrecht gibt; denn ich bin keine Russin.»

Einen zweiten Brief schrieb sie an den Natschalnik der Butirka: «Das Geständnis, das von mir verlangt wird, mache ich nur dem Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets, Genossen Schwernik. Sie bitte ich, Genosse Natschalnik, mich bei meinem sterbenskranken Kind zu lassen, um es zu pflegen, denn mein Kind ist kein Häftling und hat Anspruch auf gute Versorgung.»

Den Brief an den Gefängnisdirektor gab sie am anderen Morgen der Aufseherin, den an den Präsidenten Schwemik versteckte sie in ihrer wattierten Arbeitsjacke. Sie war nun besessen von dem Wunsch, dass dieser Brief sein Ziel auch erreichen möge. Im U-Bahn-Tunnel richtete sie es ein, dass sie mit dem Brigadier eine Zeitlang allein war. Es war ein hässlicher Mann mit einem leicht schielenden Auge, aber er war ein guter Mensch, der niemanden quälte. Sie wusste, dass er sie gern mochte, schon öfter hatte er ihr ein Stück Brot zugesteckt, einmal sogar süsses Brot mit gepressten Nüssen. Sie machte ihm Komplimente, sagte, dass sie froh sei, ihn zum Brigadier zu haben.

Er freute sich. «Leider», sagte er, «habe ich heute nichts zu essen für dich, Töchterchen. Willst du eine Papirossa?»

«Nein, danke», sagte sie. «Aber könnten Sie für mich diesen Brief frankieren und in den Kasten werfen?»

Er sah auf die Adresse. «Ein Gnadengesuch, wie? Es wäre besser, wenn das dein Vater oder deine Mutter für dich täte.»

«Meine Eltern sind in Deutschland und wissen nicht, wo ich bin.»

Und schon kamen die Tränen. Er nahm sie in den Arm und tätschelte sie halb väterlich. «Weine nicht, Töchterchen, ich werde den Brief besorgen.»

Vier Tage später ereignete sich etwas ganz Ausserordentliches: Das U-Bahn-Kommando brauchte nicht zur Arbeit, dafür mussten die Frauen die Zelle schrubben, das verfaulte Stroh verschwand, und frisch gefüllte Strohsäcke wurden verteilt. Die Verpflegung kam mit Verspätung, aber sie war doppelt so reichlich und doppelt so gut wie gewöhnlich. Alle Häftlinge wurden zum Duschen geführt. Helgas Hemd war steif von Milch und wimmelte von Läusen; aber sie brauchte es nicht mehr anzuziehen, die Häftlinge bekamen frische Wäsche.

Am Nachmittag wurde sie zum Natschalnik geführt. Er fragte, wie es ihr gehe, und sie sagte, dass sie sich wegen ihres Kindes Sorgen mache, und brach in Tränen aus.

«Nicht doch», sagte er freundlich, «dein Kind ist am Leben, du brauchst die Hoffnung noch nicht aufzugeben, die Ärzte tun, was sie können. Am besten ist es wohl, du ziehst wieder in die Säuglingskrankenstation.» Von ihrem Brief sagte er nichts.

Das Kind lag in einem frisch bezogenen Bett, und das tröstete sie, obwohl es noch immer schwach und apathisch war. Sie fragte den Stationsarzt, ob eine Bluttransfusion nicht helfen würde. Er sah nicht sehr hoffnungsvoll aus, aber er machte die Transfusion. «Damit Sie sehen, dass Ihr Kind zu seinem Recht kommt», sagte er.

Am anderen Tag löste sich das Rätsel der grossen Geschäftigkeit und der ungewohnt guten Behandlung. Es kam eine Kommission zur Besichtigung der Butirka.

Es waren fünf Männer und zwei Frauen. Mit ernsten Mienen gingen sie umher, besichtigten alles, stellten viele Fragen, schienen befriedigt und gingen wieder, begleitet vom Natschalnik.

Am nächsten Tag wurde die Verpflegung wieder schlechter, und der Ton der Aufseher war wieder so unfreundlich wie zuvor, und das Waschen fand wieder unter den wenigen tröpfelnden Wasserhähnen statt.

Aber die Besichtigung hatte doch einen Vorteil: Helga durfte bei ihrem Kind bleiben. War das alles die Folge ihres Briefes an den Präsidenten Schwernik? Sie wusste es nicht, es war ihr auch gleichgültig, ihr ganzes Interesse galt ihrem Kind. Alle halbe Stunde gab sie ihm zu trinken, denn zu mehr als drei oder vier Schlucken hatte es nicht die Kraft. Aber sie spürte, wie es jedesmal ein klein wenig besser ging, und ihre Hoffnung wuchs.

Dann kam der 13. März 1950, und dieses Datum brachte zum drittenmal eine entscheidende Wende in ihrem Leben.

Sie wurde um sechs Uhr geweckt, und nachdem sie das Kind genährt hat-

te, führte man sie zum Baden. Man gab ihr wiederum frische Unterwäsche und neue Gefängnis Kleidung. Als sie in das Isolierzimmer zurückkam, wartete ein reichliches Frühstück auf sie. Danach wurde sie zum Friseur geführt, ihr Haar wurde gewaschen und nach ihren Wünschen in Locken gedreht.

«Was ist los?» fragte sie die Schwester, als sie auf die Station zurückkehrte. «Werde ich verlegt? Ich gehe nicht ohne mein Kind.»

Die Schwester sagte: «Machen Sie sich keine Sorgen. Soviel ich weiss, werden Sie am Abend zurück sein.»

Um zehn wurde sie von zwei MWD-Offizieren, einem Hauptmann und einem Leutnant, abgeholt. Im Hof stand ein Gefängniswagen. Sie stiegen ein, und der Wagen fuhr in die Stadt.

Der Wagen hielt im Innenhof eines schlossartigen, ockerfarbenen Gebäudes, und nun begann ein geheimnisvolles Hin und Her, dessen Sinn Helga lange nicht begriff. Die beiden Offiziere gaben sich auch keine Mühe, es ihr zu erklären. Zwischen ihnen durchschritt sie ein steinernes Portal. Es ging durch lange helle Korridore, deren Wände von rosa Marmor glänzten, in einen marmornen Saal, in dem viele Menschen wartend herumstanden. Der Hauptmann trat an einen Schalter, zeigte einen roten Ausweis vor und bekam einen gelben Zettel. Sie verliessen den Saal mit den wartenden, flüsternden Menschen, durchschritten wieder endlose Korridore, die alle mit Marmor verkleidet waren. Sie betraten verschiedene Zimmer, und verschiedene Sekretärinnen drückten verschiedene Stempel in das rote Buch, das der Hauptmann ihnen vorlegte. Schliesslich bekam der Hauptmann von einem Zivilisten ein Aktenstück überreicht, zwei Finger dick. Das klemmte er unter den Arm, und danach ging es zwei breite Treppen hinauf und in einen Gang, der ganz menschenleer war. Blutrote Läufer verschluckten das Geräusch ihrer Schritte. Vor einem Zimmer standen zwei Posten. Der Hauptmann zeigte einen Zettel vor, und einer von ihnen öffnete die Tür. Sie traten ein.

In dem Zimmer sass hinter einem grossen Schreibtisch ein Major. Der Hauptmann überreichte ihm das Aktenstück, und der Major schob Helga ein Buch hin. «Bitte, tragen Sie sich ein.»

Sie schrieb ihren Namen in das Buch und wusste noch immer nicht, was das alles bedeuten sollte.

Der Major entliess den Hauptmann und den Leutnant mit einer kameradschaftlichen Handbewegung. «Nehmen Sie Platz», sagte er zu Helga. Er war nicht älter als fünfunddreissig, ein kräftiger, breitschultriger Mann mit Lachfältchen in den Augenwinkeln.

Sie sass und blickte befangen zum Fenster hinaus. Durch das Fenster sah sie einen der Kreml-Sterne in der Vormittagssonne blitzen.

«Rauchen Sie?» Der Major hielt ihr ein Etui hin, und sie nahm eine Zigarette. Ihre Hände zitterten. «Aber nicht doch», sagte er und gab ihr Feuer. «Hier tut Ihnen niemand etwas.»

Das Telefon klingelte, und er hob ab. «Ja, sie ist da», sagte er, stand auf und nahm das Aktenstück.

Im gleichen Augenblick ging eine Tür auf, und ein Zivilist sagte: «Kommen Sie!»

Sie betraten einen grossen Raum, dessen feierlich prunkvolle Einrichtung Helgas Befangenheit noch verstärkte: Kristalleuchter unter spiegelnder Marmordecke, ein kostbarer Teppich, ein riesiger Panzerschrank, ein Diplomatenschreibtisch, matt glänzend, mit vielen Telefonen.

Ein alter Mann in dunklem Anzug und silbergrauer Krawatte trat auf sie zu. Eine Weile sah er sie forschend an; dann wies er auf einen Sessel. «Setzen Sie sich.»

Helga gehorchte, und der nette Major und der Zivilist setzten sich in zwei andere Sessel.

Der alte Mann blieb stehen. «Wie heissen Sie?»

«Jelena Kirillowna Puschkowa», sagte sie mit belegter Stimme. «Verheiratet mit Oberst Andrej Nikolajewitsch Sidrow.»

Der alte Mann nickte. «Wissen Sie, wer ich bin?»

Sie schüttelte schüchtern den Kopf.

«Ich bin der Präsident Schwemik.»

Sie erhob sich halb erschrocken, halb ehrfürchtig aus ihrem Sessel. Sie wusste, dass sie vor dem Staatsoberhaupt der Sowjetunion stand, und obwohl sie an ihn, den Präsidenten Schwernik, ihren Brief gerichtet hatte, hatte sie nicht im entferntesten mit einer persönlichen Begegnung gerechnet.

Er lächelte väterlich. «Bleiben Sie doch sitzen.» Dann griff er nach einem Bogen Papier. «Ich habe Sie wegen dieses Briefes kommen lassen.» Er hielt ihr den Bogen hin. «Das haben Sie doch geschrieben?»

«Ja», sagte Helga.

Genosse Schwemik wandte sich wieder dem Schreibtisch zu und hob den Zeitungsausschnitt mit dem englischen Baby hoch, den sie ihrem Brief beigelegt hatte. «Was stört Sie eigentlich an dem Bild?» Helga antwortete: «Als ich es sah, lag mein Kind im Gefängnis auf dem Fussboden. Da habe ich gedacht: Statt den Westen schlechtzumachen, sollten sie lieber...»

Sie wurde von dem unbekanntem Zivilisten unterbrochen. «Was geht Sie der Westen an?» fragte er scharf. «Was wollen Sie überhaupt, Sie Mücke? Wollen Sie Unruhe stiften?»

«Nein», antwortete Helga, «ich will nur mein Recht.»

Der Unbekannte geriet in Zorn. Er hatte eine scharfgeränderte Narbe auf der Wange, und diese Narbe begann zu glühen. «Ihr Recht? Bei uns bekommt jeder sein Recht. Sie sollten sich schämen, als Sowjetbürgerin so zu reden.»

«Ich bin gar keine Sowjetbürgerin», sagte sie und geriet nun auch in Erregung, «ich bin auch keine Russin. Ich habe das alles satt, und es ist mir lieber, wenn Sie mich erschiessen, als wenn ich ...»

«Schweigen Sie!» schrie er sie an.

Sie zuckte unter seiner groben Stimme zusammen, und es kamen ihr augenblicklich die Tränen (sie weinte so leicht, seit sie ewig in Angst um ihr Kind lebte). Wer war dieser Mann, dass er sich erlaubte, in Gegenwart des Präsidenten Schwemik so laut zu reden? Sie wischte sich mit dem Ärmel ihrer Gefängnisbluse die Tränen aus dem Gesicht; da zog der nette Major ein Taschentuch und reichte es ihr.

«Danke», schluchzte sie.

Die Männer sahen voller Ernst zu, wie sie sich die Nase putzte; dann nahm der Unbekannte wieder das Wort, und seine Stimme war jetzt ruhig und sachlich: «Sie haben in Ihrem Brief geschrieben, dass Sie nur dem Genossen Schwemik ein Geständnis machen wollen. Also, wie steht es nun damit? Vielleicht ist es gut für Sie, zu wissen, dass wir auch Spione begnadigen.»

«Ich bin doch keine Spionin», sagte sie, «bitte glauben Sie mir. Ich bin Deutsche, das ist mein einziges Verbrechen.»

Der Unbekannte klappte das Aktenstück auf, das ihm der Major übergeben hatte, und blätterte mit hochgezogenen Augenbrauen darin. «Das einzige Verbrechen?» sagte er. «Und was ist das für ein Fluchtversuch mit zwei deutschen Ingenieuren?»

Der Genosse Schwemik hob die Hand und sagte mit freundlichem Tadel: «Wir führen hier kein Verhör durch.» Dann nickte er Helga zu. «Also, nun schütten Sie Ihr Herz aus.»

Sie zögerte, wusste nicht, wie und wo sie anfangen sollte.

Der Unbekannte sah sie an mit seinem bleichen, humorlosen Gesicht. «Ich rate Ihnen, alles zu sagen. Diese Chance wird sich nicht wiederholen. Wir können Ihnen nur helfen, wenn Sie die Wahrheit sagen.»

Und Helga gestand.

Sie erzählte eine Stunde lang, nur gelegentlich durch Zwischenfragen unterbrochen, und zum erstenmal sagte sie die ganze Wahrheit, ohne etwas auszulassen. Es war erleichternd, nichts mehr verschweigen zu müssen. Zum Schluss sagte sie: «Ich habe vieles falsch gemacht, und am meisten bedrückt mich, dass mein Mann meinetwegen verurteilt worden ist. Aber ich wollte ja fliehen, um ihn nicht in Schwierigkeiten zu bringen. Auch das war falsch, das sehe ich heute ein. Aber ich schwöre, dass ich nie etwas mit Spionage zu tun gehabt habe und dass mein Mann von meiner Flucht nichts wusste.»

Sie sah Schwemik an und sagte: «Was Sie mit mir tun, Genosse Präsident, ob Sie mich erschiessen oder wieder einsperren lassen, ist mir gleichgültig. Ich bitte Sie nur um eines: Helfen Sie meinem Kind. Sein Vater ist Offizier der Sowjetarmee, er hat den ganzen Krieg über für sein Vaterland gekämpft und ist nicht schuldig an dem, was ich getan habe.»

«Wo ist das Kind jetzt?» fragte der Genosse Schwemik.

Sie antwortete: «Dank der Kommission, die kürzlich das Gefängnis besichtigte, liegt es nicht mehr auf dem Fussboden. Aber es ist noch sehr krank, und ich weiss nicht, ob es durchkommen wird.»

Die Sitzung wurde unterbrochen, und Helga wurde in ein Vorzimmer geführt. Dort sass sie lange auf einem Ledersofa und betrachtete ein Stalinbild, das an der gegenüberliegenden Wand hing, und beim Anblick seines biederen schnurrbärtigen Gesichts schien es ihr unglaublich, dass er von den Grausamkeiten wisse, die in seinem Reich geschahen.

Schliesslich kam der nette Major herein, fragte, ob sie Hunger habe, und führte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, in einen anderen Raum. Er sah höflich zum Fenster hinaus, während sie von einer Platte mit belegten Broten ass. Sie ass die ganze Platte leer, ohne sich zu genieren; wusste sie denn, ob sie je wieder im Leben ein solches Essen bekommen würde?

«Gut», sagte er, «einen gesunden Appetit haben Sie.»

Er bot ihr eine Zigarette an, und während sie rauchten, bemerkte sie plötzlich, dass er auf ihre Beine starrte. Ihr fielen die Gummiringe ein, die sie als Strumpfbänder benutzte, und verlegen zog sie das Gefängniskleid über ihre Knie. Er lächelte. «Sie können Ihre Beine getrost sehen lassen.» Dann warf er einen Blick auf die Uhr. «Gehen wir», sagte er.

Er führte sie wieder ins Zimmer des Präsidenten. Der Genosse Schwemik sass hinter seinem Schreibtisch, neben ihm stand der Unbekannte mit der

Narbe, und ein dritter Mann sass an der Schmalseite des Schreibtisches.

Der Unbekannte sagte: «Geben Sie uns jetzt die Adressen Ihrer Angehörigen in Deutschland.»

Helga nannte die Güstener Adresse, und der Mann am Schreibtisch schrieb mit.

«Und nun noch den Namen und die Adresse der Schwester des Dr. Stremilow.»

«Wozu wollen Sie das wissen?» sagte Helga. «Wollen Sie sie verhaften?»

«Wir wollen Ihre Angaben nachprüfen», sagte der Unbekannte gereizt, «und wenn sie stimmen, wird der Frau nichts geschehen.»

Zögernd gab sie ihm Sonjas Adresse.

«Danke. Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, wir hätten die Adresse auch so herausgefunden: aber so geht es schneller.» Er sah den Genossen Schwemik an und nickte leicht.

Der erhob sich, kam um den Schreibtisch herum, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte: «Wenn Sie die Wahrheit gesagt haben, werden Sie begnadigt werden.» Er deutete auf den Unbekannten. «Ihr weiteres Schicksal liegt jetzt in der Hand des Genossen Abakumow, er wird Ihre Angaben nachprüfen. Was mich betrifft, so möchte ich glauben, dass Sie die Wahrheit gesagt haben.» Er reichte ihr die Hand. «Ihr Kind wird jetzt in einer Moskauer Kinderklinik behandelt werden. Was weiter mit Ihnen geschieht, wird der Genosse Abakumow Ihnen sagen. Ich wünsche Ihnen viel Glück.»

Der Genosse Abakumow sagte mit strengem Gesicht: «Zunächst werden Sie zusammen mit ihrem Kind in der Klinik untergebracht. Im Übrigen wird sich Major Tschemischow um Sie kümmern.»

Einen Augenblick war sie starr vor Freude. «Ich danke Ihnen», stotterte sie, dann fiel sie ihm plötzlich um den Hals und küsste ihn. Er stiess sie von sich, lachte dann aber und errötete leicht, indem er den Genossen Schwemik ansah.

«Nun kommen Sie!» sagte Major Tschemischow ebenfalls lachend und schob sie ins Vorzimmer. Dort verwandelte sich sein Gelächter in leises Grinsen. Kopfschüttelnd sagte er: «Sie sind bestimmt die erste Gefangene, die den Genossen Abakumow geküsst hat.»

Sie wurde rot. «Wer ist das denn?»

Er schüttelte wieder den Kopf und erklärte ihr, dass sie den Minister für Staatssicherheit geküsst habe. Dann liess er sie allein. Sie sass abermals auf dem Sofa, blickte zum Fenster hinaus auf den roten Stern des Kremlturms

und versuchte, sich alles ins Gedächtnis zurückzurufen. Das also war der Genosse Schwemik, der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets, und er hatte sich persönlich um sie, die kleine Strafgefängene, und ihr Kind gekümmert. Verdiente das nicht Bewunderung? (Viele Jahre später werden ihr die Sowjetfachleute in Westdeutschland sagen, es könne dies unmöglich der wirkliche Schwernik gewesen sein, allenfalls habe ihr der Sicherheitsdienst einen falschen Schwemik präsentiert, um ihr das Geständnis zu entlocken; aber sie glaubt es besser zu wissen.)

Draussen begann es zu dunkeln, und der Stern auf dem Kremelturm leuchtete blutrot, da kam Major Tschernischow zurück. «Ihr Kind», sagte er, «befindet sich bereits in der Klinik.» Er sah sie von oben bis unten an. «Und jetzt müssen wir Sie erst mal vernünftig einkleiden. So können Sie in der Klinik nicht aufkreuzen.»

Neuntes Kapitel

Das Moskau des Jahres 1950 war nicht gerade reich an Verbrauchsgütern; trotzdem war es für eine Strafgefängene ein Paradies. Vor dem Kaufhaus sagte Major Tschernischow: «Die Gefängnisjacke wollen wir lieber ausziehen, es muss ja nicht jeder wissen, woher Sie kommen.» Er warf die Jacke in den Fond seines Dienstwagens, und Helga folgte ihm in Rock und Bluse durch den erleuchteten Eingang. Er ging auf einen Verkäufer zu und zeigte seinen roten Ausweis. «Genosse», sagte er, «dies ist meine kleine Schwester, sie kommt aus der Ukraine, und ich möchte sie von Kopf bis Fuss neu einkleiden.»

Als sie eine Stunde später das Kaufhaus verliessen, hatte sich Helga in eine zivile Person städtischen Zuschnitts verwandelt.

Der Major lächelte. «Hübsch sehen Sie aus!»

Auf dem Weg zum Wagen fragte sie: «Fahren wir jetzt in die Klinik?»

«Warum so eilig? Ihr Kind ist gut versorgt. Haben Sie keinen Hunger?»

«Hunger habe ich fast immer.»

«Das hatte ich mir gedacht», sagte er und gab dem Fahrer die Adresse eines Restaurants in der Majakowskistrasse.

Sie assen Hühnerfrikassee und tranken Krimwein dazu. Am anderen Ende

des grossen Raumes spielte eine Kapelle ein trauriges Volkslied. Helga, nach halbjähriger Haft musikalischer Süsse entwöhnt, lauschte hingeeben; aber Major Tschemischow hatte für Sentimentalitäten nichts übrig: «Jetzt müssen Sie gut zuhören, Jelena Kirillowna, es ist wichtig für Sie.»

Gehorsam sah sie ihn an.

«Ich bringe Sie jetzt in die Klinik. Da sind Sie schon angemeldet, unter dem Namen Puschkowa, den behalten Sie vorläufig, das ist einfacher für alle Teile.»

«Für alle Teile?»

«Nun, für Sie, für die Behörden und alle Dienststellen, mit denen Sie bisher zu tun hatten. Sie werden mit zwei anderen Frauen auf einem Zimmer liegen. Wenn man Sie nach Ihrem Mann fragt, dann sagen Sie, dass er in Wladiwostok auf Dienstreise ist.»

«Warum?»

«Warum? Wollen Sie denen erklären, dass Ihr Mann ...»

«Nein, nein», sagte Helga.

«Ich werde Sie oft besuchen», fuhr er fort, «der Genosse Abakumow hat mir das ausdrücklich aufgetragen. Wenn man Sie fragt, wer ich bin, dann sagen Sie, ich sei der Bruder Ihres Mannes.»

«Ja.»

«Die Klinik ist erstklassig. Sehen Sie zu, dass Ihr Kind möglichst bald gesund wird.»

«Selbstverständlich», sagte sie. «Und dann? Bin ich dann frei?»

Er hob die Schultern. «Das werden Sie schon erfahren. Ins Gefängnis werden Sie jedenfalls nicht zurück müssen.»

«Aber wohin komme ich, wenn ich nicht freigelassen werde?»

«Sie fragen zuviel, Jelena Kirillowna.» Er füllte die Gläser. «Und jetzt trinken wir Brüderschaft. Als Ihr Schwager muss ich zu Ihnen sagen und umgekehrt. Ich heisse Michail Wladimirowitsch, und meine Freunde sagen Mischa zu mir.»

Sie stiessen an. «Na sdorowje, Jelena.»

«Na sdorowje, Mischa.»

Vor dem Krankenhaus belud er sich mit ihren Paketen und begleitete sie zur Aufnahme. Als die Schwester Helgas Pass verlangte, zeigte er wortlos seinen roten Ausweis und gab ihr einen Überweisungsschein vom Ministerium, damit war die Sache in Ordnung.

Während sie mit dem Lift nach oben fuhren, sagte er: «Jetzt möchte ich noch deinen Sohn sehen.»

Der Junge lag in einem Raum, der vor Sauberkeit blitzte. Er schlief fest.

Mischa beugte sich über ihn. «Das ist aber ein kleiner Bürger», sagte er. «Wie heisst er denn?»

«Alexander.»

«Alexander der Grosse», sagte er und lachte. «Sieh mal, wie winzig seine Finger sind.»

«Du tust so, als ob du noch keinen Säugling gesehen hättest.»

«Nicht aus der Nähe», sagte er, «ich bin ja Junggeselle.» Er lächelte die Schwester an. «Passen Sie gut auf meinen Neffen auf.»

Zwei Tage später kam er wieder, in Zivil. Er war nicht allein; ein Mann in mittleren Jahren begleitete ihn. Mischa sagte: «Das ist mein Freund Pawel Antonowitsch Sudoplatow. Er hat mir beim Einkaufen geholfen.» Sie waren beladen mit Geschenken: ein Strauss Rosen, ein Paket Babywäsche, ein Obstkorb, eine Schachtel Pralinen, eine Flasche Parfüm Marke «Krem!» und Spielzeug für den kleinen Alik: eine Kinderrassel und ein Gummiball.

Mischa sagte: «Die Rosen sind von der Krim, ich finde, das verdient erwähnt zu werden.» Während er sich über ihr Kind beugte und ihm die Rassel hinhielt, betrachtete sein Freund sie mit fast unhöflicher Aufmerksamkeit. Er war ein grosser Mann mit angegrautem Haar und Augenbrauen so dicht und breit wie Bürsten. Sein durchdringender Blick war ihr unheimlich, und sie dachte, dass er als Freund für Mischa eigentlich zu alt sei.

Sie blieben nicht lange. Als sie sich verabschiedeten, sagte Sudoplatow: «Ich wünsche Ihnen gute Besserung. Und wenn Sie gesund sind, treffen wir uns hoffentlich wieder.»

«Ganz sicher», sagte Mischa, und dann versprach er sich. Denn an der Tür sagte er höflich zu Sudoplatow: «Nach Ihnen, Towarischtsch Natschalnik.»

Am anderen Tag fragte sie ihn: «Was war mit deinem Freund gestern? Weshalb hat er mich die ganze Zeit so angesehen?»

Er blinzelte sie fröhlich an. «Wahrscheinlich gefälltst du ihm genauso gut wie mir. Hast du keine anderen Sorgen? Kümmer dich lieber darum, dass dein Junge bald gesund ist.»

Da fragte sie nicht weiter. Sie war aus dem Gefängnis heraus, es ging ihr gut, und ihr Kind war in erstklassiger ärztlicher Behandlung.

Mischa besuchte sie jeden Tag. Sie gewöhnte sich an ihn, und wenn er sich verspätete, wurde sie ungeduldig. Er war der einzige hier, der ihre Geschichte kannte, und so fühlte sie sich mit ihm eng verbunden. Er war gross und kräftig und für sein Alter fast zu dick. Er hatte etwas Bäuerliches an sich, nicht nur in seiner Art zu reden und sich zu benehmen; das machte ihn

anziehend und erweckte Vertrauen bei ihr, obwohl sie wusste, dass er Offizier des gefürchteten Staatssicherheitsdienstes war.

Nach vier Wochen erklärte der Arzt, das Kind sei gesund. Die ganze Zeit hatte sie sich das gewünscht, nun überkam sie die Angst vor der Zukunft. Nervös wartete sie auf Mischas Besuch. Er kam wie üblich in strahlender Laune, wusste auch schon von der Entlassung. «Draussen ist Frühling, dein Junge braucht frische Luft.»

«Aber wohin soll ich, Mischa?»

«In deine neue Wohnung. Morgen früh um zehn hole ich dich ab.»

Die Wohnung, die er ihr besorgt hatte, lag am Gorkiufer 73 im zweiten Stock eines Mietshauses: ein helles Zimmer mit Bad, Kochgelegenheit und Balkon, komplett eingerichtet. In der Ecke stand ein knallroter Kinderwagen. Sie legte ihren Sohn hinein und fuhr damit im Zimmer herum.

Mischa öffnete die Tür zum Balkon und liess die Frühlingsluft hereinströmen. «Gefällt's dir hier?»

Sie liess den Wagen stehen und ging zu ihm hin. «Mischa, warum tust du das alles?»

Er blickte zur Decke. «Du fragst wieder mal zuviel.»

«Ja, und jetzt will ich eine Antwort, sonst komme ich um vor Angst. Ich weiss, dass man nichts umsonst...»

«Papperlapapp», sagte er. «Es ist meine Aufgabe, dir zu helfen. Ich habe die Verantwortung für dich gegenüber dem Staat übernommen.»

«Auf Befehl also.»

«Klar.» Er nahm sie bei den Schultern. «Aber ich habe noch niemals einen Befehl so gern ausgeführt, Jelena. Ich bin nämlich verdammt verliebt in dich.»

«Du weisst, dass ich verheiratet bin.»

«Natürlich», sagte er. «Aber deinem Mann kann ich nicht helfen. Er kann froh sein, dass es dir und deinem Kind gutgeht. Denk jetzt nicht an ihn, denk an dich und an dein Kind.»

Sie beschrieb mit der Hand einen Halbkreis durchs Zimmer. «Was werde ich dafür tun müssen?»

«Du wirst mit uns arbeiten.»

«Mit wem?»

«Mit dem Staatssicherheitsdienst. Das ist die grösste Auszeichnung, die einer Sowjetbürgerin zuteil werden kann.»

«Und wenn ich nicht will, Mischa?»

Er zog sie langsam an sich. «Wenn ich mich nicht irre, hast du noch eine

Strafe von neun und eine weitere von sechs Jahren abzusitzen.» Er zog sie noch näher und rief: «Ach, was reden wir da für einen Unsinn. Du bist frei, und dein Kind ist gesund. Möchtest du, dass sich das alles wieder ändert?»

«Nein», sagte sie und wusste, dass sie alles tun würde, um ihre Freiheit zu bewahren.

Zehn Tage später überfielen sie plötzlich Zweifel, ob sie diesem Entschluss auch treu bleiben würde. Mischa sagte: «Morgen wirst du dich in der Zentrale melden, und dann fängt ein neues Leben für dich an.»

«Was für ein neues Leben?»

«Die Ausbildung. Du musst viel lernen, Lenotschka.»

«Und wo bleibt mein Kind?»

«Das bringen wir in einem Heim unter.»

«In einem Heim? Nie!»

Er versuchte geduldig, sie zu überreden, aber sie blieb fest. «Du bist stur wie ein Panzerkreuzer», sagte er, und nachdem er sie eine Weile ohne Erfolg beschimpft hatte, verfiel er auf einen andern Ausweg. «Dann wird meine Mutter den Jungen solange übernehmen.»

«Was? Du hast eine Mutter? Wo?»

«Hier in Moskau. Ich wohne mit ihr zusammen. Ich werde sie fragen, ob sie einverstanden ist.»

Seine Mutter war einverstanden, und am nächsten Tage, bevor sie zur Zentrale fuhren, brachten sie den kleinen Alik zu ihr. Anna Semjonowna Tschemischowa war eine Frau von sechzig, grauhaarig und dick und ebenso vertrauenerweckend wie ihr Sohn. Man sah ihr die Freude darüber an, dass sie das Kind versorgen durfte, und vorläufig war Helga beruhigt.

Vorläufig. Bis sie etwas später in der Dsiershinskij Strasse vor einem grossen Gebäude aus Mischas Dienstwagen stieg. Sie blickte die weisse Fassade mit den unzähligen Fenstern hinauf und erschrak. Sie stand wie ein scheuendes Pferd und ging keinen Schritt mehr vorwärts.

«Nun komm schon», sagte Mischa und zog an ihrem Arm.

Sie schüttelte den Kopf. «Das ist doch die Lubjanka. Was soll das, Mischa? Hier will ich nie wieder hin.»

Er lachte: «Du musst aber, Lenotschka. Hier ist die Zentrale.»

Sie zitterte am ganzen Leib, und es dauerte eine Weile, bis er sie überredet hatte, mit hineinzugehen. Was bleibt mir denn anders übrig, dachte sie, hinein muss ich auf jeden Fall, entweder so, wie ich jetzt bin, oder so wie früher.

Mischa zeigte einem Feldwebel seinen Ausweis. Sie betraten einen Seitenflügel; mit dem Fahrstuhl ging es in den fünften Stock und dann einen langen Korridor entlang (bin ich hier nicht schon mal gegangen?). Vor dem Zimmer 540 blieb Mischa stehen und klopfte. Eine Stimme rief: «Herein!» Sie traten ein, und ein Leutnant sagte zu Mischa: «Sie werden bereits erwartet, Genosse Major.» Er öffnete eine Tür, und sie betraten ein weiteres Zimmer. Es war sehr hell, und die Sonne schien grell durchs Fenster.

Ein Mann trat auf Helga zu. Erst als er vor ihr stand und die Sonne sie nicht mehr blendete, erkannte sie ihn. Es war Pawel Antonowitsch Sudoplatow. Er trug die Uniform eines Generals mit den blauen Streifen des MGB * auf den Schulterstücken. Während sie ihn überrascht und äusserst verlegen ansah, sagte er lächelnd: «Guten Tag, Genossin Puschkowa. Sie sehen blendend aus. Wie geht es Ihrem Söhnchen?» Ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: «Ich habe Sie gerufen, damit wir die Formalitäten erledigen für Ihre Aufnahme in den Staatssicherheitsdienst.» Er nahm ein paar Formulare vom Schreibtisch. «Bevor wir uns weiter unterhalten, füllen Sie diesen Fragebogen aus; aber sorgfältig bitte.»

Bevor sie ein Wort hatte sagen können, war sie schon wieder draussen im Vorzimmer und sass mit Mischa über dem Fragebogen. Es waren 24 Fragen, und sie waren gar nicht einfach zu beantworten, zum Beispiel die nach den Verwandten, die im Ausland lebten. Sie brauchte ein Extrablatt, um alle Angehörigen ihrer engeren und weiteren Familie aufzuzählen. Nach zwei Stunden war sie fertig. Sie unterschrieb, und Mischa brachte das Werk ins Zimmer des Generals.

Sie sass und wartete. Sie hörte die murmelnden Stimmen Mischas und des Generals und dachte: Die werden mich nie nehmen, nicht mit den vielen Verwandten im Ausland. Und eine Mitarbeiterin des sowjetischen Geheimdienstes, die früher BDM-Gruppenführerin war, das ist doch unmöglich ...

Mischa erschien in der Tür. «Kommen Sie, Genossin.»

General Sudoplatow sass hinter dem Schreibtisch und hielt ihren Fragebogen in der Hand. «Grossartig», sagte er, «wirklich grossartig! Fremdsprachen Polnisch und Deutsch, dazu Ukrainisch, und das ganze Mädchen ist noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt und sieht aus wie —» seine Augen gingen an ihr herunter «... nun, wie so ein Mädchen

* MGB = Ministerium für Staatssicherheit, etwa mit dem SD des Dritten Reiches zu vergleichen.

eben aussehen sollte.» Er legte den Fragebogen fort. «So etwas wie Sie haben wir schon lange gesucht.»

Helga, die solche Lobreden nicht erwartet hatte, schwieg verschüchtert. Sudoplatow sah sie freundlich an. «Ja, Genossin, das Leben ist schon sehr merkwürdig, nicht wahr? Hier in der Lubjanka sind Sie als Untersuchungsgefangene gewesen, und nun haben Sie die Ehre, im selben Haus in den Staatssicherheitsdienst aufgenommen zu werden.» Er strich sich über das dicke graue Haar. «Natürlich ist die Aufnahme freiwillig. Wir zwingen niemanden in der Sowjetunion zu solchen Dingen.»

Er sprach wie ein väterlicher Freund, das machte ihr Mut, und sie sagte: «Wenn das so ist, Genosse Sudoplatow, dann möchte ich mich lieber nicht verpflichten, sondern nach Deutschland zurückkehren.»

Der General schwankte eine Weile zwischen Ärger und Belustigung, schliesslich zog er die dicken Augenbrauen zusammen. «Ich fürchte, Genossin, Sie sehen die Dinge nicht realistisch genug. Wenn Sie sich nicht verpflichten, werden Sie dorthin zurückkehren, wo Sie hergekommen sind.»

Zurück in die Butirka, dachte sie, und dieser Gedanke genügte, sie in Panik zu versetzen. «Aber, Genosse General», sagte sie, «was muss ich denn tun im Dienste der Staatssicherheit? Vielleicht kann ich die Aufgaben, die man mir stellt, gar nicht erfüllen?»

Sofort wurde er wieder freundlich. «Mein liebes Kind, da brauchen Sie keine Angst zu haben. Bei uns werden Sie Karriere machen.»

«Karriere? Genosse General, ich habe wenig Talent.»

Er lachte. «Sie haben die Begabungen, die wir brauchen. Alles Übrige werden Sie bei uns lernen.» Er stand auf und sagte feierlich: «Sie werden im Nachrichtendienst arbeiten, das ist Künstlerarbeit, und dafür werden wir Sie ausbilden. Der Genosse Tschemischow wird Sie fürs erste betreuen, und jetzt wird er dafür sorgen, dass Sie ordnungsgemäss eingekleidet werden.»

Mischa brachte sie zur Bekleidungskammer. Die olivgrüne Uniform mit den blauen Biesen stand ihr gut. Sie deutete auf die Leutnantsschulterstücke. «Mischa, ist das kein Irrtum?»

Er schüttelte den Kopf. «Hier fängt die Karriere beim Leutnant an. Benimm dich entsprechend, wenn du in Uniform bist.»

In einem Nebenraum machten sie ein Passbild von ihr. Danach führte Mischa sie ins Kellergeschoss. «Was soll ich denn da?» fragte sie nervös. Die Lubjanka machte ihr immer noch Angst.

«Unten ist die Waffenkammer. Du brauchst doch eine Pistole.»

Der Hauptmann, der ihr die Waffe aushändigte, lud durch und zeigte auf eine weisse Holztafel. «Probieren Sie.» Aber sie wagte nicht, die Pistole anzurühren.

Mischa lächelte, nahm die Waffe und gab einen Schuss ab.

Draussen sagte er: «Schiessen ist das erste, was du lernen musst.»

Die nächsten zwei Stunden verbrachten sie auf dem Schiessstand einer Moskauer Truppeneinheit. Ein Oberleutnant zeigte ihr den Umgang mit der Pistole. Das Auseinandemehmen und Zusammensetzen begriff sie schnell; aber sie konnte nicht schiessen, ohne zusammenzuzucken. Und jedesmal grinnten die beiden Männer.

Ich lerne es nie, dachte sie, und während sie neben Mischa den Schiessstand verliess, beschloss sie, niemals von ihrer Pistole Gebrauch zu machen, und das war, wie sich später erweisen sollte, ein sehr richtiger Entschluss.

Als sie uniformiert und bewaffnet wieder vor General Sudoplatow stand, lag ihr Ausweis mit dem nagelneuen Passbild schon auf dessen Schreibtisch. «Gut, gut», rief er, indem er um sie herumging. «So habe ich Sie mir vorgestellt. Ich sage ja, Sie haben genau die Talente, die wir brauchen. Das Ausland soll staunen über unsere Mitarbeiterinnen.» Er unterschrieb den Ausweis und überreichte ihn ihr. «Und nun», sagte er, «habe ich eine Überraschung für Sie. Haben Sie schon mal den Genossen Stalin gesehen?»

«Nein.»

«Dann werden Sie ihn sehen. Beim Empfang im Kreml zur Feier des 1. Mai. Das wird übrigens Ihr erster Auftrag werden. Nähere Anweisungen bekommen Sie noch. Und morgen früh um zehn haben Sie sich beim Minister zu melden.»

«Mischa», sagte sie, während sie nach Hause fuhren, «glaubst du nicht, dass der General mich masslos überschätzt?»

«In keiner Weise. Du wirst sehen, auch beim Staatssicherheitsdienst kocht man nur mit Wasser.»

«Mischa, komme ich da je wieder 'raus?»

Er sah sie von der Seite an und fragte verwundert: «Warum? Der Dienst bei uns ist interessant und wird hoch bezahlt.»

«Mischa, hattest du das alles schon vorher mit dem General besprochen?»

Wieder sah er sie von der Seite an. «Natürlich. Wir überlassen nichts dem Zufall. Und wenn du mich fragst: Ich bin froh, dass das alles so grossartig klappt. Du weisst ja, wie gern ich dich dienstlich betreue.» Er lächelte. «Und auch sonst», setzte er hinzu.

«Mischa, glaubst du, dass der General etwas für meinen Mann tun kann?»
Sein Lächeln war fort. «Nein», sagte er. «Ich habe dir schon mal gesagt, du sollst jetzt nicht an deinen Mann denken, sondern nur an dich und dein Kind. Hast du das verstanden?»

«Ja», sagte sie und ärgerte sich über ihre Voreiligkeit. Es war ja viel zu früh, etwas für Andrej zu unternehmen. Erst musste sie sich bewähren, und das würde schwer genug sein. Gross war ihr Selbstbewusstsein in Sachen Sicherheitsdienst nicht.

Als sie am nächsten Tag zum Ministerium fuhren, beide in Uniform, waren die Strassen Moskaus schon geschmückt für den 1. Mai. Von den Hauswänden lächelte der Genosse Stalin in Grossformat, und aus allen Lautsprechern tönte Marschmusik.

Sie betraten ein Vorzimmer, in dem zwei Uniformierte sassen. Der eine telefonierte: «Hat er gestanden? – Na endlich! – Nein, keine Zeremonie. Überführen Sie ihn in eine andere Zelle.»

Der Uniformierte sah sie an und sagte zu Mischa: «Ist das die Genossin Puschkowa? Bitte folgen Sie mir.»

Sie gingen durch den nächsten Raum, wo ein Oberstleutnant die lederbezogene Tür zum Ministerzimmer öffnete. Mischa gab Helga einen sanften Stoss. Sie trat ein, und die Tür schloss sich hinter ihr.

Sie stand vor dem Minister für den Staatssicherheitsdienst, Genossen Abakumow, sie erkannte ihn sofort wieder an der Narbe, die auf seiner Wange brannte, und sie hatte Angst. Vor sechs Wochen beim Präsidenten Schwemik hatte er sie angeschrien und beschimpft; jetzt aber lächelte er mit seinen etwas traurigen Grusineraugen, kam hinter dem Schreibtisch hervor und gab ihr die Hand, als sei sie eine alte liebe Bekannte. «Die Uniform steht Ihnen gut», sagte er mit leiser, weicher Stimme. «Bitte, setzen Sie sich doch.» Und als sie Platz genommen hatte: «Idi habe Sie kommen lassen, um Ihnen zum Eintritt in unsere Reihen zu gratulieren.» Er liess sich in einem anderen Sessel nieder, sah sie an und sagte: «Sie sind jetzt also Offizier der Sicherheitsorgane der Sowjetunion. Ihr Fragebogen liegt bei uns im Safe. Niemand ausser uns kennt ihn. Und niemand ausser uns darf je erfahren, dass Sie Deutsche sind. Sie sind Sowjetbürgerin. Ihre Nationalität ist ukrainisch. Ist das klar?»

«Ja», sagte sie.

«Wir werden Sie», fuhr Abakumow fort, «zunächst bei Empfängen ausländischer Delegationen einsetzen. Sie werden diese Delegationen betreuen. Sie werden viele Reisen machen müssen, vorerst durch die Sowjetunion,

später auch ins Ausland. Aber bis dahin müssen Sie noch viel lernen, denn Sie werden dort ja die Sowjetunion repräsentieren.» Er nickte ihr zu wie ein Lehrer.

Sie aber konnte seine Zuversicht nicht teilen, und sie sagte schüchtern: «Genosse Abakumow, verzeihen Sie, Genosse Minister, was Sie da von mir verlangen, werde ich nicht leisten können. Dafür müssen Sie eine Russin nehmen.»

Er schüttelte tadelnd den Kopf. «Ganz im Gegenteil, kleine Genossin. Unsere Frauen sind für solche Aufgaben leider nicht so geeignet, sie brauchen Jahre der Ausbildung, bis sie in jeder Beziehung reif fürs Ausland sind, ihnen fehlt das gewisse Etwas, verstehen Sie?» Er bot ihr eine Zigarette an, und während er ihr Feuer reichte und sie in sein blasses, kränkliches Gesicht sah, dachte sie: Er ist kein Russe, sonst würde er nicht so abfällig über die Russinnen sprechen, vielleicht ist er ein Aserbeidschaner oder ein Armenier, der Name würde passen.

Er knipste das Feuerzeug aus und fuhr fort: «Die Ausländer suchen bei unseren Frauen keine Bekenntnisse zum Sowjetkommunismus, sondern weiblichen Charme und Zärtlichkeit. Und genau das werden Sie ihnen bieten können, Jelena Kirillowna. Begreifen Sie nun, worauf es ankommt?»

Sie nickte schüchtern.

Abakumow ging zum Schreibtisch, drückte auf einen Knopf und sagte in den Telefonhörer: «Bringen Sie eine Flasche Champagner und drei Gläser. Und Major Tschernischow soll hereinkommen.»

Mischa trat ein, und ein Uniformierter brachte Flasche und Gläser. Abakumow hob sein Glas und sagte: «Ich trinke auf Ihre Zukunft, Genossin Puschkowa.» Nachdem sie getrunken hatten, setzte er das Glas hart auf den Tisch. «Und nun zu Ihrem ersten Auftrag.» Er sprach in kurzen, trockenen Sätzen. «Sie werden morgen Abend zusammen mit dem Genossen Tschernischow am Bankett zur Feier des 1. Mai im Kreml teilnehmen. Sie werden dabei die polnische und die deutsche Delegation betreuen. Sie werden auf die Unterhaltungen der polnischen und deutschen Delegierten achten, selber aber nur Russisch sprechen. Seien Sie konzentriert und aufmerksam, denn Sie werden später einen genauen Bericht schreiben müssen. Alles Übrige sagt Ihnen Major Tschernischow.» Genosse Abakumow hob noch einmal sein Glas. «Ich wünsche Ihnen viel Erfolg.»

Am Abend des 30. April holte Mischa sie in ihrer Wohnung ab. Sie trug ein rosa Abendkleid aus Chiffon, dazu einen braunen Pelzmantel mit Kapuze. Beides hatten sie am Vormittag gekauft.

Mischa erschien in der Uniform eines Korvettenkapitäns. Sie bewunderte ihn sehr. «Steht dir viel besser als die MGB-Uniform.»

Er freute sich über das Kompliment. «Kein Wunder, ich bin ja während des Krieges bei der Marine gewesen. Und nun merke dir für heute Abend, Lenotschka: Ich bin Flottillen-Ingenieur bei den U-Booten, du bist meine Frau, wir wohnen in Moskau und haben ein Kind. Ich bin gerade nach Wladiwostok versetzt, und in wenigen Tagen werden wir dorthin abreisen. Du bist Ukrainerin und hast in Moskau studiert. Wir haben hier geheiratet. Wiederholen!»

Sie wiederholte.

«Gut», sagte er. «Wie du dich zu benehmen hast, weisst du ja.»

Sie wusste es. Aber es fiel ihr schwer, immer daran zu denken, als sie an diesem Abend neben Mischa durch den Glanz der Kremlsäle ging, in denen sich die Festdelegationen der Sowjetrepubliken und des sozialistischen Auslandes drängten. Sie wurde den deutschen Delegierten vorgestellt. (Wie höflich die sind, und welche Mühe sie sich geben, Russisch mit ihr zu sprechen!) «Haben Sie schon den Genossen Stalin gesehen?»

«Nein, noch nicht. Und Sie?»

«Nein. Aber es wird der Höhepunkt meines Lebens sein, ihn persönlich zu sehen.»

«Sehen Sie doch», rief jemand, «da steht er ja. Nein, wie jung und frisch er aussieht, und dabei ist er schon siebzig.»

Und nun steht Helga Wannenmacher, vor fünf Jahren noch BDM-Mädel in Güsten bei Magdeburg, plötzlich vor dem Genossen Stalin, eingeklemt zwischen den Mitgliedern der deutschen Delegation, die begeistert in die Hände klatschen. Und Stalin, der genauso aussieht wie auf den Plakaten, mit denen die Stadt geschmückt ist, Stalin, gekleidet in eine lichtgraue, fast weisse Uniformjacke, gegen die sich sein dunkles Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart vorteilhaft abhebt, Stalin, der absolute Herrscher über mehr als ein Sechstel der Erde, lächelt auch sie väterlich an, sagt sogar ein paar Worte, die sie in ihrer Aufregung allerdings nicht versteht, und hält ihr die Hand hin. Sie greift zu, spürt für Bruchteile einer Sekunde die kühle, trockene Greisenhand, lässt los und wird schon weitergedrängt.

«Kinder», sagt einer von den Deutschen, ein älterer Genosse, «das war ein grosser Augenblick, den ich nie vergessen werde.» (Und plötzlich erin-

nernt sie sich an Berlin, 1941, Reichssportfeld, Hitler auf der Rednertribüne, und Anneliese Schuster nachher: «Kinder, das war der herrlichste Tag meines Lebens.»)

Sie blieb mit Mischa bei den Deutschen, während sie an den üppig beladenen Tischen standen und ihre Teller füllten. Neben ihr stand der Genosse Appelt, Botschafter der jüngst gegründeten Deutschen Demokratischen Republik, ein reizender Gesellschafter, der fließend Russisch sprach. Sie fragte ihn aus über Deutschland, begierig zu erfahren, wie es jetzt dort aussah, hätte am liebsten Deutsch mit ihm gesprochen, aber sie musste sich an Abakumows Befehl halten. Genosse Appelt erging sich in Allgemeinplätzen, sprach vom Wiederaufbau eines friedliebenden demokratischen antifaschistischen Deutschlands, was sollte er auch anders tun? Doch ihr Interesse schien ihm zu schmeicheln, denn er sagte schliesslich: «Ihr Mann ist bei der Marine. Vielleicht wird er mal nach Rostock kommandiert. Dann würde ich mich freuen, Ihnen Deutschland zu zeigen. Haben Sie schon von Potsdam gehört?»

Sie dachte: Da habe ich im Militärgefängnis gesessen. «Ja», sagte sie, «ich glaube.»

«Schloss Sanssouci müssen Sie unbedingt besichtigen.»

Sie dachte: Nach Deutschland wird mich der Sicherheitsdienst bestimmt nicht schicken, dazu sind die zu misstrauisch. Dadurch wurde sie an ihren Auftrag erinnert, und sie wandte ihre Aufmerksamkeit den andern Gästen zu. Die Gespräche der Deutschen waren langweilig. Sie lobten alles, was sie gesehen hatten, Moskau, die Sauberkeit der Strassen, die Pracht der U-Bahn, die Schönheit des Kremls, das Festessen, den Wein, den Genossen Stalin und die ganze Sowjetunion. Nicht die leiseste kritische Bemerkung war zu hören.

Helga wechselte zu der polnischen Delegation über. Die polnischen Genossen redeten anders. «Moskau», hörte sie einen von ihnen sagen, «ist ein Schaufenster, wo alle schönen Sachen ausgestellt sind. Man müsste mal dahinterschauen können.»

Das, fand sie, war eine intelligente Bemerkung, und sie beschloss, sie für ihren Bericht zu verwerten. Einer der Polen lächelte sie an, ein junger Mann mit einer knappsitzenden Uniform. «Im Festprogramm habe ich gelesen», sagte er, «dass hier irgendwo getanzt werden soll.»

«Ja», sagte Mischa, «drüben im Georgssaal.»

Der Pole verbeugte sich vor Helga. «Darf ich bitten, Genossin?»

Sie gingen hinüber in den riesenhaften Georgssaal, der von dreitausend Glühbirnen erleuchtet war, wie Mischa versicherte. Sie tanzten über das

spiegelglatte Parkett, und Helga vergass, dass sie Frau Tschernischowa zu sein hatte, sie tanzte so gern, und der Pole war nett. Bochinski hiess er, Hauptmann Stanislaw Bochinski, und machte ihr eine ganze Reihe von Komplimenten in polnischer und russischer Sprache. Nach dem Tanz gingen sie zum Büfett, um ein Glas Sekt zu trinken. Während sie einander zugprosteten, kam ein Mann im dunklen Anzug und forderte sie zum Tanzen auf. Der Mann war Genosse Abakumow, der Minister für den Staatssicherheitsdienst.

«Es scheint Ihnen gutzugehen», sagte er, während er sie zur Tanzfläche führte.

«Danke, ja. Ich komme mir vor wie in einem Märchenpalast.»

Sein blasses, kränkliches Gesicht, in dem die Narbe den einzigen Farbfleck bildete, blieb ernst. «Sie tanzen gern, das merkt man. Aber Ihre Pflicht dürfen Sie darüber nicht vergessen.»

Sie fühlte sich frei und heiter, sie hatte ja auch schon ein paar Gläser Sekt getrunken. «Seine Pflicht kann man auch erfüllen, wenn man guter Laune ist», sagte sie, «und es würde sicher nicht schaden, Genosse Abakumow, wenn Sie mal richtig lächelten.»

Da musste er wirklich lächeln. «Sie haben recht, aber manchmal fällt es einem nicht leicht.»

«Sie sehen sehr abgespannt aus», sagte sie, «vielleicht sollten Sie nicht so viel arbeiten.»

Er lächelte wieder. «Es liegt nicht allein an der Arbeit. Mit meiner Gesundheit ist etwas nicht in Ordnung. Ja, es wäre wirklich Zeit, mal wieder auszuspannen.» Als der Tanz zu Ende war, nahm er ihre Hand und sagte leise: «Im Juni fahre ich auf meine Datscha, dann werde ich Sie zu mir einladen, Sie fröhlicher Schmetterling.»

So sprach der Genosse Abakumow, Minister für Staatssicherheit der Sowjetunion. Sie wusste, dass er Tausende von Menschenleben auf dem Gewissen hatte und dass unter seiner Verantwortung unzählige Gefangene in den Gefängnissen gequält wurden; trotzdem, jetzt tat er ihr leid mit seinen traurigen Augen und dem kränklichen Gesicht. Er führte sie zurück zum Büfett und liess sich Sekt reichen.

Gleich war auch der hübsche polnische Hauptmann wieder da. Er wusste nicht, wer Abakumow war, und sprach unbefangen auf Helga ein. Er sagte, er werde noch eine Woche in Moskau bleiben, und er würde sich freuen, sie und ihren Mann wiederzusehen. Sie wehrte ab. Sie reise in wenigen Tagen mit ihrem Mann nach Wladiwostok.

Da mischte sich Abakumow ein. «Wie ich höre, soll Ihr Mann erst im nächsten Monat nach Wladiwostok.»

Das war ein Befehl, unüberhörbar, und sie sagte zu Hauptmann Bochinski: «Dann werde ich meinen Mann fragen, wann es passt.»

Abakumow zog sich zurück, indem er dem Polen und ihr freundlich zunickte. Gleich darauf kam Mischa, und sie verabredeten sich mit dem Hauptmann für den nächsten Abend ins Bolschoi-Theater. Dort würden die ausländischen Delegationen ohnehin Gäste der Festvorstellung sein.

Sie sah den Hauptmann am anderen Morgen bei der Parade auf dem Roten Platz wieder. Er begrüßte Mischa und sie mit Eifer und Höflichkeit. Er war voller Bewunderung für das Bild militärischer Stärke, das die Sowjetarmee den Zuschauern bot, und fragte, ob es bei der Verabredung im Bolschoi-Theater bleibe.

Selbstverständlich, sagte Mischa, und nachher werde man vielleicht noch irgendwo ein Glas Wein trinken. Der Pole sagte begeistert zu.

Die Parade dauerte mehr als vier Stunden, und als sie nach Hause kamen, war Helga todmüde. «Mischa», sagte sie, «muss ich heute Abend mit ins Theater?»

«Natürlich musst du. Das ist Dienst. Dieser Bochinski ist ganz schön hinter dir her, von dem können wir vielleicht allerlei erfahren. Am besten laden wir ihn in deine Wohnung ein.»

«Mischa, was willst du denn von ihm erfahren? Die Polen sind doch keine Feinde, sondern unsere Verbündeten.»

Er sah sie ernst an und sagte: «Das ist richtig. Aber wir müssen herausfinden, ob sie wirklich Kommunisten sind und aufrichtige Freunde unseres Staates. Vielleicht ist unter ihnen ein Agent.»

«Ach, Mischa, das ist doch verrückt. Wenn wir unseren Freunden so wenig trauen, müssten wir uns ja selber gegenseitig misstrauen.»

Er lachte. «Das tun wir auch. Du wirst das noch oft genug zu spüren kriegen.» Er warf ihr das Kleid hin, das sie am Abend anziehen sollte. «Hör mal gut zu, Lenotschka: Wir sind Mitarbeiter des Nachrichtendienstes des MGB. Wir haben alles zu tun, um den Staat vor unseren Feinden zu schützen, und wir dürfen vor keiner Arbeit zurückschrecken. Unsere Arbeit fängt beim Durchsuchen von Papierkörben an und hört – wenn's notwendig ist – ja, merk dir das mal, Lenotschka, hört in deinem Falle vielleicht im Bett eines für uns wichtigen Mannes auf. Das alles hast du für den Staat und die Kommunistische Partei zu tun, ohne zu fragen!»

Am Abend saßen sie in der Loge der polnischen Delegation. Hauptmann Bochinski hatte es fertiggebracht, sich neben Helga zu placieren. Hauptmann Bochinski, daran dachte sie während des ganzen ersten Aktes, war

bestimmt kein Agent der Amerikaner, sondern er war ganz einfach auf einen Flirt aus. Aber sie dachte an die offene Sprache der Polen. Wusste sie denn, was er nachher in ihrer Wohnung bei Wein und Wodka alles sagen würde? Bei dem Gedanken, dass ihn so eine Unterhaltung in die Lubjanka bringen könnte, überlief sie eine Gänsehaut.

Während der ersten Pause ging sie in den Waschraum und schrieb mit dem Augenbrauenstift in polnischer Sprache auf einen Zettel: *Nähere Bekanntschaft mit uns nicht zu empfehlen!* Während des zweiten Aktes steckte sie dem Polen den Zettel zu. Er schien ihn für einen Liebesbrief zu halten, denn er drückte heftig ihre Hand.

In der Pause verschwand er. Sie wartete auf seine Rückkehr, und als er nicht wiederkam, wurde sie unruhig. Wenn nun auch er ein Agent des Staatssicherheitsdienstes war? Ihre Angst wuchs, und sie fragte sich schon, ob man sie hier im Theater verhaften würde oder erst nachher in ihrer Wohnung. Und wie würde Mischa sich verhalten? Sicher, er mochte sie, war sogar verliebt in sie, aber für einen richtigen Offizier des Sicherheitsdienstes ging in jedem Fall das Interesse von Staat und Partei vor. Die Pause zog sich hin, der Pole kam nicht wieder, und Helga wurde immer nervöser. Mischa beugte sich zu ihr. «Was ist los? Hast du auf einmal Angst?»

Sie schüttelte den Kopf, lächelte krampfhaft. Als sie vor Nervosität nicht mehr aus noch ein wusste, erschien Hauptmann Bochinski endlich. Er kam mit einem Fliederstrauss, den überreichte er ihr und sagte leise: «Ich danke Ihnen, Genossin.»

Glücklicherweise ging im gleichen Moment das Licht aus, und sie wurde der Notwendigkeit zeremoniellen Entzückens enthoben. Sie erlebte den dritten Akt mit dem Fliederstrauss im Arm, aber diese Unbequemlichkeit nahm sie gern in Kauf. Nach der Vorstellung erklärte der Pole höflich, er müsse auf ein weiteres Zusammensein verzichten, da die Delegation eine wichtige Besprechung im Hotel habe, leider, leider.

So also endete ihr erster Auftrag als Angehörige des Staatssicherheitsdienstes: mit einem Strauss Flieder und einem schlechten Gewissen gegenüber ihren Auftraggebern; aber das war unbegründet. Als sie ein paar Tage später vor General Sudoplatow stand, war er des Lobes voll wegen des Berichtes, den sie befehlsgemäss abgeliefert hatte. «Ausgezeichnet», sagte er, «Ihr Bericht bestätigt genau unsere Auffassung. Sie schreiben, die Deutschen hätten alles gelobt und bewundert, die Polen dagegen hätten Kritik

geübt. Da haben Sie den typischen Unterschied: Die Deutschen sind besser zu erziehen. Ein zuverlässiges Volk. Wenn man sie einmal von etwas überzeugt hat, dann stehen sie auch dazu. Die Polen aber bleiben immer Polen, sie schwanken hin und her.»

Er war glänzender Laune und prophezeite ihr eine steile Karriere. Dann nahm er sie beim Arm. «Kommen Sie, Genossin, gehen wir essen.»

Sie gingen ins «Konspirativ-Haus», eine Villa in der Nähe der Dsiershinskij Strasse, die der Abteilung Sudoplatow für geheime Zusammenkünfte zur Verfügung stand. In einem Separatzimmer war der Tisch gedeckt. Der General sah Helga an, und in seinem Blick war nicht nur dienstliches Interesse. Sie hoffte, dass Mischa noch kommen würde, aber sie blieben allein.

«Sie sind sehr schlank», sagte der General, «Sie müssen mehr essen.» Und als wollte er ihr Gewicht abschätzen, hob er sie plötzlich hoch, benutzte dann aber die Gelegenheit, um sie zu küssen.

Im selben Augenblick klopfte es. Er liess sie rasch zu Boden gleiten, und sie staunte über die Schnelligkeit, mit der er sich wieder in einen väterlich-strengen Vorgesetzten verwandelte. «Herein!» rief er im Kommandoton. Eine Frau im weissen Kittel trug das Essen auf. Dann meldete ein Uniformierter, Major Tschernischow sei eingetroffen. «Soll 'reinkommen!» rief der General, und als Mischa eintrat, lud er ihn aufgeräumt zum Essen ein.

Während des Essens erklärte der General, dass die Genossin Puschkowa nunmehr ein halbes Jahr in die Ausbildung müsse, damit aus ihr eine fähige Agentin werde. Er ordnete an, dass Major Tschernischow sie weiterhin zu betreuen habe. Als sie neben Mischa das «Konspirativ-Haus» verliess, war sie sich des Wohlwollens Sudoplatows bewusst.

Sommer 1950. Aus Helga Wannemacher, zuerst politischer Häftling in Nowosibirsk, später Studentin in Moskau, dann Frau des Obersten Sidrow und schliesslich Insassin des Butirka-Gefängnisses, ist eine Polizeischülerin geworden, die zusammen mit angehenden Moskauer Polizistinnen – oder wie es in der Sowjetunion heisst: Milizionärinnen – ihre Grundausbildung erhält. Sie trägt die schwarze Uniform der Miliz mit den Rangabzeichen eines Unterleutnants, und niemand weiss, dass sie in Wirklichkeit Angehörige des Staatssicherheitsdienstes ist. Genausowenig ist sie über die anderen Kursteilnehmerinnen orientiert; nur von der schwarzen Natascha weiss sie,

dass sie einer Organisation des Innenministeriums – MWD – angehört, die unter anderem für die Gefängnisse und Konzentrationslager der Sowjetunion zuständig ist. Natascha ist das, was man in Deutschland einen «netten Kerl» nennt, und die Freundschaft mit ihr ist bald geschlossen.

Jelena Puschkowa hatte in diesem Sommer viel zu lernen und bewegte sich immer in Eile zwischen der Miliz-Schule in der Petrowka Uliza, ihrer Wohnung am Gorki-Ufer und Mischas Wohnung hin und her. Denn ihr Junge war bei Mischas Mutter in Pflege geblieben. Zwar bekam sie monatlich 2'300 Rubel von der Zentrale und hätte sich leicht eine Kinderpflegerin halten können; aber sie hatte zu Anna Semjonowna mehr Vertrauen. Anna Semjonowna war ein russischer Muttertyp, wie er im Buche steht; sie versorgte den kleinen Alik nicht nur ausgezeichnet, sie machte sich bald auch Sorgen um sein Seelenheil. «Weisst du, Jelena», sagte sie, «taufen lassen kannst du ihn nicht, da würden sich deine Vorgesetzten wohl sehr wundern, aber wir könnten ihn auf alle Fälle zu Pfingsten mit Weihwasser segnen, das ist fast so viel wie eine Taufe.»

Helga war einverstanden. Zu Pfingsten gingen sie mit dem Jungen in die Jungfrauenkirche und schlugen mit Weihwasser ein Kreuz über ihm.

Mischa grinste, als er davon hörte. «Da haben sich zwei rechte Bet-schwwestern gefunden», sagte er; aber er schien mit der Segnung des kleinen Alik ganz einverstanden zu sein. Besser ist besser, das denken viele Russen. Er sagte: «Es ist gut, wenn sich eine alte und eine junge Frau verstehen. Lenotschka, sollten wir nicht heiraten?»

«Du weisst doch, dass ich verheiratet bin.»

Er sagte: «Willst du etwa so lange warten, bis dein Mann frei ist? Das sind zehn Jahre.» Er sagte: «Lass dich scheiden, das ist in diesem Falle ganz einfach, und ich Sorge dafür, dass es schnell geht, dann heiraten wir, und es ist alles in Ordnung.»

«Nichts ist in Ordnung», sagte sie. «Solange mein Mann im Straflager ist, kann ich mich doch nicht scheiden lassen. Hol ihn 'raus, Mischa, dann können wir darüber reden.»

Mischa schüttelte unwillig den Kopf. «Erstens weiss ich gar nicht, wo er ist...»

«Zuletzt», sagte sie, «war er im Lager Schubaresk im Ural.»

Da fuhr er hoch. «Woher weisst du das?»

«Von seinen Eltern. Ich habe ihnen geschrieben.»

Mischa wurde ganz wild. «Du kannst doch nicht einfach schreiben, an wen du willst! Hast du ihnen gesagt, dass du bei uns arbeitest?»

«Ach wo. Ich habe geschrieben, dass ich wieder frei bin und dass ich einen Jungen habe, und ob sie nichts von Andrej gehört hätten. Und gestern kam die Antwort. Sie haben die letzte Nachricht von ihm aus Schubaresk, von da ist er in ein anderes Lager gekommen, aber sie wissen noch nicht, welches. Und sie möchten gern, dass ich sie besuche, damit sie ihren Enkel sehen können.»

«Zeig mal her.»

Sie zeigte ihm den Brief ihrer Schwiegereltern. Er las ihn und sagte: «Auf keinen Fall fährst du nach Gorki. Schreib ihnen, dass dein Dienst es dir nicht erlaubt, sie zu besuchen. Du kriegst Schwierigkeiten, wenn du dich nicht nach unseren Anweisungen richtest.»

«Ja», sagte sie sanft. «Reg dich doch nicht auf. Was ist nun, Mischa, gibt es keinen Weg für meinen Mann? Ich bin ja auch frei.»

«Mit dir war das ganz was anderes», sagte er mürrisch und wollte nichts mehr davon wissen.

So blieb alles beim alten. Mischa half ihr abends bei den Hausaufgaben und brachte sie dann nach Hause. Manchmal übernachtete er bei ihr, manchmal blieb sie in seiner Wohnung. So hatte ihr Junge zwei Mütter und gedieh prächtig.

Das Verhältnis unter den Kursteilnehmerinnen auf der Miliz-Schule war freundschaftlich, kameradschaftlich. Mit Natascha aber schloss Helga Freundschaft, und oft war sie bei ihr zu Gast.

Natascha wusste, wie man die Stimme Amerikas in den Lautsprecher bekam, und mit der Zeit wurden beide Experten für Jazz.

Soweit war das höchst kurzweilig und erholsam; wie aber verhielt man sich, wenn ein General des Staatssicherheitsdienstes anwesend war? Der General Sudoplatow. Eines Abends fiel er mit Mischa in Helgas Wohnung ein – beide in Zivil und nicht mehr ganz nüchtern. Nicht mehr ganz nüchtern waren auch Helga und Natascha, die gerade ihren amerikanischen Jazz hörten. Dennoch bekam Helga einen Schreck, als sie den General erkannte, und sie stellte rasch das Radio ab. Natascha aber rief: «Onkelchen, was stören Sie uns bei heißer Musik und hartem Wodka?»

«Pardon», sagte der General, «stören wollten wir euch keineswegs!» Er stellte das Radio wieder an, nahm Helga in den Arm und begann zu tanzen. «Wer ist das Mädchen?» fragte er.

«Ein Leutnant vom MWD», antwortete sie.

«Sag nicht, wer ich bin», sagte der General, «es stört nur die Stimmung.»

«Jawohl.» Sie hatte Angst vor ihm: einen General in der Wohnung,

nachts um zwei, das hat man nicht alle Tage, und sie trank sich mit einem grossen Glas Wodka Mut an.

Sie tanzten und tranken Wodka und Sekt durcheinander, und eigentlich hätte ein General des Staatssicherheitsdienstes wissen müssen, was dabei herauskommt. Aber Sudoplatow war in Zivil und offenbar entschlossen, weder auf seinen Dienstgrad noch auf seine Dienststellung Rücksicht zu nehmen. Natascha, von Musik und Wodka angeheizt, hatte das Kommando übernommen, und nicht ungern unterwarfen sich die Männer ihrem Befehl.

«Das Tanzen macht warm», sagte sie, «Jacken und Kleider ausziehen!» Alle gehorchten, ein grossartiges Mädchen, diese Natascha! Es blieb nicht bei den Jacken und Kleidern, es blieb auch nicht bei den Hemden und Unterröcken, eine Hülle nach der anderen fiel während des Tanzens, und so erfand MWD-Leutnant Natascha sozusagen für den sowjetischen Hausgebrauch, was bei den Amerikanern unter der Bezeichnung «Strip-tease» seit dem Kriege gross in Mode war. Ihr letzter Befehl hiess: «Licht aus!», und von da an wurde die Szene nur noch unvollkommen von der Strassenbeleuchtung erhellt, die durchs Fenster drang.

Als Helga erwachte, lag Mischa neben ihr auf dem Bett. Sie richtete sich auf und sah Sudoplatow schnarchend am Boden. Die grauen Haare seiner nackten Generalsbrust bewegten sich im Takt seines Atems. Daneben lag Natascha und schnarchte mit ihm um die Wette.

Leise stand Helga auf, deckte die beiden Männer zu und weckte Natascha. «Schnell weg hier!» flüsterte sie. Natascha legte die Hände gegen die schmerzenden Schläfen und sah auf den schlafenden Mann neben sich. «Wer ist das eigentlich? Weshalb müssen wir schnell weg?»

«Er ist vom Staatssicherheitsdienst», flüsterte Helga, «ein ziemlich hohes Tier!» Das genügte, um Natascha hochzuscheuchen. Hastig zogen sie sich an und fuhren zum Dienst, und während sie auf dem Schiessstand darauf warteten, ihre fünfte Pistolenübung zu absolvieren, begann Natascha sich an Einzelheiten zu erinnern und von dem General Sudoplatow zu schwärmen.

Als sie am Nachmittag zurückkamen, um aufzuräumen, war die Wohnung blitzsauber, die Gläser waren abgewaschen, die leeren Flaschen verschwunden, und auf dem Tisch stand ein Strauss roter Nelken neben einer Flasche Parfüm. Dazu ein Kärtchen: «Mit herzlichen Grüssen! Pawel Antonowitsch und Mischa.»

Das war das einzige Mal, dass Helga während ihrer Ausbildungszeit ihren Vorgesetzten sah; seither wusste sie, was sie eine Weile schon vermutet hat-

te: Die Männer vom Staatssicherheitsdienst waren auch nur Menschen.

Zwei Monate dauerte die Grundausbildung, dann sechs Wochen Schulung in Politik und Staatsbürgerkunde. In dieser Zeit erhielt Helga unerwartet Besuch. Eines Nachmittags, als sie vom Dienst nach Hause kam, sassen Andrejs Eltern vor ihrer Haustür, umgeben von Bündeln und Paketen. Unsicher ging Helga auf sie zu. Sie erwartete bittere Anklagen (ist sie nicht schuldig an Andrejs Unglück?).

Aber kein Wort des Vorwurfs fiel. Nikolai Fedorowitsch Sidrow umarmte seine Schwiegertochter, und sie spürte seinen graublonden Stalin-Schnurrbart liebevoll auf ihren Wangen. Seine Frau aber, die kleine schmale Fanja Wassilewna, weinte vor Rührung.

«Wir wollten das Enkelchen sehen», sagte Nikolai Fedorowitsch mit fester Stimme, «und natürlich auch dich. Von Andrej ist keine Nachricht mehr gekommen», setzte er hinzu, als wolle er ihrer Frage zuvorkommen, «aber wir müssen Geduld haben.»

Helga nahm die beiden mit hinauf, und sie staunten über die moderne, helle Wohnung, staunten auch über ihre schnelle Karriere. «Du bist also, Töchterchen, bei der Miliz», sagte der Alte und blickte auf ihre Schulterstücke. «Und bis zum Unterleutnant hast du's schon gebracht! Ein tüchtiges Mädchen bist du, das muss ich sagen.»

Fanja Wassilewna dunkle Tataraugen, noch rot vom Weinen, blickten im Zimmer herum. «Und wo ist das Enkelchen?»

Helga stürzte davon und holte den kleinen Alik von Mischas Mutter. Entzückt beugten sich die beiden Alten über den Jungen. «Wahrhaftig», sagte Nikolai Fedorowitsch, «er sieht genau aus wie Andrej!»

Seine Frau nahm das Kind hoch, betrachtete es lange, legte es wieder hin, sah Helga an. «Wo du doch jetzt bei der Miliz bist», sagte sie, «und sogar Leutnant, kannst du denn da nichts für Andrej tun?»

Helga schwieg. Weiss denn Mamascha nicht, in welchem Staat sie lebt, unter welchem System?

Nun blickte auch der Schwiegervater sie fragend an. Da sagte sie; «Macht euch keine Sorgen. Ich hole ihn 'raus. Ganz bestimmt!»

Sie wandte den Blick ab, um ihre hoffnungsvollen Gesichter nicht sehen zu müssen. Und wusste nicht, dass sie da eben die Wahrheit gesagt hatte. Denn in Stalins Reich ist alles möglich, auch dass eine junge Frau ihren Mann aus dem Straflager holt.

Dann packten Andrejs Eltern ihre Geschenke aus: einen Steintopf mit gebackenen Pfannkuchen und einen Krug saure Sahne, und nun war es Helga, die vor Rührung weinen musste.

«Ja», sagte Nikolai Fedotowitsch, als sie später beim Tee sassen, «hier ist noch etwas, dass ich's nicht vergesse.» Er zog einen Brief aus der Tasche. «Der ist von deiner Mutter aus Deutschland, auch deshalb sind wir gekommen, Töchterchen, wir wollten das nicht schriftlich machen, es ist eine schlechte Nachricht für dich darin, Töchterchen, es tut mir leid.»

Ein Brief in russischer Sprache, auf der Kommandantur in Güsten abgefasst. «Ich habe», schrieb Helgas Mutter, «seit vielen Monaten nichts mehr von meiner Tochter gehört; alle meine Briefe sind als unzustellbar zurückgekommen. Sie schrieb mir im letzten Sommer, sie erwarte ein Kind. Ist etwas geschehen mit ihr? Ist etwas nicht gutgegangen? Es wäre schrecklich. Sie ist meine einzige Tochter, und ich bin sehr einsam geworden, denn mein Mann ist gestorben, vor drei Jahren schon. Ich habe nicht gewagt, es ihr zu schreiben, ich dachte immer, sie würde bald heimkommen, dann wollte ich es ihr sagen. Bitte teilen Sie mir schnell mit, was Sie wissen.»

Helga liess das Papier sinken. Vater ist also tot, schon seit drei Jahren, und sie hat's nicht gewusst. Seit ihrer Verhaftung hat sie nicht nach Hause schreiben können, und seitdem sie wieder frei ist, hat sie's nicht gewagt, aus Angst vor der Zensur. Mit grosser Gewalt kam das Heimweh über sie. Sie weinte aufs Neue. Sie hatte plötzlich nur einen Wunsch: ihr Kind zu nehmen und nach Deutschland zu fahren. Aber dieser Wunsch war unerfüllbar, das wusste sie.

Die Schwiegereltern blieben drei Tage. In ihrer freien Zeit zeigte Helga ihnen die Stadt. Immer schleppten sie den kleinen Alik mit, in den sie hoffnungslos verliebt waren. «Gib uns das Kind», sagte Fanja Wassilewna, «bei uns ist es gut aufgehoben. Und Gorki ist nicht weit von Moskau, du kannst es oft besuchen.»

Ja, das wäre wirklich eine gute Lösung. Heimlich telefonierte sie deswegen mit der Zentrale und war erschrocken über den strengen, geradezu brutalen Bescheid: Das Kind habe unter allen Umständen in Moskau zu bleiben.

Die Alten fanden sich mit der Absage ab, sie hatten sich in ihrem Leben mit so vielem abfinden müssen. Sie sprachen nie über Politik. Nur beim Abschied auf dem Bahnhof sagte Nikolai Fedotowitsch: «Meine anderen Söhne verurteilen Andrej und dich. Sie fürchten für ihre Karriere. Das ist Stalins Geist. Stalin ist nicht gut für Russland.»

Sie bestand den Kursus in Politik und Staatsbürgerkunde mit gut. Danach das Seminar über Gesundheitslehre und Gerichtsmedizin. Hier aber versagte die Genossin Puschkowa vollständig. Der Anblick von Leichen im gericht-

medizinischen Lehrbuch liess sich noch ertragen, aber die Obduktion eines richtigen Toten überstand sie nicht. In Moskau gab es Morde wie in jeder anderen Grossstadt der Welt – mit dem einen Unterschied freilich, dass man davon in den Zeitungen nichts las; doch jeder Ermordete wurde den Schülern und Schülerinnen der Kriminalistik vorgeführt, und jedesmal bekam die Puschkowa eine grüne Nasenspitze und fiel um. Schliesslich weigerte sie sich, zum Dienst zu gehen. Mischa meldete sie bei der Zentrale krank. Acht Tage blieb sie bei ihrem Kind, dann wurde sie zu General Sudoplatow befohlen.

Sie betrat die Lubjanka, den Sitz der Zentrale, mit den gleichen Angstgefühlen wie beim erstenmal; ein Haus, in dem man gequält worden ist, verliert nie seinen Schrecken.

Der General war nicht allein. In einem der tiefen Ledersessel sass ein eleganter Zivilist und blickte ihr mit sachlichem Interesse entgegen. Der General stellte ihn vor: Jewgenij Iwanowitsch Mirkowski, Oberst im Staatssicherheitsdienst, Held der Sowjetunion. Der Oberst war nach westlicher Mode gekleidet: hellgraue Weste zum Pfeffer- und-Salz-Anzug, schmale Hosen; kurzer Schnurrbart, angegraute Schläfen. Ein Mann Ende vierzig.

Der General sagte: «Sie machen uns Sorgen, Genossin! Unterbrechen einfach den Kurs für Gerichtsmedizin, nachdem Sie die beiden anderen Lehrgänge so gut bestanden haben. Was ist das denn für eine Dienstauffassung?»

Helga, schon eingeschüchtert von dem rauhen Ton, erinnerte sich plötzlich daran, wie der General in Unterhosen schnarchend vor ihrem Bett gelegen hatte, und das gab ihr das Selbstbewusstsein wieder. «Genosse General», sagte sie, «ich bin keine Leichenbeschauerin, ich kann so etwas Schreckliches nicht sehen. Ich traue mich kaum noch allein in meine Wohnung, weil ich immer Angst habe, dass mir eine Leiche ohne Augen nachschleicht.»

Der General lachte. «Wieso gerade ohne Augen?»

«Weil die letzte Leiche, die wir besichtigen mussten, keine Augen mehr hatte. Nein, Genosse General, so was halte ich nicht aus.»

«Tut mir leid, Genossin», sagte Sudoplatow, «aber es gehört nun mal zu unseren Aufgaben, unsere Mitarbeiter abzuhärten, so gut es geht.» Er schien die Sauf- und Entkleidungsnacht aus seinem Gedächtnis gestrichen zu haben, er war der vollkommen überlegene General und Leiter der 1. Abteilung, der mit dosiertem Wohlwollen zu seiner Untergebenen sprach. «Nun, Sie

haben Glück», fuhr er fort, «wir haben für Sie eine andere, sehr wichtige Aufgabe.» Er deutete auf den eleganten Oberst. «Genosse Mirkowski ist der Chef des Nachrichtendienstes in Österreich. Sie werden zusammen mit ihm und einem Mitarbeiter in Wien einen wichtigen Kontaktmann anwerben.»

Wien dachte sie, und ihr Herz jubelte. Sie erinnerte sich an den Politunterricht: Wien, Viersektorenstadt, ähnlich wie Berlin (in welchem Sektor mag Tante Margret wohnen?). Sie dachte: Wenn ich das Kind mitnehme, brauche ich nur in den amerikanischen oder französischen oder englischen Sektor zu gehen, dann bin ich frei!

Sudoplatow steckte die Hände in die Hosentaschen, und während er nach seiner Gewohnheit im Zimmer herumlief, erklärte er Helga den Auftrag: «Sie werden mit einer Gruppe von Ingenieuren nach Österreich fliegen und treten als Fach-Dolmetscherin auf; denn die Gruppe wird in Wien und Passau Maschinen einkaufen. Sie erhalten eine Eisenbahneruniform im Range eines Leutnants und werden zusammen mit dem dritten Mitarbeiter einen vierzehntägigen Kursus bei der Eisenbahndirektion Moskau mitmachen, damit Sie sich ein wenig in der Branche zurechtfinden.»

«Wer ist der dritte?» fragte sie eifrig. «Major Tschemischow?»

Sudoplatow grinste. «Das könnte Ihnen so passen. Familienausflug nach Wien, wie? Nein, nein, der Genosse Tschemischow wird hübsch in Moskau bleiben und auf Ihr Kind aufpassen.»

«Aber ich muss Alik mitnehmen», rief sie. «Er ist noch so klein.»

Der General schüttelte ärgerlich den Kopf. «Ihr Kind bleibt da, wo es hingehört, nämlich in der Sowjetunion. Ich hoffe, das haben Sie verstanden, ein für allemal!»

Diese Bande, dachte sie und begriff endlich, dass man sie in der Hand hatte. Ihr Kind würde sie nie im Stich lassen, und deshalb würde sie alles tun müssen, was man von ihr verlangte.

«Selbstverständlich», sagte Sudoplatow, «werden Sie in Wien als Jungesellin auf treten, und zwar in einer Aufmachung, mit der man sich auch unter Kapitalisten sehen lassen kann. Das notwendige Geld dafür wird Ihnen ausgezahlt werden.»

Hier unterbrach ihn der elegante Oberst Mirkowski. «Die Genossin», sagte er, indem er Helga ansah, «sollte ihr Haar aufhellen lassen. Sie wird dann noch wesentlich attraktiver wirken.»

Sudoplatow blieb stehen. Mit unbewegtem Gesicht betrachtete er Helga von allen Seiten, als hätte er sie noch nie gesehen. «Sie haben recht», sagte er dann zu Mirkowski. Und zu Helga: «Sie fahren anschliessend ins Intourist-Hotel, da gibt es westliche Friseure.»

Er ging zum Schreibtisch, blätterte in einer Akte und fuhr mit seiner Einweisung fort: «Die Ingenieurgruppe wird in Wien mit dem Fabrikanten Baumgartner zu tun haben. Durch ihn werden Sie Herrn Hochstätter kennenlernen. Und das ist der Mann, auf den es uns ankommt.» Er nahm ein Foto aus der Akte und hielt es ihr hin. Sie sah einen Mann unbestimmbaren Alters mit krausem Haar.

«Hochstätter», sagte Sudoplatow, «ist Leiter des Passamtes einer Wiener Vorstadt und – was für uns äusserst wichtig ist – Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs. Er soll uns folgende Dinge beschaffen: Erstens österreichische Personalausweise, leer, aber mit Stempel und Unterschrift, so dass wir nur noch das Passbild einzukleben brauchen. Zweitens ein Amtssiegel für die Lichtbilder und drittens Fotokopien der Karteikarten von Leuten, die vermisst, ausgewandert oder seit Langem verweist sind. Ist das klar?»

«Jawohl», sagte Helga. «Aber, Genosse General, wenn der Mann Kommunist ist, warum sagt ihm Oberst Mirkowski nicht einfach, er solle die Ausweise herausrücken?»

Diesmal schüttelte auch Mirkowski missbilligend den Kopf. Sudoplatow sagte: «Erstens muss Genosse Mirkowski sich in Wien äusserste Zurückhaltung auferlegen. Zweitens können wir den österreichischen Behörden nicht einfach Befehle erteilen wie unseren Genossen in der DDR. Und schliesslich ist Hochstätter Beamter. Wir wissen nicht, wie weit seine Bereitschaft geht, uns in solchen Dingen zu helfen. Das alles, Genossin Puschkowa, werden Sie herausfinden müssen – mit weiblichem Charme und weiblicher Vorsicht natürlich.» Sudoplatow griff in die Schreibtischschublade und reichte ihr ein Bündel Banknoten. «Zählen Sie nach.»

Sie zählte nach. Es waren 5'000 Rubel. Er lächelte aufmunternd. «Also los, Genossin, fangen Sie an mit den Vorbereitungen. Alle weiteren Anweisungen bekommen Sie von der Zentrale und später von Oberst Mirkowski. Er wird vor Ihnen in Wien sein und Sie und Nr. 3 auf dem Flughafen abholen.»

Nr. 3 hiess Sergej Lwowitsch Okunin; mit ihm absolvierte Helga den Schnellkursus bei der Eisenbahndirektion. Er war Major im Staatssicherheitsdienst und sprach Deutsch und Englisch; ein dicker Mann Anfang dreissig, immer höflich und korrekt, und nichts deutete vorerst darauf hin, wie viele Schwierigkeiten sie mit ihm in Österreich haben würde.

Während dieser Zeit der Vorbereitungen entdeckte Helga an Mischa auffallende Zeichen der Eifersucht. Nicht nur, dass er behauptete, Okunin sei

ein unfähiger und zudem widerwärtiger Bursche, er war auch von grosser Zärtlichkeit und bestand darauf, dass sie vor ihrer Abreise noch einmal mit ihm ins Theater ginge. Sie zog das Abendkleid an, das sie sich für Wien gekauft hatte: blauer Samt mit Perlenstickerei; dazu ihr hell gebleichtes Haar, das sah gut aus. Mischa war hingerissen und behauptete, ganz Moskau würde es auch sein.

Aber die Moskauer schienen ausschliesslich daran interessiert, rechtzeitig ihre Plätze einzunehmen. Dennoch fand sich noch ein zweiter Bewunderer, und der war wichtiger für sie als das ganze übrige Moskau, ausgenommen die Genossen Stalin und Berija: Während der Vorstellung kam jemand in die Loge und überreichte Mischa einen Brief. Er öffnete und gab das Blatt an sie weiter. Sie las: *Ich erwarte Sie in der Pause am Büfett. Stellen Sie mich Ihrer reizenden Partnerin vor. Abakumow.*

«Was will er?» fragte sie ängstlich.

Mischa grinste stolz. «Das siehst du doch. Ich wette, er hat dich nicht erkannt. Na, er wird staunen.»

Genosse Abakumow, Minister für Staatssicherheit, hatte in der Tat seine jüngste Mitarbeiterin nicht erkannt. Umso freigiebiger spendete er Lob über ihre Verwandlung. Dann wurde er dienstlich, sprach von ihrem Auftrag. «Darüber müssen wir uns noch unterhalten», sagte er. «Ich habe nachher eine Besprechung im Metropol, da begleiten Sie mich am besten. Dann können wir über alles reden.»

Sein schwarzglänzender Zim stand nach der Vorstellung bereit. Väterlich sagte er zu Mischa: «Mein Fahrer wird die Genossin Puschkowa nach Hause bringen, machen Sie sich keine Sorgen.» Und Mischa, der einen grossen Abschiedsabend geplant hatte, salutierte mit süssaurer Miene, während der Wagen abfuhr.

Das Restaurant des Metropol war voller Prominenz. Die Uniform herrschte vor. Abakumow, von allen Seiten gegrüsst und freundlich zurückgrüssend, führte Helga an einen reservierten Tisch, der für zwei Personen gedeckt war. Er rückte ihr den Stuhl zurecht.

«Und Ihre Besprechung?» fragte sie.

Er setzte sich ihr gegenüber. «Irgendeine Ausrede musste ich doch haben, um Sie zu entführen.» Er nahm ihre Hand. «Sehen Sie, Genossin, ich bin ein alter Mann, überarbeitet, mit Verantwortung beladen und nicht sehr gesund. Da ist es für mich ein grosses Vergnügen, mal mit einer hübschen jungen Frau zusammen zu sein.»

Sie sah sein blasses, aufgeschwemmtes Gesicht, seine verschatteten Augen mit den dunklen Tränensäcken und lächelte ihn an. Sein Alter interes-

sierte sie nicht und auch nicht seine Gesundheit. Für sie war nur dies wichtig: Er gehörte nach Stalin und Berija zu den mächtigsten Männern im Staat, und nur einer wie er würde in der Lage sein, Andrej aus dem Arbeitslager zu holen. Sie sagte: «So alt sind Sie doch gar nicht. Ich finde, Sie sehen noch sehr jung aus.»

Das hörte er gern. Er streichelte ihre Hand.

Ein General kam vorbei, blieb stehen, hob die Hand. «Genosse Abakumow, wie geht es Ihnen?» Er verbeugte sich vor Helga. «Das ist gewiss Ihre Tochter.»

«Nein, Verehrtester», sagte Abakumow kühl, «das ist eine Mitarbeiterin von mir, Genossin Puschkowa.»

«Oh, ich dachte ...» sagte der General verlegen und ging rasch weiter.

Abakumow zwinkerte ihr zu. «Da haben Sie's, so alt sehe ich aus, dass man mich für Ihren Vater hält. Aber die sollen merken, dass das nicht der Fall ist.» Er griff nach ihrer Hand und küsste sie mehrmals, so dass alle es sehen konnten. Er schien entschlossen, den temperamentvollen Kavalier zu spielen. Er sagte: «Sie sehen nicht wie eine Russin aus, auch nicht wie eine Deutsche, sondern wie eine Französin. Ich mag das. Ich habe eine Schwäche für die Franzosen und ihre Lebensweise.» Er bestellte ein französisches Menü und Krimsekt.

Während des Essens erzählte er von seiner Datscha und von der Jagd, die für ihn die beste Erholung sei; dazwischen machte er ihr immer neue Komplimente. Sie gab sich Mühe, ihm zu gefallen, hörte aufmerksam zu, hielt mit Zwischenfragen seinen Redefluss in Gang; ältere Männer lieben es, von sich und ihren Sorgen zu erzählen. Und sie vermied es, von Andrej zu sprechen; sie war klug geworden. Bei den Mächtigen muss man warten können.

Er brachte sie mit dem Wagen nach Hause, und während der Fahrt küsste er sie, ohne sich vor dem Fahrer zu genieren. Sie dachte an Andrej und wehrte sich nicht.

Er sagte in der sentimentalen Ausdrucksweise verliebter alter Gockel: «Ich wünsche dir viel Erfolg in Wien, kleine Lenotschka. Ich freue mich auf deine Rückkehr, dann zeige ich dir meine Datscha.»

Und dann, mein Alterchen, dachte sie, werden wir über Andrej sprechen.

Zwei Tage später sass sie in der schwarzen Eisenbahneruniform neben dem dicken Major Okunin im Flugzeug. Okunin stiess sie an und zeigte aus dem Fenster. «Da liegt Wien.» Sie sah die Stadt unter sich liegen, ein riesiges

graues Häusermeer, und sie dachte ganz unvorschriftsmässig: Irgendwo da unten wohnt Tante Margret. Selbstverständlich war es ihr streng verboten, Tante Margret zu besuchen.

Das Flugzeug setzte zur Landung an, rollte aus, die Tür öffnete sich, und Helga stieg inmitten der Ingenieurgruppe die Treppe hinunter. Unten stand Mirkowski mit den Herren der Handelsmission.

Während der Begrüssung hörte sie einen der Österreicher sagen: «Schau, das ist mal eine fesche Russin.»

Mirkowski lächelte ihr zu und sagte leise: «Der Mann hat vollkommen recht, das Blond steht Ihnen ausgezeichnet. Wenn Sie so tüchtig sind, wie Sie aussehen, können wir uns gratulieren.»

Dann setzte sich die Gruppe in Bewegung. Helga trug einen kleinen flachen Koffer aus gelbem Krokodilleder. In seinem doppelten Boden befanden sich eine Pistole, eine Minox-Kamera, ein Kleinstsender, 1'000 amerikanische Dollar und der gleiche Betrag in österreichischen Schilling.

Sie wohnten in einem Hotel, das für die sowjetische Besatzungsmacht beschlagnahmt war. Helgas Zimmernachbar war Major Okunin. («Sergejew» nennt er sich für die Dauer des österreichischen Unternehmens, während sie den Decknamen «Swetlana Nikolajewna Anikanowa» bekommen hat.) Sie duzten einander, wie unter Kollegen des Geheimdienstes üblich, dennoch blieben sie auf Distanz; denn jeder wusste, dass er vom anderen überwacht wurde. Das hatte General Sudoplatow seiner jüngsten Mitarbeiterin selber eingeschärft: «Sie haben nicht nur die Ingenieurgruppe zu überwachen, sondern auch die Genossen Okunin und Mirkowski.»

«Aber Oberst Mirkowski ist doch Chef des österreichischen Nachrichtendienstes.»

«Na und? Das ist doch ein doppelter Grund, ihn gut zu überwachen.»

So war das. Kein angenehmes Gefühl. Und so was lag ihr auch gar nicht, aber sie würde sich daran gewöhnen müssen. (An was hat sie sich in Sibirien nicht alles gewöhnt!)

Die ersten Tage waren langweilig und anstrengend. Eine Konferenz nach der anderen. Es ging um den Ankauf von Elektromotoren für die sowjetische Eisenbahn. Der geheimnisvolle Herr Hochstätter aber liess sich nicht blicken.

Dann, nach dreitägigen Besprechungen, wurde die Sache interessanter. Es trat Herr Baumgartner auf, ein grosser, gut aussehender Herr, teuer an-

gezogen und voll österreichischem Charme. «Er ist zwar ein Kapitalist», sagte Okunin, «aber ein aufrichtiger Freund der Sowjetunion.»

Herr Baumgartner war Fabrikant jener Elektromotoren, um deretwillen die Ingenieurgruppe aus Moskau nach Wien gekommen war. Eine Betriebsbesichtigung endete zur vollen Zufriedenheit beider Parteien, und nachdem ein Vorvertrag aufgesetzt worden war, lud Herr Baumgartner die Russen in sein Haus.

Grosser Gesellschaftsabend, europäisch-wienerisch die Atmosphäre. Der Krieg war noch nicht fern; aber im Hause Baumgartner merkte man nichts mehr davon. Die Russen waren in ihren schwarzen Eisenbahneruniformen erschienen. Die enge Litewka mit den breiten silbernen Schulterstücken stand Helga gut; trotzdem hätte sie viel lieber eines der neuen Kleider angezogen, um ein bisschen mit der Frau des Hauses konkurrieren zu können. Das war eine wirkliche Dame, elegant und von hinreissender Liebenswürdigkeit. Auch österreichische Gäste waren erschienen aus Industrie und Verwaltung, viele Namen, viel Verbeugungen. Und dann: «G'statten gnä' Frau, dass ich Ihnen Herrn Hochstätter vorstelle?»

Das also war er: ein Mann Mitte vierzig in einem Trachtenanzug, gut genährt. Sie reichte ihm die Hand, hatte jetzt aber keine Zeit für ihn, war immer noch beschäftigt mit der Frau des Hauses. Welch eine Frisur, Welch eine Haarfarbe, ein zartes, silbriges Blond, dagegen wirkte Helgas in Moskau gefärbtes Haar strohig gelb. Ob Frau Baumgartner ihren Friseur verraten würde?

Sie tat es, und gleich waren sie im Gespräch von Frau zu Frau, unter besonderer Berücksichtigung der Mode, die – von Paris her – wieder im Kommen war, nachdem der Krieg sie fast aus dem Felde geschlagen hatte: New Look, lang, fast bis zu den Knöcheln.

Darüber vergass Helga beinahe ihren Auftrag, doch Okunin vergass ihn nicht; der schlängelte sich an sie heran und zischte: «Kümmer dich gefälligst um Hochstätter, deswegen bist du schliesslich hier.» Ach, dieser verdammte Auftrag. Immerhin, Frau Baumgartner hatte ihr versprochen, sie am nächsten Tag zum Friseur und beim Einkauf zu begleiten.

Es war nicht schwierig, mit Hochstätter in Kontakt zu kommen, ein ungemein redseliger Mann, leidenschaftlicher Jäger wie Herr Baumgartner (daher rührte ihre Freundschaft) und überdies für weibliche Reize nicht unempfindlich. Er wich ihr für den Rest des Abends nicht mehr von der Seite (Okunin sah es mit Wohlgefallen), stellte Fragen über Fragen, schwärmte

von Moskau, vom Bolschoi-Theater, vom Roten Platz, vom Kreml, hielt offenbar die Sowjetunion für ein einziges Paradies – und war natürlich nie da gewesen.

«Aber Wien», sagte sie, «Wien ist mindestens so schön wie Moskau, ich kenne zwar noch nicht viel davon ...»

Er reagierte sofort. «Wenn ich's Ihnen zeigen darf? Nichts, was ich lieber täte!»

Nein, Hochstätter war keine harte Nuss; fragte sich nur, ob er auch bereit sein würde, die Ausweise zu beschaffen, als Staatsbeamter hatte er ja schliesslich einen Diensteid abgelegt.

Darüber wurde am nächsten Abend in Oberst Mirkowskis Haus in der Ungargasse beraten. Helga erschien zu dieser Besprechung mit frisch gelegtem und getöntem Haar und einem neuen Wiener Kostüm.

Der Oberst betrachtete sie mit grösstem Wohlwollen. «Sie sind noch hübscher geworden, Genossin, die Wiener Luft scheint Ihnen zu bekommen.» Und die Wiener Friseurin, dachte sie. Er reichte Zigaretten herum und gab ihr Feuer. «Kommen wir zum Thema. Hochstätter hat sich also bereit erklärt, Ihnen Wien zu zeigen. Sie werden sich für Sonntag mit ihm verabreden, Genosse Okunin fährt mit.»

«Bitte nicht», sagte Helga. «Er stört doch nur.»

Major Okunin sah sie beleidigt an. «Ich weiss genau, wann ich störe und wann nicht.»

«So», sagte sie schnippisch. «Heute beim Einkaufen mit Frau Baumgartner hatte ich aber nicht den Eindruck.»

«Aber beim Bezahlen in dem Modegeschäft», sagte Okunin, «als dein Geld nicht mehr langte, da habe ich dann wohl nicht gestört?»

«Kein Palaver!» sagte Mirkowski. «Okunin fährt mit, das ist ganz klar. Wenn es notwendig sein sollte, wird er sich diskret entfernen. Sie, Genossin, werden während dieser Stadtbesichtigung Ihr Verhältnis zu Hochstätter vertiefen, vielleicht können Sie sogar das Gespräch auf seine dienstliche Tätigkeit bringen. Abends um sieben sind Sie dann alle bei mir zu Gast, und da werden wir ihn mit allen Mitteln bearbeiten.» Er stand auf und klingelte. Eine junge Frau trat ins Zimmer. «Das ist Dschena», sagte er, «unsere Wirtschafterin. Und bei besonderen Anlässen meine Frau.»

«Hör mal», sagte Mirkowski zu ihr, «wir haben Sonntagabend einen wichtigen Gast, Herm Hochstätter, du weisst, was mit ihm los ist. Wir brauchen ein erstklassiges Essen und genügend zu trinken.»

«Gut», sagte sie, «wer kommt noch?»

«Nur die beiden hier», sagte Mirkowski, «als Mitglieder der Ingenieurgruppe. Ich wollte dich nur mit ihnen bekannt machen.»

«In Ordnung», sagte Dschena und ging.

Mirkowski nahm eine Flasche Kognak aus dem Schrank und schenkte ein. Er hob sein Glas und sah Helga an. «Von Ihnen hängt alles ab, Genossin. Hochstätter fliegt auf Ihren Typ. Wissen Sie, was er zu Baumgartner gesagt hat? Er hat gesagt: ‚Ich habe ohnehin eine Schwäche für die Russen. Aber wenn sie dann noch mit Frauen anrücken wie dieser Swetlana Nikolajewna, dann möchte ich fast meine Nationalität aufgeben und in die Sowjetunion auswandern.‘» Mirkowski lachte. «Sie brauchen ihn also nur ein bisschen zu bezirzen, mehr nicht. Darauf trinke ich. Na sdorowje!»

«Na sdorowje», sagte Helga, und während sie trank, dachte sie: einen fremden Mann so zu bezirzen, dass er unterschriebene und abgestempelte Pässe seiner Dienststelle herausrückt? Das schaffe ich nie!

Hochstätter war entzückt, als sie ihn anrief wegen des Bummels durch Wien. «Ich stehe Ihnen zur Verfügung. Wann? Sonntag? Natürlich, den ganzen Tag! Für Sie tue ich doch alles!»

Hoffentlich, dachte sie.

Für das Unternehmen zog sie eines der Kleider an, die sie mit Frau Baumgartner gekauft hatte, marineblau mit weißem Kragen, dazu einen Sommermantel mit zum Kleid passendem Futter und einen weißen Hut.

Sie griff nach dem Krokodillederköfferchen, trat vor den Spiegel. Nein, das Köfferchen passte in keiner Weise, und wozu hatte sie sich die weiße Tasche gekauft? Nach ihrer Dienstanweisung hätte sie nun den Inhalt des Köfferchens in die Tasche umladen müssen, aber für ihren Auftrag brauchte sie weder die Pistole noch die Minox-Kamera, noch die Dollars. Sie stellte das Köfferchen in den Schrank, nahm die weiße Tasche und ging.

Okunin wartete in der Halle, als sie die Treppe herunterkam. «Fehlt nur noch der Blumenstrauß», sagte er, «und die Leute glauben, wir fahren zum Standesamt.» Sie schwieg verächtlich. Die Stimmung zwischen ihnen war noch gereizter als sonst.

Pünktlich zur verabredeten Zeit erschien Herr Hochstätter, diesmal nicht im Trachtenj anker, sondern im seriösen grauen Anzug.

Vor dem Hotel stand ein schwarzer Mercedes mit Fahrer. «Den hat uns liebenswürdigerweise die Botschaft zur Verfügung gestellt», sagte Okunin; aber Helga merkte sofort, dass der Wagen von der Zentrale stammte, denn Okunin duzte sich mit dem Fahrer.

Es war ein prachtvoller Morgen, ein Spätsommertag wie in Kindheitsta-

gen, und alle Kirchenglocken läuteten. «Ich schlage vor», sagte Hochstätter, «wir fangen mit der Hofburg an.»

«Nein», sagte Helga, «erst in den Stephansdom.»

«Aber da ist jetzt gerade Messe, und wir gehören doch nicht zu den Leuten, die gern beten.»

«Nein», sagte Helga, «aber ich möchte die Orgel spielen hören.»

«Und die neuesten Kleider sehen», sagte Okunin.

Sie fuhr ihn auf Russisch an: «Von mir aus kannst du mich bespitzeln, soviel du willst, aber wo wir hingehen, das bestimme ich.»

Er verbiss seinen Ärger. «Na gut», sagte er, «fahren wir also.»

Orgelspiel rauschte ihnen entgegen, als sie in die Weihrauchskühle des Domes traten. Die Männer blieben am Eingang stehen, sie aber bekreuzigte sich, ging hinein, kniete unter den Andächtigen nieder und betete. Es war ihr gleichgültig, was Okunin und Hochstätter dachten; sie hatte plötzlich alles vergessen, war wieder das kleine Mädchen, das in der Kirche von Deljatin sein Ave Maria sprach.

Nach einer Weile stiess jemand sie an. Okunin beugte sich über sie. «Wie lange willst du diesen Zirkus noch mitmachen?»

Sie fauchte ihn an. «Solange es mir passt.»

«Gut, ich warte», sagte er mit unterdrückter Stimme. «Aber ich hoffe, du vergisst nicht, weshalb wir unterwegs sind.»

«Mach dir keine Sorgen», sagte sie, aber sie stand dann doch auf.

Hochstätter wartete draussen mit dem Fahrer. «Es war wunderschön», sagte sie. «Die Orgel hat einen herrlichen Klang.»

«Sie hat sich sehr taktvoll benommen», sagte Okunin mit saurem Lächeln, «sie hat sich hingekniet und getan, als ob sie betete.»

«Ich würde das nicht fertigbringen», sagte Hochstätter bewundernd, «aber Frauen sind da geschickter.»

«Und jetzt», sagte Helga, «möchte ich noch auf den Turm.»

Okunin sah sie entrüstet an. «Das ist doch nicht dein Ernst.»

«Natürlich», sagte sie. «Du kannst ja unten bleiben.»

Er blieb nicht unten, er ging mit, keuchte über zweihundert Stufen hinauf, schwitzte und nahm übel in treuer Pflichterfüllung. So ging es den ganzen Tag. Er gab ihr keine Gelegenheit, mit Hochstätter allein zu sein – warum, das mochte der Teufel wissen. Es war wirklich idiotisch, und mit der Zeit sah es tatsächlich so aus, als wollte er sie daran hindern, ihren Auftrag zu erfüllen. Das war am Nachmittag, und sie sassen in einem Café in der Margaretenstrasse.

Hochstätter gab sich grosse Mühe mit ihnen, das musste man zugeben. Er hatte vom Kampf der KPÖ gegen die österreichische Reaktion berichtet und

hielt nun einen Vortrag über die Herrschaft des Klerikalfaschismus unter Dollfuss, da wurde er von Okunin unterbrochen. Okunin starrte Helga an und sagte auf Russisch: «Wo hast du dein Köfferchen?»

«Im Hotel», antwortete sie.

«Aber den Inhalt hast du hoffentlich bei dir.»

Sie schlenkerte ihre neue weiße Tasche. «Was soll ich mich damit abschleppen? Das Köfferchen ist in meinem Schrank, mit Inhalt. Und da ist es sicher.»

Okunin wurde blass, wirklich, es war keine Täuschung. «Wir müssen sofort ins Hotel!»

«Du bist ja verrückt. Mein Gott, diese Wichtigtuerei!»

«Davon verstehst du nichts», sagte er scharf. «Also los!»

Hochstätter kam mit. Er war von Okunins Aufregung angesteckt, und zu dritt eilten sie auf Helgas Zimmer. Okunin riss die Schranktür auf, und der Schreck fuhr Helga in die Knie: das Köfferchen war weg.

Sie durchsuchten das Zimmer, ohne Erfolg. Okunin rief die Direktion an. Nein, ein Krokodillederköfferchen sei nicht gefunden worden. Okunin sah Helga an, finsternen Triumph im Blick. «Na, du wirst was erleben», sagte er auf Russisch.

Helga brach in Tränen aus.

«Aber Genosse Okunin», sagte Hochstätter, «wozu die Aufregung? Wir werden sofort die Kriminalpolizei benachrichtigen, und Sie werden sich wundern, wie schnell das Köfferchen wieder da ist.»

Okunin wehrte ab. «Nein, nein, das möchte ich unter keinen Umständen. Ich werde erst mal die notwendigen Nachforschungen innerhalb des Hotels veranlassen.» Eilig verließ er das Zimmer.

Helga blieb weinend zurück. Hochstätter fragte mitleidig: «Was ist denn eigentlich darin? Schmuck?»

«Nein. Aber Geld, viel Geld, und mein Dienstaussweis und – meine Pistole.» Von der Minox-Kamera sagte sie nichts.

Hochstätter nahm ihre Hand und streichelte sie. Ihm schien die Situation nicht unangenehm zu sein. «Swetlana Nikolajewna», sagte er kühn, «weinen Sie doch nicht. Wir werden das Köfferchen schon finden. Für Sie setze ich die gesamte Wiener Polizei in Bewegung, das können Sie mir glauben.»

Sie glaubte es ihm. Inzwischen streichelte er nicht nur ihre Hand, sondern auch ihren Arm und ihre Schultern. Da setzte sie alles auf eine Karte. Sie wischte sich die Tränen ab und hob den Blick zu ihm auf. «Wir können

nicht die Polizei in Anspruch nehmen, ich werde Ihnen gleich erklären, weshalb. Aber Sie könnten mir auf andere Weise helfen.»

«Wie denn?» rief er. «Sagen Sie es mir!»

«Genosse Hochstätter», sagte sie, «ich muss Ihnen ein Geheimnis eröffnen.»

«Sprechen Sie nur, Swetlana Nikolajewna. Ich bin verschwiegen.»

«Genosse Hochstätter, ich bin Mitarbeiterin des sowjetischen Geheimdienstes, genau wie Major Okunin.»

«Was?» rief er. «Ist das wirklich wahr?» Sein dickliches Gesicht glühte in plötzlicher Begeisterung. «Sie sind also eine richtige Geheimagentin der Sowjetmacht?»

«Ja», hauchte sie. «Wir sind zum Schutz der Ingenieurgruppe hier. Nun habe ich dieses Köfferchen verloren, und das wird mir die Zentrale nicht verzeihen, verstehen Sie das?»

«Oh, natürlich», sagte er aufgeregt. «Vermutlich haben Sie noch andere geheime Dinge darin?»

«Ja. Einen Miniatursender und eine Minikamera.»

«Einen Miniatursender», flüsterte er voller Hochachtung. «Mein Gott, wenn ich Ihnen nur helfen könnte.»

«Sie können mir helfen», sagte sie. «Wenn Sie mir einen bestimmten Gefallen tun, wird mir die Zentrale meine Unachtsamkeit nicht nachtragen.»

«Was für einen Gefallen?» fragte er und drückte ihre Hand. «Sprechen Sie doch, Swetlana Nikolajewna!»

Sie atmete tief, blickte ihm in die Augen und sagte leise: «Unsere Zentrale in Moskau benötigt für ihre wichtigen Aufgaben einige österreichische Ausweise, leere Ausweise ...»

«Pässe oder Identitätskarten?» fragte er.

«Beides. Nur müssten sie unterschrieben und abgestempelt sein...»

«Und natürlich», unterbrach er sie eifrig, «brauchten Sie dann noch ein Siegel für die Lichtbilder, die Sie später in Moskau hineinkleben.»

«Ja», sagte sie und sah ihn unsicher an. Machte er sich lustig?

Aber davon war er weit entfernt, seine Augen leuchteten voll ideologischem Enthusiasmus, als er weitersprach: «Genossin Swetlana, geliebte Genossin, möchte ich fast sagen, ich bin Kommunist, in erster Linie und vor allem, und für mich gibt es nur ein Vaterland, das Vaterland der Werktätigen. Ich helfe der Sowjetunion, wo ich kann, und besonders gern helfe ich Ihnen, damit Sie aus Ihren Schwierigkeiten herauskommen.»

Spontan legte sie ihm die Arme um den Hals und küsste ihn. Sie war ihm wirklich dankbar, dass er ihr aus dieser dummen Patsche heraushelfen wollte.

Er küsste sie heftig wieder. «Madel», flüsterte er, und nun überwog zweifellos rein menschliche Wärme seine ideologische Begeisterung, «du brauchst mir nur zu sagen, wann, wie, wo ...»

«Das wird Ihnen nachher Genosse Mirkowski sagen.»

«Auch er gehört zum Geheimdienst?»

«Auch er», sagte sie, machte sich los, holte aus dem Schrank eine Flasche Stolitschnaja-Wodka und goss ein Zahnglas voll. Sie drückte es ihm in die Hand. «Na sdorowje, und vielen Dank!»

«Na sdorowje», antwortete er froh.

Auch sie nahm einen grossen Wodka, und als Major Okunin hereinkam, da waren Swetlana Nikolajewna alias Helga Wannenmacher und der österreichische Genosse Hochstätter ungemein fröhlich.

Okunin sah es mit Missbilligung, aber mit Rücksicht auf den Österreicher enthielt er sich eines offenen Tadels. «Nichts gefunden», sagte er düster. Er warf einen Blick auf die Uhr. «Jetzt müssen wir los. Wir wollen die Mirkowskis nicht warten lassen.»

Mirkowski empfing sie an der Seite der Wirtschaftlerin Dschena, die sich als Diplomategattin und Dame des Hauses in weinrote Seide und viele Perlen gehüllt hatte. Noch ehe der Begrüssungscocktail getrunken war, fasste sich Helga ein Herz. «Genosse Mirkowski», sagte sie, «ich muss Ihnen ein Geständnis machen. Mein Köfferchen, Sie wissen schon welches, ist verlorengegangen.»

Mirkowski runzelte drohend die Stirn.

«Bevor Sie mich deswegen nach Moskau zurückschicken», fuhr Helga fort, «möchte ich Ihnen noch eine andere Meldung machen. Der Genosse Hochstätter hat sich vorhin bereit erklärt, uns alles zu liefern, was wir von ihm brauchen.»

Mirkowskis Stirn entwölkte sich augenblicklich, strahlend wandte er sich an den Gast. «Ich hätte nicht gewagt, Genosse Hochstätter, Sie einfach darum zu bitten, obwohl ich Ihre bewundernswerte Einstellung gegenüber unserem Vaterland kenne. Ich bin auch nicht sicher, ob Sie mir mit derselben Bereitwilligkeit entgegengekommen wären wie unserer reizenden Genossin Swetlana Nikolajewna.»

Hochstätter strahlte nicht minder. «Für mich wird es ein doppeltes Vergnügen sein, sowohl der Sowjetunion als auch Swetlana Nikolajewna einen Dienst erwiesen zu haben.»

«Das kann ich gut verstehen, deshalb freue ich mich, dass ich nun auch

meinerseits Swetlana Nikolajewna eine Freude machen kann.» So sprach Genosse Mirkowski mit einer weltmännischen Liebenswürdigkeit, wie sie von einem Sowjetmenschen nicht ohne Weiteres zu erwarten ist. Er verschwand im Nebenzimmer und kam gleich darauf mit einem Krokodillederkoffer zurück.

Mirkowski überreichte ihn Helga. «Ich kam heute Morgen am Hotel vorbei, wollte hereinschauen, traf Sie aber nicht mehr an. Ihr Zimmer wurde gerade saubergemacht. Ich sah das Ding im offenen Schrank stehen und habe es vorsichtshalber mitgenommen.» Er griff nach seinem Glas. «Aber mm wollen wir endlich unseren Cocktail trinken.» Er stiess mit Okunin an. «Was machen Sie für ein Gesicht? Trinken wir auf unseren Freund Hochstätter und auf unsere tüchtige Genossin.»

«Ich gratuliere», sagte Okunin zu Helga und legte sein Gesicht endlich in freundlichere Falten.

Es wurde ein fröhlicher Abend, aber als Helga nachher im Bett lag, konnte sie nicht schlafen. Der Erfolg freute sie nicht. Hier liegt sie in einem Hotel in Wien, Luxusklasse, im Schrank hängt eine Kollektion von Kleidern, wie sie sich nur wenige Frauen in Europa leisten können, Geld hat sie, soviel sie will, aber ihr Kind wird in Moskau zurückgehalten, ihr Mann quält sich in einem sibirischen Sklavenlager, und sie selber ist die Gefangene des Geheimdienstes. Es ist ihr nicht mal erlaubt, ihre Tante zu besuchen, die nur ein paar Blocks von ihr entfernt im französischen Sektor wohnt. Verdammte, dachte sie, soll ich nach Moskau zurückfliegen, ohne wenigstens Tante Margret gesehen zu haben? Nebenan schnarchte Okunin, ihr Bewacher.

Sie stand auf, zog sich an. Wenigstens die Illusion der Freiheit wollte sie haben, eine Stunde mit Tante Margret reden über Familiendinge, Erinnerungen auskramen, mochte Okunin sich auf den Kopf stellen und Mirkowski auch. Das Köfferchen nahm sie mit (das passiert mir nicht noch einmal). Sie schlich an Okunins Zimmer vorbei zur Treppe. Unten hielt der Offizier vom Dienst sie an.

Sie zeigte ihren MGB-Ausweis.

«Danke», sagte er, um viele Grade liebenswürdiger. «Die Pflichten schlafen auch nachts nicht.»

«Recht haben Sie», antwortete sie. «Wenn man nur nicht so müde wäre.» Und sie gähnte ihm ins Gesicht.

Er lachte und liess sie hinaus. «Alles Gute, Genossin.»

Sie nahm ein Taxi und fuhr in den französischen Sektor, Lienfeldergasse. Um Viertel vor eins stand sie vor dem Haus, in dessen erster Etage Tante Margret seit Jahrzehnten ihre Wohnung hatte.

Die Fenster waren dunkel, trotzdem klingelte sie. Nichts rührte sich. Ob sie überhaupt noch am Leben ist?

Da steht sie auf der schlechtbeleuchteten Strasse, allein und ratlos. So eine Schnapsidee, mitten in der Nacht Tante Margret besuchen zu wollen. Wirklich blöd. Langsam geht sie die Strasse hinunter. Ziemlich still hier, unheimlich. Zwei Strassen weiter hält ein Taxi neben ihr. «Irgendwohin, gnä' Frau?»

Dankbar stieg sie ein. Wohin also? Zum Hotel? Wieder ins Bett? Wieder nicht schlafen können? Nebenan der schnarchende Bewacher? Nein! «Ich möchte noch irgendwo ein Glas Wein trinken.»

«Viel ist nicht mehr auf», sagte der Fahrer. «Wenn Ihnen das Casino Oriental recht ist?»

Ihr ist alles recht.

Das Casino Oriental lag am Petersplatz und war nicht ganz das Richtige, das sah sie auf den ersten Blick. Aber sie ging trotzdem hinein, der Fahrer hatte ja gesagt, etwas anderes sei um diese Zeit nicht mehr offen. Der Vorraum war in Bonbonfarben beleuchtet, von drinnen kam Musik, und sie zögerte, die Schwingtür zu öffnen.

«Helio, Darling», sagte jemand zu ihr, «come in, please!» Es war ein Amerikaner, ein grosser Kerl, Oberleutnant, soweit sie das in der bunten Dämmerung erkennen konnte.

«Ich bin nicht Ihr Darling», sagte sie.

«Sorry», sagte er, «aber Sie sind allein, und ich kann es nicht ertragen, hübsche Mädchen allein zu sehen.» Er fasste sie am Arm und zog sie mit sich. Sie versuchte, sich loszumachen, aber seine Hand presste ihren Arm wie ein Schraubstock, und schreien wollte sie nicht, das konnte sie sich nicht erlauben.

In dem Lokal war es dunkel, nur die kleine Bühne strahlte im Scheinwerferlicht. Auf ihr bewegten drei halbnackte Mädchen nach dem Rhythmus der Musik ihre Bauchnabel hin und her.

Der Amerikaner steuerte zielsicher auf einen Tisch zu, der offenbar ihm gehörte, drückte sie auf einen Stuhl und setzte sich neben sie. «Ich heisse Charly», sagte er. «Und du, Honey?»

«Das geht Sie nichts an», sagte sie. Steif sass sie auf dem Stuhl, ihr Geheimköfferchen hielt sie mit beiden Händen umklammert und blickte sich vorsichtig um, aber sie konnte in der Dunkelheit die übrigen Gäste nicht erkennen.

«Was willst du trinken?» fragte Charly. «Wein oder Whisky?»

«Whisky», sagte sie, «und viel Soda.» Sie hatte plötzlich einen wahnsinnigen Durst. In unglaublich kurzer Zeit stand der Whisky vor ihr. Charly füll-

te das Glas mit Soda und hielt es ihr hin. Nachdem sie getrunken hatte, riss er ihr das Köfferchen weg und legte den Arm um sie.

«Lassen Sie das gefälligst», fauchte sie.

«Aber Honey, hast du was dagegen, wenn ein Gentleman nett zu dir ist?» Er fasste sie noch fester, er war sehr stark. Da drehte sie sich ihm zu, und als er sie an sich ziehen wollte, stiess sie mit aller Kraft ihren Absatz gegen sein Schienbein. Das war einer der ganz einfachen Tricks, die sie auf der Moskauer Miliz-Schule gelernt hatte.

Charly zuckte zusammen, und indem er einen fiependen Laut aussties, ging er langsam in die Höhe. Dann liess er sich ebenso langsam wieder auf den Stuhl nieder. «Honey», sagte er vorwurfsvoll, «das war sehr unfair.»

Sie nahm ihm das Köfferchen weg. «Benehmen Sie sich anständig und lassen Sie mich in Ruhe das Glas austrinken. Und dann bringen Sie mich bitte 'raus.»

«Auf keinen Fall», sagte Charly. «Bleib hier, Honey.»

Die Nackedeis auf der Bühne hatten ihren Bauchtanz beendet, und das Licht ging an. Helga erschrak. In dem Lokal sassen nicht nur Amerikaner, sondern auch Franzosen, Engländer und Russen, und nahezu jeder der Gäste hatte ein Mädchen neben sich oder auf dem Schoss.

Der junge Offizier, der sich Charly nannte, sah bei Licht gar nicht so übel aus: ein Bär mit kurzgeschorenem Haar und munteren braunen Augen. Und er gehörte offenbar zu dem Typ, den der Alkohol nicht bösartig macht, sondern kindlich-froh. Erstaunt blinzelte er Helga an, stiess einen Pfiff durch die Zähne, grinste: «I like you, honey!»

Die Musik spielte einen Boogie. Er sprang auf, entriss ihr zum zweitenmal das Köfferchen, warf es auf seinen Stuhl, fasste ihr Handgelenk und zerterte sie zur Tanzfläche. Er hielt sie eisern fest, was soll man da machen? Sie liess sich von ihm durch das Gewühl schieben. *Das Köfferchen, mein Gott, wenn das jemand klaut!*

Wieder ging das Licht aus, und in dem allgemeinen Geknutsche, das nun begann, zog er sie an sich und versuchte sie zu küssen. Da stiess sie ihm mit einem kurzen Ruck das Knie zwischen die Beine, genauso wie sie es auf der Moskauer Miliz-Schule gelernt hatte. Er liess sie sofort los, und das hatte sie auch nicht anders erwartet. Sie lief zum Tisch zurück, der Koffer war noch da, hastig griff sie danach, aber sie hatte Charly unterschätzt, er war schon wieder neben ihr und hielt sie fest. «Cat», sagte er, «du machst mir Spass!»

So wurde sie ihn nicht los, und einen Krach konnte sie nicht riskieren,

nicht mit all den Russen, die hier waren. Sie schaltete um und sah sanft zu ihm auf. «Wollen Sie mich telefonieren lassen?»

«Haha, mit wem?»

«Mit meiner Tante. Ich bin hier auf Besuch. Die alte Dame ängstigt sich sonst.»

Dagegen hatte er nichts, aber er ging mit zum Büfett. Sie rief das Hotel an und verlangte Major Okunin. Es dauerte eine Weile, bis er sich, ziemlich verschlafen, meldete. «Hier ist Swetlana», sagte sie. «Ich bin in ein Nachtlokal am Petersplatz geraten und weiss nicht, was ich tun soll. Ein Amerikaner sitzt mir auf der Pelle, den werde ich nicht mehr los.»

Okunin wurde ganz wach. «Was?» brüllte er. «Bist du verrückt geworden? Wie heisst das Lokal?»

«Casino Oriental», sagte sie. «Aber du kannst dich beruhigen, hier verkehren auch unsere Leute.»

«Du Wahnsinnige», brüllte er, «bleib, wo du bist, ich komme!»

Sie legte auf und drehte sich zu Charly um. Seine braunen Augen sahen sie verwundert an. «Was war denn das für eine Sprache? Das war doch...»

«Russisch», sagte sie.

«Tatsächlich? Bist du Flüchtling?»

«Nein», sagte sie. «Ich bin Ingenieurin beim sowjetischen Eisenbahnministerium, und gleich wird mich mein Chef abholen.»

Wenn sie geglaubt hatte, diese Mitteilung würde ihn von weiteren Annäherungsversuchen abhalten, dann irrte sie sich: «Eine Russin?» rief er. «Eine richtige Ingenieurin! Und so ein Darling! Und Swetlana heisst du? Komm! Darauf trinken wir eine Flasche Sekt!»

«Aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass mein Chef ...»

«Den laden wir auch ein», sagte Charly. «Du hast doch nicht etwa Angst vor ihm?»

«Nein, nein, nur – bei uns ist es nicht üblich, mit Ausländern einfach Bekanntschaft zu machen.»

Das fand Charly sehr komisch. Er sagte: «Mit Ausländern? Was ist dabei? Ausserdem sind wir in Österreich, da bist du genauso ein Ausländer wie ich, also gehören wir beide zusammen.» Er sagte: «Wir müssen uns wiedersehen, Swetlana, unbedingt. Eine russische Freundin, davon habe ich schon immer geträumt.»

Er zog eine Visitenkarte aus der Tasche und gab sie ihr. Sie las: Charly Ruthford, Lieutenant, US-Army. Er nahm ihr die Karte wieder weg und kritzelte seine Telefonnummer und seine Wiener Adresse drauf. «Hier, Baby,

ruf mich an, am besten gleich morgen. Wir werden eine wunderbare Zeit haben.»

Sie schüttelte den Kopf. «Das wird nicht gehen. Ich muss in den nächsten Tagen nach Moskau zurück.»

«Zeit genug, mich anzurufen oder mich zu besuchen. Ich werde mich garantiert anständig benehmen, Swetlana.»

Er sagte «Swetlana» und fand das ungemein originell. Ach Gott, er war ein harmloser Kerl, wirklich nett und überhaupt nicht mehr aufdringlich. Er bestellte Sekt und begann sie nach Russland auszufragen. Ob sie Kommunistin sei, und wie man in Moskau lebe, und ob sie oft zum Tanzen ginge, und ob sie einen Freund habe.

Sie erzählte ihm den Propagandakram über die klassenlose Gesellschaft aus dem Polit-Unterricht und blickte währenddessen unruhig zum Eingang und hoffte, dass Okunin sie bald erlösen würde.

Er stand auf. «Komm, tanzen.»

Sie zögerte.

«Hör mal», sagte er, «ich bin keiner von den kapitalistischen Ausbeutern. Mein Vater ist einfacher Arbeiter, du brauchst also keine Bedenken zu haben, also ich meine diese Dingsbedenken, wie nennt ihr das?»

«Ideologische Bedenken», sagte sie. «Die habe ich auch nicht.»

Beim Tanzen versuchte er beharrlich, sie zu einem Wiedersehen zu überreden, während sie ihrerseits ihm klarzumachen versuchte, dass der Dienst ihr keine Zeit für private Dinge lassen werde. Dann kam Okunin, und sie erlebte die zweite Überraschung des Abends. Er kam mit mürrischem Gesicht, aber als er Charlys Dienstgrad erkannte und dessen freudigen Händedruck entgegengenommen hatte, hellten sich seine Züge auf, und er verwandelte sich in eine Art prächtigen Kumpel, der sich nichts Schöneres denken konnte, als einem so ausserordentlichen Mann wie Charly Ruthford zu begegnen. Er klopfte dem Amerikaner auf die Schulter und versicherte in hartem Englisch, dass er sich ausserordentlich freue, ihn kennenzulernen.

Helga griff erleichtert nach ihrem Koffer und hielt Charly die Hand hin. «Es war sehr nett, Mr. Ruthford. Auf Wiedersehen!»

«Was?» rief Okunin munter. «Du willst doch nicht gehen? Nein, Kinder, ich möchte auch noch was erleben.»

«Das ist ein Wort!» schrie Charly begeistert. «I say», sagte er, «ihr Russen seid ganz anders, als immer behauptet wird.»

«Wie sollen wir denn sein?» fragte Okunin.

«Emst, stur und zugeknöpft.»

«Ach wo», strahlte Okunin, «ganz im Gegenteil, mein Lieber, ganz im Gegenteil.» Er winkte dem Ober. «Was wollt ihr trinken?» fragte er mit der Miene eines frohen Weihnachtsmannes.

Sie blieben bis in den Morgen im Casino Oriental und feierten – wie Okunin sich ausdrückte – die sowjetisch-amerikanische Waffenbrüderschaft. Als sie sich trennten, sagte Charly zu Helga: «Vergiss nicht, mich anzurufen!»

«Jaja, vielleicht.»

Im Taxi sagte Okunin: «Das hast du gut gemacht.»

«Was?» fragte sie verblüfft.

«Na, das. Am besten rufst du ihn morgen gleich an.»

«Und was soll ich mit dem Amerikaner?»

«Es ist immer gut, wenn man solche Verbindungen pflegt. Für alle Fälle.»

«Ach Quatsch», sagte sie. «Der ist doch ganz harmlos.»

«Kein Amerikaner ist harmlos. Mit jedem kann man was anfangen, wenn man ihn richtig anfasst.»

Sie setzte ihr störrisches Gesicht auf. «Ohne mich. Das gehört nicht zu meinem Auftrag.»

«Wir werden sehen», sagte er und schwieg.

Acht Tage später flogen sie nach Moskau zurück. Sie benutzten ein Postflugzeug, glücklicherweise, so konnte Helga ihr vieles Gepäck ohne Schwierigkeiten unterbringen. Es waren acht Koffer, gefüllt mit Stoffen, Schuhen, Kleidern, Anzügen. Sie hatte die letzten Tage ausschliesslich zum Einkaufen benutzt. Weiss man denn, wann man wieder in den Westen kommt?

Okunin grinste. «Du weisst, Hamstern im Ausland ist verboten!»

Sie wusste es. Aber sie wusste auch, dass sich niemand an dieses Verbot hielt. Sie hatte inzwischen zwei Grundsätze der sozialistischen Moral begriffen. Erstens: Je höher du stehst, desto mehr kannst du dir erlauben. Und zweitens: Du darfst alles tun, du darfst dich nur nicht erwischen lassen.

Okunin betrachtete liebevoll ein versiegeltes Päckchen. Darin waren die Pässe und Identitätskarten, die Hochstätter geliefert hatte, alle vorschriftsmässig abgestempelt und unterschrieben, dazu die Fotokopien von dreissig Karteikarten und schliesslich ein Dienstsiegel der Passstelle. «Ich soll dich von Hochstätter grüssen», sagte er. «Ach ja, und auch von Charly.»

«Von wem?»

«Von deinem amerikanischen Bewunderer. Ich habe ihn gestern noch angerufen und ihm gesagt, dass du leider verhindert gewesen seist. Aber nächstes Mal würdest du dich bestimmt bei ihm melden.»

«Idi ty k tschortu», sagte sie zornig. «Geh zum Teufel mit deinem Charly.»

Er lachte laut und verstaute das versiegelte Päckchen in seinem Diplomatenkoffer. «Du wirst es noch lernen», sagte er.

Auf dem Moskauer Flughafen Wnukowo wartete Misha, gross, breit und zuverlässig, auf dem Arm den kleinen Alik. Neben ihm stand Major Tamara Nikolajewna Iwanowa von der Österreich-Abteilung mit unbewegtem Dienstgesicht.

Das Unternehmen Wien war beendet, Helga atmete auf. Was würde man ihr bei der Zentrale für eine Zensur geben? Sie brauchte gute Zensuren, denn nur damit konnte sie für Andrej etwas tun.

Sie hatte noch nicht lange ihren Bericht im Sekretariat Sudoplatows abgegeben, da wurde sie in die Zentrale befohlen. Sie verpasste die U-Bahn und verspätete sich. Mit den hochhackigen Wiener Schuhen hastete sie über den Dsiershinskijplatz. Als sie bei der Anmeldung ihren Dienstausweis vorzeigte, trat ein Hauptmann auf sie zu. «Genossin Leutnant Puschkowa? Ich soll Sie zum Minister bringen.»

Sie folgte ihm atemlos und mit schlechtem Gewissen. Pünktlichkeit war nicht ihre Stärke, sie hatte schon manchmal deswegen Ärger gehabt. Zudem hat jeder ein schlechtes Gewissen, der durch das Tor der Lubjanka geht, vermutlich sogar der Minister.

Abakumow erhob sich, als sie sein prächtiges Dienstzimmer betrat. Am Fenster stand General Sudoplatow mit einem unbekanntem Oberst. Major Okunin war auch da, den sah sie weniger gern. Sie blieb an der Tür stehen. «Verzeihen Sie, Genosse Minister, dass ich zu spät komme. Ich habe die U-Bahn verpasst.»

Abakumow wandte sich stimrunzelnd an Sudoplatow. «Ein unzuverlässiges Beförderungsmittel, diese U-Bahn. Sorgen Sie dafür, dass die Genossin Puschkowa ab sofort einen Dienstwagen mit Fahrer bekommt.»

Sudoplatow nickte ernsthaft.

Sie traute ihren Ohren nicht. Einen Dienstwagen mit Fahrer? Sollte das ein Witz sein?

«Kommen Sie näher, Genossin», sagte Abakumow, und als sie auf ihn zutrat, umarmte er sie nach russischer Art. «Willkommen in Moskau, Jelena Kirillowna, und herzlichen Glückwunsch zu Ihren ausgezeichneten Leistungen in Wien.»

Noch immer war sie nicht sicher, ob er es ernst meinte. Fragend sah sie zu Sudoplatow hinüber. Der nickte ihr zu. «Ja, ja, Major Okunin hat alles sehr detailliert berichtet. Wirklich eine ausgezeichnete Leistung. Sie haben nicht nur den Genossen Hochstätter für uns angeworben, sondern auch noch Kontakte zu diesem amerikanischen Offizier hergestellt.»

«Aber», sagte sie, «den habe ich zufällig in einem Lokal kennengelernt.»

«Eben», sagte Sudoplatow. «Für so ein zufälliges Kenneniemen brauchen wir manchmal Jahre. Sie schaffen das in wenigen Tagen.»

«Stunden», verbesserte Okunin und grinste stolz.

Der unbekannte Oberst musterte sie fachmännisch und sagte zu den anderen: «Sie ist genau der Männermagnet, den wir brauchen.»

Sie sah ihn an. Ein unsympathischer Mensch, dürr wie eine Bohnenstange, strohblondes Haar und ein faltiges graues Gesicht. «Ich war nicht in Wien, um den Männern zu gefallen», sagte sie, «sondern um zu arbeiten.»

Alle lachten, und als sie sahen, dass sie rot wurde vor Ärger, lachten sie noch mehr (Männer haben einen sonderbaren Humor).

«Bravo», rief Abakumow, «das ist die richtige Einstellung. Das nenne ich Disziplin. Ich habe mich nicht getäuscht in Ihnen, Genossin.» Er deutete auf den dünnen Oberst. «Das ist Genosse Schatalow von der 8. Abteilung. Mit ihm zusammen werden Sie Ihren nächsten Auftrag durchführen. General Sudoplatow und Oberst Schatalow werden das gleich mit Ihnen besprechen.» Er nahm ihre Rechte in seine breiten, fleischigen Hände. «Wir sehen uns noch, Genossin.» Sie sah in sein bleiches Gesicht. Er schien ihr Gespräch im Metropol vergessen zu haben, kein Funke des Einverständnisses war in seinen Augen. Er ist im Dienst, dachte sie. Diese Männer haben ja alle ihren Tick, wenn sie im Dienst sind. Später werden wir über Andrej sprechen.

Aber sie sah ihn dann doch nicht mehr, und das lag zweifellos an ihr, denn die anschliessende Besprechung in Sudoplatows Büro nahm leider keinen günstigen Ausgang. Sudoplatow sagte: «Oberst Schatalow hat den Bericht des Genossen Okunin mit grösster Aufmerksamkeit gelesen, und er interessiert sich ganz besonders für Ihre Bekanntschaft mit dem amerikanischen Leutnant Ruthford.»

«So ist es», sagte der Oberst. «Wir müssen alles tun, diese Bekanntschaft zu erhalten und zu festigen. Ich glaube, Sie werden nichts dagegen haben, Genossin, für einige Monate im schönen Wien zu leben?»

«Nein», sagte sie, «aber ich verstehe nicht, was Sie mit diesem Amerikaner wollen? Er ist ein völlig harmloser junger Mann.»

Schatalow nickte geduldig. «Trotzdem ist er wichtig für uns, denn wir haben ja auch die Aufgabe, in die militärischen Einheiten des Feindes einzudringen und dort Agenten für uns zu werben. Diesen Vogel haben wir schon halb im Netz, Sie brauchen es nur noch zuzuziehen.»

Der Mann wurde ihr immer unsympathischer mit seinem schiefen Lächeln und mit seiner halb militärischen, halb ganovenhaften Ausdrucksweise. «Und wie», fragte sie, «soll ich das tun?»

«Die Sache ist ziemlich einfach: Sie fliegen mit mir nach Wien. Dort bekommen Sie offiziell eine Stellung bei unserer Botschaft und eine eigene Wohnung. Sie werden sich mit Charly treffen. Sie werden sich bis über beide Ohren in ihn verlieben.»

«Wie macht man das», fragte sie störrisch, «sich auf Kommando bis über beide Ohren verlieben?»

Er grinste flüchtig. «Sehr bald», fuhr er fort, «wird Charly Sie in seine Wohnung einladen. Selbstverständlich gehen Sie mit.»

«Selbstverständlich», sagte sie böse.

«Und nach einiger Zeit werden Sie ihn in Ihre Wohnung einladen ...»

«Und mit ihm ins Bett gehen», sagte sie.

«Selbstverständlich.»

«Und unter dem Bett», sagte sie höhnisch, «läuft ein Tonbandgerät.»

«Genau», sagte er todernt.

Sie fing innerlich an zu zittern.

«Wir werden ihm dann das Tonband vorspielen, und wenn das nicht genügt, werden wir ihm ein paar Fotos zeigen ...»

«Was für Fotos?»

«Die wir von ihm und Ihnen mit einer versteckten Kamera in Ihrer Wohnung gemacht haben.»

«Natürlich im Bett, wie?»

«Natürlich.»

Sie stand auf. «Genosse Schatalow, wofür halten Sie mich? Für eine Hure?»

Er lachte, und sie sah seine langen gelben Zähne, und Okunin, dieser Wiedlerling, lachte mit. «Ich finde das nicht komisch!» sagte sie.

Die Männer lachten noch lauter.

Da ging ihr Zorn mit ihr durch. Sie gab dem strohhaarigen Oberst eine

Ohrfeige, dass es klatschte. «Ich bin keine Hure», schrie sie, «und ich lasse mich nicht beleidigen.»

Plötzlich war es ganz still im Zimmer.

Dann brüllte Sudoplatow los: «Sind Sie verrückt geworden, Genossin? Was erlauben Sie sich?» Sein Gesicht war zornrot, und nichts mehr erinnerte an den väterlichen Vorgesetzten, der sie im Konspirativ-Haus geküsst hatte, nichts mehr erinnerte auch an den betrunkenen Mann, der in Unterhosen in ihrer Wohnung getanzt hatte. «Scheren Sie sich 'raus!» schrie er. «Aber sofort!»

Sie gehorchte. Eine Weile ging sie heftig atmend im Vorzimmer auf und ab. Dann kam Okunin. Er schüttelte unentwegt den Kopf. «Es ist nicht zu fassen, was du dir herausnimmst. Nicht zu fassen.»

Sie sank auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

«Du bleibst hier, bis du gerufen wirst.» Er zog eine Packung Bjelomor-Zigaretten aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. «Das ist ein Befehl!» sagte er und ging zurück in das Zimmer des Generals.

Sie sass und wartete und rauchte eine Zigarette nach der andern. Aber sie wurde nicht gerufen. Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde dunkel, und nichts rührte sich. Sie wagte nicht, das Zimmer zu verlassen; es hätte auch keinen Sinn gehabt, sie befand sich ja in der Lubjanka. Sie dachte an ihr Kind und verfluchte ihre Dummheit, und als irgendwo eine Uhr zehn schlug, war sie so fertig, dass sie Oberst Schatalow aus Reue zu Füßen gefallen wäre.

Aber er liess sich nicht sehen. Dafür kam Okunin. Um elf. «Der Wagen steht unten.»

«Was ist denn nun?» fragte sie, während sie im Lift hinunterfuhr.

«Das wirst du noch früh genug erfahren.»

Der Wagen brachte sie nach Hause. Sie hatte eine schlaflose Nacht. Jeden Augenblick glaubte sie Schritte zu hören, und sie wartete auf das Schrillen der Klingel. Am nächsten Vormittag versuchte sie Mischa anzurufen. Er war nicht zu Hause, und seine Mutter wusste nicht, wo er war.

Sie fuhr hin und holte ihr Kind. Wenn sie verhaftet würde, sollte der kleine Alik bei ihr sein.

Nichts geschah, niemand meldete sich. Sie lebte wie eine Einsiedlerin, kaufte ein, fuhr ihr Kind spazieren, spielte mit ihm, kochte Essen, ging früh zu Bett, stand früh wieder auf, wenn Alik zu schreien anfing. Und häufig ging sie in die kleine Kirche, die in der Nähe am Gorki-Ufer lag, da waren wenigstens ein paar Menschen, vor denen sie sich nicht zu fürchten brauchte.

Eines Abends, als sie es nicht mehr aushielt, fuhr sie zu Mischas Wohnung, unter dem Vorwand, frische Windeln für Alik zu holen. Sie hatte Glück, Mischa war zu Hause. Er schüttelte sanft den Kopf, ähnlich wie Okunin. «Du machst Sachen!»

«Mischa, kannst du mir nicht helfen? Was soll ich tun?»

«Warten», sagte er kühl. «Und ausserdem würde ich dir raten, nicht dauernd in die Kirche zu rennen. Das wirft nicht gerade ein gutes Licht auf einen Offizier des MGB.»

Da wusste sie, dass sie beobachtet wurde, und es fröstelte sie. Sie ging, und Mischa versuchte nicht, sie zu halten. Er hatte ja recht. Sollte er ihr zuliebe gegen den Apparat aufmucken? Das wäre Wahnsinn.

Wieder zwei Tage Einsamkeit. Sie blieb in der Wohnung, wagte nicht mal mehr zur Kirche zu gehen. Dann endlich schrillte das Telefon. Sie fuhr zusammen, als wäre draussen eine Bombe eingeschlagen. Sie zögerte lange, ehe sie abhob. «Hallo?»

«Genossin Puschkowa? Ich wollte nur wissen, ob Sie zu Hause sind.» Es war Sudoplatow. «Würde es Ihnen passen, wenn ich in einer halben Stunde zu Ihnen komme?»

«Ja, selbstverständlich, Genosse General.»

Genau eine halbe Stunde später klingelte es an der Wohnungstür. Sudoplatow war in Zivil. Er grüsste, ohne ihr die Hand zu reichen, hängte Hut und Mantel an die Garderobe und trat ins Zimmer, als ob er zu Hause wäre. Er ging zu Aliks Bett und hob den lungen hoch. «Der ist aber gross geworden. Und gesund sieht er aus.» Er liess sich in einen Sessel nieder und setzte den Jungen auf seine Knie. «Ich habe auch einen», sagte er, «der ist gerade drei geworden.»

Dass er von privaten Dingen sprach, gab ihr Mut. «Trinken Sie Tee, Genosse General?» fragte sie.

«Ja, mein Kind, sehr gern.» Er hielt Alik den Finger hin, und als der Junge danach griff, lachte er. «Ein tüchtiger Bursche!»

Sie schenkte Tee ein, und ihre Hand zitterte, sie konnte nichts dagegen tun. Er sah sie unter den dichten schwarzen Augenbrauen an. «Warum zitterst du, Mädchen? Du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Wir sind alle nur Menschen und müssen uns gegenseitig helfen, wenn es auch im Dienst passieren kann, dass ich dich verhaften muss oder du mich!»

Sie hätte vor Schreck fast die Tasse fallen lassen.

Er lachte. «Kennst du das neueste Lied?» Er sang es leise mit seinem rus-

sischen Bass: «Arestuj menja, potom ty menja, potom ja tebja. Potom snowa ty, potom snowa ja. Potom oba my arestujemsja... Verhafte mich, dann verhafte ich dich. Dann du mich, dann wieder ich dich. Und dann verhaften wir uns beide ...»

Der Junge wurde unruhig auf seinem Schoss, und er gab ihn Helga zurück. Dann zündete er sich eine Papirossa an und streckte bequem seine Beine aus. «Und jetzt kommen wir zu deinem unglaublichen Benehmen.» Er schüttelte den Kopf. «Ein Leutnant ohrfeigt einen Oberst im Dienst. Das ist mir im ganzen Leben noch nicht passiert.»

«Es tut mir sehr leid, Genosse General.»

«So, es tut dir leid? Ich will dir was sagen. Du hast mehr Glück als Verstand. Oberst Schatalow hat eine Meldung an Abakumow geschrieben, aber der Minister scheint eine Schwäche für dich zu haben. Es hat ihm sogar ein bisschen imponiert, dass du deine Ehre so wild verteidigt hast.» Sudoplatow lächelte, auch ihm schien es imponiert zu haben. «Na, kurz und gut, die ganze Sache soll vergehen und vergessen sein, wenn du dich in Zukunft vernünftig benimmst und dienstliche Aufträge sachlich auf fasst und sachlich ausführst.»

«So einen Auftrag wie den mit dem Amerikaner», sagte sie, «werde ich nie ausführen, Genosse General.»

«Unsinn», sagte er, «das wirst du schon noch lernen.»

Sie war mit den Nerven fertig nach diesen zehn Tagen der Spannung und Angst, sie fing an zu weinen.

«Na, na», brummte er irritiert, «nun heul nicht gleich. Es ist doch alles gar nicht so schlimm.»

Sie stand auf, legte das Kind ins Bett, stellte sich ans Fenster. Da trat er neben sie und legte die Hand auf ihre Schulter. «Nun beruhige dich doch. Du brauchst die Sache in Wien ja nicht zu machen. Wenn ich dich jetzt dahin schickte, würde es sowieso schief gehen. Ein Auftrag muss freiwillig übernommen werden, das ist unser Prinzip.»

Sie dachte an Andrej und dass es an ihr lag, ob er aus dem Lager herauskommen würde, niemand anders konnte ihm helfen. Sie trocknete sich die Tränen. «Ich will ja gern meine Pflicht tun, nur nicht in solchen Sachen...»

«Schon gut, schon gut», sagte er, «ich habe genügend anderes für dich zu tun, du empfindsames Wesen.» Er lief eine Weile im Zimmer herum, und sie wagte nicht, ihn zu stören. Endlich blieb er vor ihr stehen. «Nun hör mal zu. Ich bin dir sehr weit entgegengekommen in dieser Angelegenheit, dafür erwarte ich aber von dir, dass du dich künftig tadellos führst. Keine Extratouren, verstanden?»

«Jawohl», sagte sie wie ein Soldat.

«Der Partorg hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass du nicht in der Partei bist. Ein Offizier des Staatssicherheitsdienstes hat selbstverständlich Mitglied der Partei zu sein. Morgen meldest du dich.»

«Jawohl.»

«Anschliessend kommst du zu mir. Dann sprechen wir über deinen nächsten Auftrag.»

«Ja», sagte sie erleichtert. «Vielen Dank, Genosse General.»

«Schön. Also bis morgen.»

An der Tür küsste er ihr die Hand. «Küss die Hand, Frejlein», sagte er auf Deutsch.

«Küss die Hand, gnä' Frau», korrigierte sie.

Er lachte. «Küss die Hand, Genossin», sagte er und ging.

Am Abend kam Mischa. Er war wieder der alte. «Na», sagte er, «nun ist alles in Ordnung. Das hast du ja schön hingekriegt.»

«Und du», sagte sie wütend, «hast nichts getan.»

«Hast du eine Ahnung. Jeden Tag war ich bei Sudoplatow.»

«Aber hier bei mir hast du dich nicht sehen lassen.»

«Du weisst genau, dass das nicht ging.»

Sie wusste es. Trotzdem blieb sie abweisend, sie konnte das absolute Verlassensein der letzten Tage nicht so leicht vergessen, bis er anfang von dem neuen Auftrag zu erzählen. «Was für ein Auftrag?» fragte sie. «Für dich oder für mich?»

Er grinste fröhlich. «Für uns beide.»

«Und wo geht es hin?»

«Nach Wladiwostok.» Er berichtete von einem Eisenbahnwaggon mit U-Boot-Teilen, der auf dem Transport nach dem Fernen Osten spurlos verschwunden sei. «Eine Riesenschweinerei», sagte er.

«Wie kann ein Eisenbahnwaggon spurlos verschwinden?»

«Das weiss der Teufel. Er ist jedenfalls weg. Und unsere Aufgabe ist es, herauszufinden, wo er geblieben ist. Du bist vorerst nichts als meine liebe Frau und hast überall die Ohren offenzuhalten. Für dich wird das eine Erholungsreise.»

Zehntes Kapitel

Am 12. November landeten sie mit der fahrplanmässigen Maschine in Wladiwostok. Helga Wannemacher, Leutnant des MGB und für die Dauer des Auftrages Ehefrau des Korvettenkapitäns Michail Tschernischow, hatte sich vorher befehlsgemäss ein bisschen mit der Marine vertraut gemacht, und ausserdem war sie Parteianwärterin geworden. Das verpflichtete. Ein Parteikandidat muss sich bewähren.

Und sie bewährte sich. Sie tat es sehr schnell und auf eine Art, mit der niemand gerechnet hatte, am wenigsten sie selber.

Sie wohnten in Wladiwostok im Haus des Kapitäns zur See Kaudelka; mit ihm hatte Mischa hauptsächlich zu tun. Sie fühlten sich wohl dort, denn Kaudelkas Frau, Anela Petrowna, war eine Gastgeberin, wie man sie nur im Osten findet.

Helga hatte während der ersten Tage viel Zeit, denn Mischa war entweder auf der Marinekommandantur beschäftigt, oder er führte Besprechungen mit Oberst Woronin, dem MGB-Chef von Wladiwostok. Anela Petrowna sorgte dafür, dass keine Langeweile aufkam, sie zeigte ihr alles Sehenswerte, und die beiden Frauen freundeten sich rasch miteinander an. Anela Petrowna, von Geburt Deutschbaltin, machte kein Hehl daraus, dass Deutsch ihre Muttersprache war, und sie geriet in Entzücken, als sich herausstellte, dass auch Helga diese Sprache beherrschte. «Meine Frau», beeilte sich Mischa zu erklären, «ist in der Westukraine viel mit Deutschen zusammengekommen.»

«Also eine richtige Westeuropäerin», rief Anela Petrowna begeistert, «und so etwas schneit mir hier am Stillen Ozean einfach ins Haus.» Von da ab war das Verhältnis zwischen den beiden Frauen herzlich zu nennen, und Anela Petrowna sprach mit ihrem Gast nur noch Deutsch. Es ist von Wichtigkeit, diese Tatsache zu erwähnen, denn ohne sie hätte Helga weder den ehemaligen Kriegsgefangenen Johannsen kennengelernt, noch hätte sie das Unternehmen gegen Kapitän Daschkin in Gang gebracht.

Herr Johannsen begegnete ihr eines Nachmittags, als sie zusammen mit Anela Petrowna einen Einkaufsbummel durch die Stadt machte. Sie sprachen Deutsch, und da sagte plötzlich jemand hinter ihnen: «Ich glaube, ich höre nicht recht. Zwei deutsche Frauen, ganz allein im fernen Asien?»

Helga drehte sich um. «Sie irren sich», sagte sie, «wir sind Russinnen, die Deutsch lernen, das ist alles.»

Aber das konnte sie Herrn Johannsen nicht erzählen. «Sie sind bestimmt

aus Schlesien», sagte er zu ihr. Und zu Anela Petrowna: «Sie dagegen würde ich irgendwo im Nordosten ansiedeln.»

Herr Johannsen war kein schöner, aber ein sanfter Mensch mit grossen blauen Kinderaugen. Er sagte, es sei das erste Mal seit acht langen Jahren, dass er wieder deutsche Frauen sehe, und ob er sie zu einer Tasse Tee einladen dürfe. Es fiel ihnen schwer, seine Bitte abzuschlagen, aber sie waren mit ihren Männern verabredet. Herrn Johannsens Augen blickten traurig. Er deutete auf eine Teestube über der Strasse. «Da sitze ich jeden Nachmittag nach fünf. Ich würde mich irrsinnig freuen, Sie gelegentlich wiederzutreffen.»

Helga traf ihn wieder, schon am nächsten Tag. Wenn man seit fünf Jahren von der Heimat fort ist, dann übt jeder Landsmann eine magische Anziehungskraft aus. Er freute sich wie ein Kind, und genauso mitteilnehmend war er in seiner Freude. Von Beruf war Herr Johannsen Ingenieur. 1942 war er in Gefangenschaft geraten. Nach fünfjährigem Plennyi-Dasein hatten sie ihn entlassen, mit der Verpflichtung, in der Sowjetunion zu bleiben. Seitdem arbeitet er in Wladiwostok auf einer U-Boot-Werft. «Viele Kriegsgefangene haben es gemacht wie ich, Spezialisten sind hier ja immer gefragt. Wir leben als freie Arbeiter, es geht uns nicht schlecht, aber wir haben alle nur den einen Wunsch: Zurück nach Deutschland!»

«Das möchte ich auch», sagte sie.

Er schweig eine Weile. Dann sagte er: «Von hier aus kann man illegal weg.»

«Ist das wahr?»

Er nickte.

«Und warum machen Sie das nicht?»

«Ich hab' das Geld noch nicht zusammen. Es ist ziemlich teuer. Zehntausend Rubel.»

«Und wie kommt man weg?»

Er blickte sich vorsichtig um. «Es gibt hier einen», sagte er mit gedämpfter Stimme, «Daschkin heisst er, ein Handelsschiffskapitän, der bringt Flüchtlinge ins Ausland, wenn sie das Geld haben.»

«Wohin?»

«Nach Japan, Australien, Amerika, wo er gerade hinfährt.»

«Wenn ich Ihnen mit Geld aushelfen kann, Herr Johannsen ...»

Er errötete vor Rührung. «Sie sind wunderbar, ich weiss nur nicht, ob ich's riskieren soll. Ich traue dem Daschkin nicht. Ab und zu liefert er nämlich einen an den MGB aus, um sich zu sichern. Sie wissen, was MGB bedeutet.»

«Staatssicherheitsdienst», sagte Helga und hatte Mühe, nicht zu lächeln. «Sind Sie sicher?»

«Ja. Und dann ist da noch etwas, was mich stört», sagte Herr Johannsen. «Ich hatte zwei andere Bekannte, einen Tschechen und einen Italiener, die haben's auch gemacht. Sie wollten mir schreiben, wenn sie draussen sind, jeder drei verschiedene Postkarten, verschlüsselt, damit ich auf jeden Fall eine Nachricht bekäme. Das war voriges Jahr. Ich habe nie wieder von ihnen gehört.»

Er sah sie an mit seinen blauen Augen und dachte nach. «Dieser Daschkin ist mir unheimlich. Aber für junge Frauen hat er was übrig, dafür ist er bekannt.» Wieder überlegte er eine Weile. «Ja – wenn Sie's wagen wollen, dann – würde ich auch mitmachen.»

Nun war es Helga, die den Kopf schüttelte. «Ich kann nicht, Herr Johannsen. Ich habe ein Kind in Moskau. Das verstehen Sie doch?»

«Ach so.» Er nickte. «Dann vergessen Sie, was ich gesagt habe.» Und er begann von seiner Heimat zu erzählen.

Am Abend kam Mischa in bester Stimmung nach Hause. «Übermorgen geht's heim», verkündete er. «Der Fall ist schon erledigt.»

«Habt ihr die Saboteure gefasst?»

«Schöne Saboteure. Der Waggon steht friedlich und unberührt auf dem Verschiebebahnhof von Chabarowsk. Man hatte vergessen, ihn an einen andern Zug anzuhängen.»

«Und deshalb haben sie uns hierhergeschickt!»

Er lachte. «Mein liebes Kind, ich bin schon wegen ganz anderer Sachen in Marsch gesetzt worden. Was hast du denn heute gemacht?»

Sie berichtete von ihrer Bekanntschaft mit Herrn Johannsen und was er über Kapitän Daschkin erzählt hatte.

«Das ist so eine Räuberpistole», sagte Mischa verächtlich. «Das hier ist militärisches Sperrgebiet, wie soll der Mann denn die Leute 'rausbringen, bei den vielen Kontrollen? Im Übrigen solltest du die Finger von diesem Fritzen lassen, denk an deine Karriere.»

Mit dem «Fritzen» meinte er den netten einsamen Herrn Johannsen. Das ärgerte sie, und beim Abendessen fragte sie Anela Petrowna: «Gibt es hier einen Kapitän Daschkin?»

«Ja. Er ist bei der Handelsmarine.»

«Siehst du», sagte sie zu Mischa, «es gibt ihn doch.»

«Was ist denn mit ihm?» fragte Anela Petrowna neugierig.

Helga erzählte, was sie von Herrn Johannsen gehört hatte. «Wie?» rief Anela Petrowna. «Kapitän Daschkin, dieser korrekte Offizier. Das ist unmöglich. Der hätte doch so was auch gar nicht nötig.»

Ihr Mann schwieg eine Weile. Dann sagte er: «Ich weiss nicht. Ich habe mich schon immer gewundert über den Aufwand, den der Mann treibt. Ein Haus wie ein Kapitalist zur Zarenzeit, und immer tippopp gekleidet, und ein goldenes Zigarettenetui, und das alles als Kapitän eines Frachters?»

Jetzt wurde Mischa aufmerksam, und er wäre kein Geheimdienstler gewesen, wenn er der Sache nicht nachgegangen wäre.

Am nächsten Tag, als er vom MGB-Büro kam, sagte er zu Helga: «Ich habe mit Oberst Woronin gesprochen. Es kann wirklich etwas daran sein, was Johannsen dir erzählt hat. Jedenfalls stimmt es, dass Kapitän Daschkin einmal einen Deutschen als blinden Passagier an den MGB ausgeliefert hat.»

«Siehst du», sagte sie befriedigt. «Aber du wusstest es ja besser.»

Er reagierte nicht auf ihren Vorwurf. «Pass auf, Lenotschka», sagte er eifrig. «Du wirst dich noch heute mit diesem Johannsen treffen. Du sagst ihm, dass du dir's überlegt hast und doch mitmachen willst, und dann werdet ihr mit Daschkin Verbindung aufnehmen. Ihr werdet alles mit ihm verabreden und ihm auch das Geld bezahlen. Und wenn ihr auf seinem Schiff seid, greifen wir zu. Wie findest du das?»

Sie dachte an Johannsens blaue Kinderaugen. «Sehr raffiniert», sagte sie, «aber ich kann Johannsen nicht so hereinlegen.»

«Jelena, du hast als MGB-Offizier in erster Linie an die Interessen unseres Staates zu denken.»

«Gern», sagte sie, «aber nicht auf Kosten eines armen Kriegsgefangenen. Nein, Mischa, da denkt euch was anderes aus.»

Mischa wurde wütend. Der Staatssicherheitsdienst sei keine Heilsarmee, schimpfte er, und mit ihr habe man nichts als Schwierigkeiten; aber es nützte nichts, sie gab nicht nach. Schliesslich sagte er: «Es gibt eine Möglichkeit.»

«Und die wäre?»

«Du sagst Johannsen die Wahrheit.»

«Meinst du vielleicht, dann macht er mit? Mit dem MGB will er bestimmt nichts zu tun haben.»

«Quatsch», sagte Mischa. «Wir versprechen ihm, dass er auf legalem Wege nach Hause kommt, wenn die Sache Erfolg hat.»

«Dazu müsstest du in Moskau anfragen.»

«Das weiss ich auch», sagte er ärgerlich und rief tatsächlich in Moskau an. Wenn Mischa von einer Sache überzeugt war, dann tat er alles, um sie durchzuführen. Nachdem er Sudoplatow den Fall geschildert hatte, bekam er von der Zentrale alle Vollmachten.

Nun war es ihr nicht mehr so peinlich, Herrn Johannsen zu sagen, dass sie zum MGB gehörte. Als er es erfuhr, wurden seine Augen hinter der Drahtbrille riesengross vor Schreck. «Herr Johannsen», sagte sie, «Sie können draus ersehen, dass ich es ehrlich mit Ihnen meine.»

Es wurde ein langes Gespräch. Herr Johannsen war nicht so leicht zu gewinnen, doch schliesslich sah er ein, dass ihm diese Chance nicht ein zweites Mal geboten würde. «Aber den ersten Kontakt müssen Sie selber herstellen.»

«Selbstverständlich.»

Herr Johannsen schrieb Daschkins Telefonnummer auf einen Zettel und schob ihn ihr hin. «Wenn Sie ihn anrufen», flüsterte er, «sagen Sie: Ich möchte verreisen. Das ist das Kennwort.»

Der Anruf erfolgte am selben Abend vom MGB-Büro in Gegenwart Mischas und Woronins. Der Oberst war noch skeptisch. «Daschkin ist in der Partei und hat einen einwandfreien Ruf. Aber versuchen wir's.» Er schloss ein Tonbandgerät an den Telefonapparat und reichte Helga den Hörer.

Sie wählte Daschkins Nummer. Eine tiefe Stimme meldete sich: «Hallo?»

Sie sagte in gebrochenem Russisch: «Ich möchte verreisen.»

«Was meinen Sie?»

«Ich möchte verreisen.»

«Wer sind Sie?» fragte Daschkin.

«Ich heisse Helga und bin eine Deutsche.»

«Wie alt?» fragte Daschkin. «Welche Haarfarbe?»

«Dreiundzwanzig», sagte Helga. «Haarfarbe hellblond.»

Daschkin sagte: «Ich bin morgen um 17 Uhr im Café Metro. Ich lese dort die Iswestija.» Dann legte er auf.

Helga sah die beiden Männer an. «Was sagen Sie jetzt?»

Woronin sagte: «Ich hätte ihm das nicht zugetraut.»

Mischa sagte: «Es gibt niemanden, dem man nicht alles Schlechte zutrauen kann! Das ist ein Leitsatz von Sudoplatow. Und jetzt», sagte er zu Helga, «musst du schleunigst in ein Hotel umziehen, und Johannsen auch, dann können wir alles in Ruhe vorbereiten.»

«Sie ziehen ins Hotel Wostok am Zwetnoj Bulwar», sagte Woronin. «Am besten noch heute Abend.»

Zur verabredeten Zeit betrat Helga am nächsten Tage das Café Metro. Sie erkannte Daschkin sofort an der Iswestija, die er über den Tisch ausgebreitet hatte: ein dicker Mann mit dunklem Schnurrbart im eleganten grauen An-

zug. Bevor sie an seinen Tisch trat, stellte sie das Tonbandgerät an, das sie in ihrer Handtasche hatte. «Kapitän Daschkin?»

Er faltete die Zeitung zusammen. «Nehmen Sie Platz, Bürgerin.» Sie setzte sich und legte die Handtasche vor sich auf den Tisch. «Ich hatte Sie angerufen wegen der Reise», begann sie unsicher.

«Ah, richtig», sagte er, «und wo wollen Sie hin?»

«Das ist mir gleichgültig», sagte sie, «nur hier heraus. Am liebsten nach Amerika.»

Er musterte sie mit tragem Blick. «Erzählen Sie mir, wer Sie sind und woher Sie kommen. Ausführlich bitte.»

Sie erzählte ihm, was Mischa ihr gesagt hatte: dass sie aus Schlesien stamme und mit einer Gruppe zwangsverpflichteter deutscher Spezialisten nach Wladiwostok gekommen sei und im Hotel Wostok wohne. «Ich möchte», sagte sie, «zusammen mit einem deutschen Ingenieur verreisen. Er heisst Johannsen und wohnt im selben Hotel.»

Sie schien Gnade vor Daschkins Augen gefunden zu haben. «Zwei Plätze habe ich noch frei», sagte er. «Für den Ingenieur nehme ich 10 000 Rubel. Bei Ihnen mache ich eine Ausnahme.» Er lächelte, und sein Schnurrbart bewegte sich nach oben. «Sie brauchen nur 8'000 zu zahlen. Den Ingenieur möchte ich vorher sehen. Schicken Sie ihn morgen um dieselbe Zeit hierher.» Er überlegte kurz. «Das Schiff», fuhr er leise fort, «läuft am Freitagmorgen um vier Uhr aus. Ich treffe Sie am Donnerstagabend um 23 Uhr am Pier 7, neben dem Schuppen 4.» Er warf einen raschen Blick durch das Lokal. «Bis dahin werden wir uns nicht mehr sehen.»

«Danke», sagte sie, nahm ihre Handtasche und ging.

Am Donnerstagabend kamen Mischa und Woronin ins Hotel. Bei zugezogenen Vorhängen fand eine letzte Besprechung in Helgas Zimmer statt. Oberst Woronin öffnete seine Aktenmappe und zählte mit flinken Händen Geldscheine auf den Tisch, achttausend Rubel für Helga, zehntausend für Johannsen, abgegriffene Scheine, in verschiedenen Grössen; er hatte an alles gedacht, hatte sogar die Nummern notieren lassen. Dann nahm er zwei Füllfederhalter aus der Tasche. «Sie wissen, wozu das Ding gut ist?» fragte er Helga.

Sie nickte und verstaute Geld und Füllhalter in ihrer Handtasche. Er sah Johannsen an. «Und Sie?»

«Keine Ahnung.»

Woronin zog den Füllhalter aus der Plastikhülle und richtete ihn wie eine Pistole auf Johannsen. «Wenn ich jetzt auf den Metallbügel drücke, kriegen

Sie eine Gasladung ins Gesicht, die reicht für gut zwei Stunden.» Er gab ihm den Halter. «Nur im Notfall benutzen.»

Helga zog ihren Mantel an. «Noch nicht», sagte Mischa, «wir haben noch zwanzig Minuten Zeit.»

Helga setzte sich aufs Bett.

Woronin sagte: «Wir werden das Schiff die ganze Zeit unter Beobachtung halten. Erst kurz vor der Abfahrt kommen wir zusammen mit dem Zoll, das ist gegen drei. Wir wollen Daschkin möglichst viel Zeit lassen. Wenn irgendwas ist, schreit ihr, dann greifen wir natürlich sofort ein. Wir haben drei erstklassige Leute bei uns, die werden im Notfall mit der ganzen Besatzung fertig.»

Woronin bot Zigaretten herum, und rauchend warteten sie, bis draussen ein Auto vorfuhr. Helga und Johannsen nahmen ihre Koffer, die mit etwas Wäsche gefüllt waren, und gingen.

Der Taxifahrer fuhr los, ohne ein Wort zu sagen.

In einer der Strassen, die in den Hafen mündeten, hielt er an. Sie stiegen aus und gingen zu Fuss weiter. Es war neblig, die Lichter der Schiffe hingen wie Kerkerfunzeln im kalten Grau.

Als sie den verabredeten Treffpunkt erreicht hatten, tauchte ein Mann aus dem Nebel auf. Es war Daschkin. Er trug einen Eimer und einen Holzkoffer mit einem aufgemalten roten Kreuz und über dem Arm zwei weisse Mäntel. «Ziehen Sie das an», befahl er. «Sie kommen als Desinfektoren an Bord, damit sie bei der Wache nicht auffallen.» Hastig zogen sie die Mäntel über, Johannsen nahm den Holzkoffer, Helga den Eimer, dann stolperten sie hinter Daschkin her, der mit schnellen Schritten vorausging.

Das Schiff war ein mittlerer Frachter. Daschkin führte sie unter Deck in eine Kajüte, in der ein junger Mann sass. «Warten Sie hier, bis ich Sie rufe», sagte Daschkin und verschwand.

Sie zogen die Desinfektionsmäntel aus und setzten sich auf eine Bank. Der junge Mann stierte mit gerunzelter Stirn vor sich hin und zog nervös an seinen dünnen Fingern. Keiner sagte ein Wort. Nach einer Weile erschien Daschkin wieder. Er sah Helga an. «Kommen Sie mit, Bürgerin.»

Sie folgte ihm durch das dunkle Schiff; ihr war nicht wohl zumute. Ihre Angst verflog erst, als er die Tür zu einer Ambulanz öffnete – einem weiss gestrichenen Raum, in dem es nach Lysol roch. Eine junge Frau im Arztkittel erhob sich, geschlitzte Augen, Mongolin, auffallend schön. «Unsere Assistentin wird Sie jetzt untersuchen», sagte Daschkin, «bei mir muss alles seine Ordnung haben.»

Es war eine regelrechte Untersuchung. Die Ärztin sah sich Helgas Mandeln an, zog die Augenlider herunter, betastete die Halsdrüsen und fühlte den Puls. «Choroscho», sagte sie.

«Dann wollen wir jetzt die finanzielle Seite regeln», sagte Daschkin. Helga öffnete ihre Tasche und gab ihm das Geld. Er zählte eilig nach und steckte es ein.

«Danke», sagte er, «und nun passen Sie genau auf.» Er zeigte auf eine Reihe weissgestrichener Spinde, die gerade so gross waren, dass ein Mensch darin Platz fand. «Während der Kontrolle verstecken Sie sich in einem dieser Schränke. Wenn Sie die Tür von innen zumachen, schnappt das Schloss ein. Es ist ein todsicheres Versteck, noch niemals hat einer vom Zoll verlangt, dass die Dinger geöffnet werden.»

Sie nickte stumm. Daschkin führte sie in die Kajüte zurück und nahm Johannsen mit.

Helga blieb mit dem jungen Mann allein, der noch immer nervös an seinen Fingern zog. Er gehörte zu den Menschen, die mit den Gelenken knakken können, es ging ihr schrecklich auf die Nerven. «Bitte, können Sie das nicht unterlassen?»

Er lächelte verlegen. «Eine dumme Angewohnheit von mir, entschuldigen Sie.» Er sprach gebrochen Russisch. «Gehen Sie auch ins Ausland?»

«Ja.»

Er atmete tief. «Es ist gut, wenn man auf so einer Fahrt nicht ganz allein ist.» Er war Litauer. Seine Familie war vor dem Kriege nach Sibirien verschleppt worden, die Eltern waren dort zugrunde gegangen; nun wollte er nach Amerika, wo er Verwandte hatte. «Ich glaube, Amerika ist ein Paradies gegen die Sowjetunion.» Der junge Mann lächelte zuversichtlich.

Dann kam Johannsen zurück. Hinter ihm erschien Daschkin. Er nickte dem jungen Mann zu. «Jetzt Sie!»

Helga blieb mit Johannsen allein; der Litauer kam nicht zurück. Die Zeit vertropfte, eine Stunde verging, eine zweite, die Luft in der Kabine war stikig, Durst quälte sie, dazu kam die Müdigkeit, keine Aussicht auf Schlaf, ihre Nervenkraft liess nach.

Es war Viertel vor drei, als endlich die Tür aufging. Daschkin, ziemlich aufgeregt: «Kommen Sie mit, schnell!»

Sie folgten ihm in die Ambulanz. Das Deckenlicht war gelöscht, nur über der Tür brannte ein Sparlämpchen, und durch das Bullauge drang ein Schimmer der Hafenbeleuchtung. Es roch stark nach Äther. Daschkin zeigte auf die Spinde. «Ihr wisst ja Bescheid. Wenn da an der Wand ein rotes Licht

aufleuchtet, versteckt euch.» Sie hörten, wie er von aussen die Tür abschloss und sich eilig entfernte.

In dem halbdunklen Raum sah plötzlich alles anders aus, unheimlich, furchteinflössend. Vielleicht lag es an dem Äthergeruch: Helga hatte das Gefühl, jeden Augenblick ersticken zu müssen.

Johannsen versuchte das Bullauge zu öffnen, aber es war fest verschraubt. Das jagte ihr neue Angst ein, jene bekannte Angst, die in verschlossenen Räumen den Menschen überfällt, der lange in Einzelhaft gesessen hat. Der penetrante Äthergeruch verursachte ihr Übelkeit, und ihre Knie wurden weich. Eine Weile stützte sie sich auf den Instrumententisch, dann setzte sie sich einfach auf den Boden.

«Warten Sie», flüsterte Johannsen, «ich hole eine Decke.» Er öffnete die beiden Schränke, aber darin fand er nur ein paar Handtücher. Der dritte Schrank war verschlossen.

Er holte vom Instrumententisch eine Verbandschere. «Wenn Sie mir mal einen Augenblick leuchten würden», flüsterte er.

Sie erhob sich, trat zu ihm und riss ein Streichholz an. Er schob die gerundete Spitze der Schere unter die Schranktür und drehte die Schere langsam herum. Nach einer zweiten Drehung gab das Schloss nach. «Na also», flüsterte er und machte die Tür auf.

Helga trat mit dem Streichholz näher und leuchtete hinein. Was sie sah, begriff sie in seiner Schrecklichkeit erst ein paar Sekunden später, das ist ja immer so. In dem schmalen Spind hing mit dem Kopf nach unten ein nackter Mann. Seine Hände waren gefesselt. Zwei breite Schnitte klafften an beiden Seiten seines Halses. Aus dem wächsernen Gesicht starrten seine toten Augen zu Helga herauf. Unter seinem Kopf stand eine Schüssel, bis an den Rand mit Blut gefüllt. Es war der junge Litauer, der nach Amerika hatte auswandern wollen.

Helga liess das Streichholz fallen und begann zu schreien. Sie schrie noch, als draussen Schritte heranzolperten und die Tür aufgerissen wurde. Das Licht ging an, und schreiend stürzte sie Mischa entgegen.

Nie hat sie es Mischa vergessen, wie er sich in dieser Nacht ihrer annahm. Ohne eine Frage zu stellen, brachte er sie nach oben. Dort nahm er sie auf den Arm, trug sie vorbei an Daschkin, der in Handschellen zwischen zwei Milizionären stand, über die Gangway zum Wagen und brachte sie ins Haus der Kaudelkas, wo Anela Petrowna in Nachthemd und Morgenrock sie aufgeregt in Empfang nahm.

Erst am späten Vormittag kam er wieder, übernächtigt, mit rotgeränderten Augen, aber ungemein aufgekratzt. «Gratuliere», sagte er und setzte sich an

ihr Bett. «Woronin ist selig, er lässt dir schöne Grüsse ausrichten. Das war viel schlimmer, als wir je vermutet hätten. Ein Massenmörder! Er hat das seit Jahren schon so getrieben, soweit wir es bis jetzt übersehen können. Vor jedem Auslaufen hat er zwei bis drei Flüchtlinge an Bord genommen. Seine Preise lagen immer zwischen acht- und zehntausend Rubel, eine ganz schöne Nebeneinnahme. Wenn sie an Bord waren, hat er sie zusammen mit seiner Freundin umgebracht, und zwar bei der sogenannten ärztlichen Untersuchung in der Ambulanz. Der Patient musste sich unter irgendeinem Vorwand auf den Untersuchungstisch legen, dann stülpte ihm die Frau die Äthermaske über. Daschkin hielt ihn fest, bis er bewusstlos war, dann schnitt sie ihm mit einem Skalpell die Halsschlagadern durch und liess ihn verbluten. Eine Art medizinischer Lustmord.»

«Scheusslich. Und weshalb hat er uns geschont?»

«Mit dir hatte er was anderes vor, du weisst ja, für hübsche Frauen hatte er was übrig, und deshalb durfte er auch Johannsen vorläufig nichts tun.»

«Wo ist Johannsen?»

«Im Hotel.»

«Mischa, denkt ihr auch an euer Versprechen?»

«Klar. Und nun steh auf, sie brauchen dich für die Vernehmungen. Und morgen früh fliegen wir zurück nach Moskau.»

Das Unternehmen von Wladiwostok endete mit einer Feier in der Moskauer Zentrale, zu der alle Mitarbeiter der Abteilung Sudoplatow im Dienstanzug zu erscheinen hatten. Sie fand im Fotolabor der Lubjanka statt, das der Partorg festlich hatte herrichten lassen. Auf einer weissgedeckten Tafel standen in langer Reihe Sekt- und Wodkaflaschen. An der Stirnseite des Raumes hing die Ehrentafel mit den Fotos verdienter Mitarbeiter der ersten Abteilung. Der Partorg, nachdem er Helga und Mischa durch heftiges Händeschütteln begrüsst hatte, deutete auf die Tafel. «Sehen Sie sich das an, Genossin.» Und Helga entdeckte inmitten der Fotos verdienter Mitarbeiter an prominentester Stelle Mischas Konterfei und das ihre. Sie mimte freudige Überraschung, nun ja, ärgerlich war's ja auch nicht.

Der Partorg lächelte milde. «Wir haben heute Abend noch ein paar andere Überraschungen für Sie in petto.»

Dann kam der General. Der Partorg sagte mit feierlicher Stimme: «Sakrytoje Partijnoje Sobranije – Dies ist eine geschlossene Parteiversammlung», was bedeutete, dass nur Mitglieder zugelassen waren, und das liess auf besondere Ereignisse schliessen. Er verlas die Tagesordnung, die nur

zwei Punkte enthielt: Parteiaufnahmen und Ehrungen verdienter Genossen. Dann erteilte er dem General das Wort.

Sudoplatow, temperamentvoll und eloquent, schilderte das Unternehmen von Wladiwostok in allen Einzelheiten, wobei er Helgas Rolle besonders hervorhob. Er sagte: «Ohne die Genossin Puschkowa wäre es nicht gelungen, die Verbrecher- und Agentenbande Daschkin zu entlarven und unschädlich zu machen. Die Genossin Puschkowa hat dabei nicht nur grosse Tapferkeit, Tatkraft und Umsicht bewiesen, sondern auch ideologische Festigkeit. Aus diesem Grunde ist ihre sofortige Aufnahme in die Partei beschlossen worden.»

Alle klatschten stürmisch, und der Partorg überreichte Helga das Partebuch. Während sie es entgegennahm, dachte sie daran, welche Angst sie auf dem Schiff gehabt und wie sie geschrien hatte, und sie fragte sich, ob alle Helden so wie sie Helden wider Willen seien.

«Ausserdem», begann Sudoplatow wieder, «ist die Genossin Puschkowa mit Wirkung vom 1. Dezember 1950 zum Oberleutnant des Staatssicherheitsdienstes befördert worden.» Unter erneutem Beifall schüttelte er ihr glückwünschend die Hand. Aber, fuhr er dann fort, es gebe noch einen anderen wichtigen Aspekt in dieser Angelegenheit, und das sei die Tatsache, dass die Genossen Tschemischow und Puschkowa nicht nach einem von der Zentrale festgelegten Plan gearbeitet, sondern bei Erkennen der Gefahr Eigeninitiative entwickelt und selbständig gehandelt hätten. Er griff in die Tasche und zog zwei schmale Päckchen heraus. «Für diese Selbständigkeit des Handelns, die durch einen grossen Erfolg gekrönt wurde, verleihe ich Ihnen, Major Tschemischow und Oberleutnant Puschkowa, im Namen des Ministeriums den Roten-Banner-Orden.»

Der Rest der Feier ging in russischer Fröhlichkeit, in Krimsekt und Wodka unter.

Helga Wannenschmager, nunmehr Oberleutnant des MGB, Mitglied der KPdSU und Trägerin des Roten-Banner-Ordens, wurde Mitte Dezember, zusammen mit Major Tschemischow, zu einer wichtigen Konferenz in die Zentrale befohlen.

«Nehmt Platz, Kinder», sagte Sudoplatow aufgeräumt. Und als sie am Konferenztisch sassen, fuhr er fort: «Genosse Tschemischow und Genossin Puschkowa, ihr seid mein Paradegespann. Das Ministerium hat daher beschlossen, euch einen Auftrag zu geben, der von allergrösster Wichtigkeit ist und viel Umsicht und Intelligenz erfordert. Dieser Auftrag ist in Paris durchzuführen.»

Paris, dachte sie und freute sich, wie jede Frau es getan hätte.

«In Paris», sagte Sudoplatow, «werdet ihr einen Mann aufsuchen, der vor langer Zeit emigriert ist, aber seit drei Jahren für uns arbeitet. Er heisst Romanow. Ihr überbringt ihm Grüsse und Geld aus Moskau. Dieser Romanow hat einen Freund mit Namen Bojko, auch ein Emigrant, der jedoch nicht für uns arbeitet, sondern im Gegenteil der Sowjetunion schon grossen Schaden zugefügt hat. Euer Auftrag besteht darin, diesen Schädling zu liquidieren.»

Helga spürte, wie ihre Hände kalt wurden. Liquidieren, das hiess ermorden. Sie blickte zu Mischa hinüber und sah, dass er käsebleich war. «Und wie soll das vor sich gehen?» fragte er.

Der General antwortete: «Die Liquidierung übernehmen Sie, Genosse Tschemischow. Jelena Kirillowna hat die Aufgabe, die notwendigen Kontakte herzustellen und die Verbindung mit uns aufrechtzuerhalten. Sie bekommen den Spezialfüllhalter mit tödlicher Ladung.»

Das Wort «tödlich» regte Helga auf. «Also umbringen sollen wir ihn», rief sie.

Sudoplatow lächelte nachsichtig. «Du sollst ja nicht abdrücken, Mädchen, das habe ich dir doch schon gesagt.»

Mischa fragte: «Angenommen, wir liquidieren diesen Bojko, was wird dann aus unserem Pariser Agenten? Der wird doch sofort verdächtigt und festgenommen.»

«Keine Sorge», antwortete Sudoplatow, «für diesen Mann bekommen Sie einen zweiten Füllfederhalter. Der hat uns in den drei Jahren seiner Agententätigkeit mehr geschadet als genützt.»

Mischa knipste nervös mit seinen Fingernägeln. Er sagte: «Man muss dazu geboren sein, zwei Menschen umzubringen.»

Der General tat, als sei er aufs Äusserste erstaunt. «Aber Tschernischow, haben Sie sich an der Front gefragt, wie viele Menschen Sie umbrachten?»

«Das war im Krieg.»

«Wir haben noch immer Krieg», sagte Sudoplatow.

Helga stand auf. «Wenn noch immer Krieg ist, Genosse General, dann möchte ich nicht daran teilnehmen.»

Sudoplatow wurde ungeduldig. «Genossin Puschkowa, Sie sind kein kleines Mädchen, das sagen kann: Nein, meine Suppe ess' ich nicht. Sie sind MGB-Offizier, und Sie können einen dienstlichen Befehl nicht einfach verweigern.» Auch er stand auf und begann im Zimmer herumzulaufen. «Was ist das für eine dumme Rederei», schimpfte er. «Ist Ihnen denn nicht klar,

Jelena Kirillowna, was für eine Ehre es für Sie bedeutet, nach Paris zu fliegen? Alle unsere Mädchen würden Sie beneiden!»

«Ich weiss», sagte Helga, «und ich gönne es ihnen allen, einmal nach Paris zu fliegen. Und ich möchte Sie bitten, Genosse General, eine von ihnen zu schicken und nicht mich, denn ich möchte mein Kind nicht so lange allein lassen.»

Sudoplatow blieb stehen. «Ist das alles, Genossin? Wollen Sie mir nicht lieber Ihre wirklichen Gründe sagen? Eine schlechte Wahrheit ist immer besser als eine gute Lüge.»

«Wenn Sie die Wahrheit hören wollen, Genosse General, nun, ich glaube nicht, dass ich so etwas niemals werde tun können. Ich möchte Ihnen für alles danken, was Sie für mich getan haben, und bitte Sie, mich aus dem Geheimdienst zu entlassen.»

Sudoplatow zog die schwarzen Brauen zusammen. «Sie sprechen, Genossin, als ob Sie Ihren Verstand verloren hätten. Die Frage, ob Sie unseren Dienst verlassen dürfen, wird allein von uns entschieden, niemals von Ihnen.» Dann, plötzlich, änderte er seinen Ton. Er legte ihr die Hand auf die Schulter. «Sie sind jetzt zu erregt, um klar überlegen zu können. Gehen Sie nach Hause, überschlafen Sie alles, dann können wir noch mal darüber reden.» Er lächelte, drehte sich zu Mischa um. «Und Genosse Tschernischow wird, denke ich, dasselbe tun.»

Draussen sagte sie zu Mischa: «Das ist doch reiner Mord.»

Er antwortete nicht.

«Mischa, was sollen wir tun?»

Er fuhr sie ärgerlich an. «Du weisst ja, was Sudoplatow gesagt hat. Wir werden es überschlafen.»

«Als ob sich dadurch an dem Mord was änderte.»

Sie fuhren getrennt nach Hause, und während der nächsten Tage sah sie ihn nicht. Sie wusste, er scheute sich davor, von ihr auf das Pariser Unternehmen angesprochen zu werden.

Der General verhielt sich in einer Art, die für ihn typisch war. Er liess sie in Ruhe, kein Anruf, kein Auftrag; aber eines Tages würde er sie rufen lassen oder selber bei ihr erscheinen und wieder damit anfangen, und dann würde es keinen Aufschub mehr geben.

Sie holte den Jungen von Mischas Mutter und wartete. In Deutschland war jetzt Advent, keine geeignete Zeit, um in Moskau einsam zu sein. Es waren von ihrer Mutter Briefe gekommen, in denen von Weihnachten die Rede war und von der Hoffnung auf ein Wiedersehen. In einen hatte sie eine geweihte Oblate gelegt.

Sie dachte an Andrej. War es nicht Zeit, etwas für ihn zu tun, da sie sich nun bewährt hatte, Parteimitglied war, ausgezeichnet mit dem Roten-Banner-Orden ?

Am letzten Adventssonntag – sie hatte die vier Kerzen angezündet – sprach sie mit Mischa darüber. Er schüttelte den Kopf. «Ich rate dir, lass die Sache ruhn. Du gefährdest höchstens dich selber.»

«Meine Karriere ist mir gleich, wenn ich Andrej freikriegen kann.»

«Es geht nicht, Lenotschka, er ist rechtskräftig verurteilt.»

«Ich war auch rechtskräftig verurteilt.»

«Herrgott noch mal, das ist auch was anderes!»

«Herrgott noch mal», sagte sie wütend, «Recht ist Recht! Aber ich will dir sagen, warum es nicht geht: Weil du für deine Karriere fürchtest, du Egoist!»

Da ging er hoch. «Was fällt dir ein!» schrie er. «Wo wärest du ohne mich? Dein ewiges Gequäke um Andrej geht mir auf die Nerven! ich weiss auch, woran das liegt. Es ist diese deutsche Weihnachtssentimentalität, die dich so verrückt macht!» Mit dem Daumen löschte er die Lichter und schleuderte den Adventskranz gegen die Wand. «Du bist schliesslich Parteimitglied!» Und wütend stampfte er hinaus.

Nach einer Weile kam er zurück, butterweich. «Lenotschka, es tut mir leid, ich war ein bisschen heftig. Es kommt einfach daher, weil ich dich liebe.»

Diesmal war sie es, die schrie: «Mach, dass du rauskommst. Wenn du mich liebtest, würdest du dich anders benehmen! Ich bin nicht mit dir verheiratet, und ich würde dich auch nie heiraten, dass du's weisst. Mein Mann heisst Andrej Sidrow, das ist dir ja bekannt.»

Das Kind fing an zu schreien.

«Lenotschka», sagte er, «ich kann für deinen Mann nichts tun ...»

«raus!» schrie sie. «Und lass dich ausserdienstlich nicht mehr bei mir sehn!» Da ging er.

Nun war sie wieder allein. Eine schlimme Zeit war es, aber Weihnachten wollte sie feiern, ob es der Partei passte oder nicht.

Am Morgen des vierundzwanzigsten Dezember kaufte sie einen Neujahrsbaum, schmückte ihn mit Kerzen und buntem Flitter und baute ein Tischchen mit Spielzeug für Alik auf. Als es dunkel wurde, zündete sie die Lichter an und suchte im Radio nach ausländischen Sendern. Weihnachtslieder überall, und dann sogar ein deutsches: Stille Nacht... Sie nahm den Jungen hoch und zeigte ihm die Geschenke. Als er jauchzend nach einem Stoffhund griff, klingelte es. Sie setzte ihn mit dem Hund ins Bett, stellte das Radio ab und öffnete.

General Sudoplatow trat ein, und hinter ihm Mischa. Mischa trug einen Stern mehr auf den Schulterklappen – na, auf diese Beförderung hatte er lange gewartet. Der General sah sich im Zimmer um, begutachtete den Baum und sagte: «S prasdnikom – frohes Fest!»

Helga schwieg misstrauisch.

Der General sagte: «Wie gut man den Wolf auch füttert, es zieht ihn doch in den Wald.»

Sie antwortete: «Ich tue nichts weiter, als ein bisschen zu feiern.»

«Das hatten wir vermutet.»

«Dann darf ich Sie einladen?»

«Aus purer Neugier nehmen wir an.»

Da wusste sie, er nahm's ihr nicht übel, und sie sagte: «Es ist gut für einen Geheimdienstgeneral, die Sitten und Bräuche anderer Völker kennenzulernen.»

Die beiden Männer lachten. «Los», sagte Sudoplatow, «muss nicht auch gesungen werden?»

«Sie können ja leider keine Weihnachtslieder. Wenn ich dürfte, würde ich einen Auslandssender einstellen.»

«Sie dürfen», sagte Sudoplatow, und zu Mischa sagte er: «Als ob sie nicht jeden Tag ausländische Sender hörte.»

Sie stellte das Radio wieder an, holte Wein, Gebäck und Zigaretten. Sie gab Mischa die Flasche. «Gratuliere zur Beförderung, Genosse Oberstleutnant.»

Er grinste. «Danke. Wollen wir uns wieder vertragen?»

«Von mir aus, wenn du dich nicht wieder so auf spielst.»

Er öffnete die Flasche und schenkte ein. «Na sdorowje», sagte der General, «auf die Gastgeberin! Erzählen Sie, wie Sie früher gefeiert haben, Jelena Kirillowna.»

Sie erzählte von den Weihnachtsbräuchen in Galizien und Schlesien, und er hörte interessiert zu. Dann sagte er: «In Frankreich feiert man auch Weihnachten.»

Da war es wieder, das gefürchtete Thema, und ihre Stimmung war hin. Er lächelte. «Was machst du auf einmal für ein Gesicht, Mädchen? Frankreich ist ein schönes Land, man muss die Welt kennenlernen.»

«Ich habe genug davon gesehen», sagte sie. «Bitte, Genosse General, machen Sie mir ein Weihnachtsgeschenk.»

Er nahm einen Schluck Wein. «Die Bewirtung ist gut», sagte er, «und gemütlich ist es bei dir, da muss ich mich schon revanchieren. Also, was soll ich dir schenken?»

«Ändern Sie den Frankreichplan, und lassen Sie die beiden am Leben.»

Er schüttelte den Kopf. «Mein liebes Kind, dieser Plan stammt nicht von mir. Was die Führung befiehlt, muss ausgeführt werden. Du wirst eine dicke Belohnung erhalten.»

«Ich will keine Belohnung. Nicht dafür.»

Der General sah Mischa an. «Und wie ist es mit dir? Hast du auch noch Bedenken gegen den Auftrag?»

Mischa räusperte sich eine Weile, ehe er antwortete: «Wenn Sie mich fragen, Genosse General: ich glaube nicht, dass ich für solch einen Auftrag geeignet bin.»

Sudoplatow überlegte eine Weile, dann sagte er: «Kinder, ich kann das allein nicht entscheiden. Schreibt einen Rapport und gebt ihn bei mir persönlich ab. Dann werde ich mit dem Minister sprechen.»

Helga sprang auf, umarmte ihn und küsste ihn auf beide Wangen. Er grunzte zufrieden. «Du bist ein gefühlvolleres Mädchen, Lenotschka», sagte er, «man kann dir in solchen Dingen schlecht widersprechen. So, und jetzt möchte ich Sekt trinken.»

Sie holte eine Flasche Krimsekt. Der General trank viel und wurde immer fröhlicher. Kurz bevor er sich verabschiedete, sagte er: «Ob ich euch den Wunsch mit Frankreich erfüllen kann, weiss ich noch nicht. Aber ich habe ein anderes Geschenk für euch.» Er zog zwei grosse rote Einladungskarten aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. «Für die Silvesterfeier im Kreml. Da kann unsere Njemka erleben, wie man bei uns das neue Jahr begeht.»

«Grosser Gott, was muss ich da anziehen?»

Er lachte. «Das ist immer eure erste Sorge! Die junge Generation kommt meist kostümiert; aber es ist wohl besser, wenn du ein Abendkleid anziehst. Bei dem Bankett sind natürlich ausländische Delegationen da. Du wirst dich wieder als Ehefrau des Korvettenkapitäns Tschernischow – nein, er ist jetzt ja Fregattenkapitän – um die Polen und Deutschen kümmern.» Er hielt ihr die Hand hin. «Ich hoffe, Mädchen, gegen diesen Auftrag wirst du keine Einwendung haben.»

«Nein, nein», rief sie, «natürlich nicht. Ich werde Ihnen einen tadellosen Bericht liefern.»

Aber da hatte sie zuviel versprochen.

Das Fest begann um 22 Uhr, und zum zweitenmal in diesem Jahr 1950 war Helga Wannenmacher Gast im Kreml, bewegte sich unter der Elite der Sowjetmenschen, von denen jeder persönlich geladen und am Eingang streng kontrolliert worden war: die Spitzenfunktionäre der Partei, die hohen

Offiziere der Sowjetarmee, Ehrengäste aus allen Republiken der Union, Stalin-Preisträger, verdiente Aktivisten, Stachanowzen, die Delegationen des sozialistischen Lagers und natürlich die Jeunesse dorée Moskaus, jene herangewachsene Generation einer neuen herrschenden Klasse, die die Revolution nur noch vom Hörensagen kannte.

Im Saal des Facetten-Palais bogen sich die Tische unter den Schüsseln, die mit allen Leckerbissen des Landes gefüllt waren. Die befrackten Diener des Kremls, die «Schweizar», wie man sie in Moskau nennt, schenkten grusinischen Wein, Krimsekt und Wodka aus. Helga, wiederum als Frau Tschernischow, trug ein Kleid aus ihrer Wiener Kollektion: blauer Chiffon, knöchellang, mit einer passenden Stola. Mischa, in Extrauniform mit ordensbedeckter Brust, ging stolz an ihrer Seite. Die Szene faszinierte sie: gesellschaftlicher Glanz des siegreichen Sozialismus in den Prachtsälen des Zaren. Auftragsgemäß kümmerte sie sich um die Deutschen und die Polen, kein Stocken, keine Verlegenheit, sie hatte ja Erfahrungen vom erstenmal, und nur Gewandtes floss über ihre Lippen, sozialistischer Kulturoptimismus: «Ja, Moskau wird von Jahr zu Jahr schöner. Haben Sie schon den Neubau der Lomonossow-Universität gesehen?»

Kurz vor Mitternacht versorgt man sich mit Sekt oder Wodka. Die Gespräche verstummen, alles wendet sich nach der Stirnseite des Saales. Dann klingen durch die geöffneten Fenster vom Spasskaja Baschnja, dem Erlöserturm, zwölf Glockenschläge, und während draussen auf dem Roten Platz eine Haubitzenbatterie zwölf Salutschüsse abfeuert, erscheint Genosse Stalin in der weissen, goldbestickten Uniform des Generalissimus der Sowjetarmee. Er hebt sein Wodkaglas, und in der feierlichen Stille des Saales hören alle seine kleine, etwas trockene Stimme: «Auf unser sozialistisches Vaterland! Auf unsere heroische Partei der Bolschewiki!»

Nach einem Atemzug des Schweigens antwortet die festliche Menge im Chor: «Auf unsern genialen Führer und Lehrer, auf unseren geliebten Genossen Stalin! Hurra, hurra, hurra!» Die Gläser leeren sich, Händeschütteln, Umarmungen, Küsse, Lachen, Hochrufe. Geheimnisvoll wie er kam, ist er wieder verschwunden, der ferne und doch allgegenwärtige Gott Josif Wissarionowitsch, auf dessen Wohl zur selben Minute Millionen Sowjetbürger ihr Glas leeren, um sich dann in den Trubel der Neujahrsnacht zu stürzen, hoffend auf ein besseres Jahr als das vergangene, auf eine Lockerung des Terrors, auf mehr Brot, mehr Kartoffeln, mehr Fleisch, mehr Milch.

«Auf zum Tanzen», sagte ein junger Pole zu Helga.

«Tanzen? Wo?»

«Im Georgssaal, da ist der Ball der Jugend.»

Sie hakte sich bei Mischa ein, und sie gingen hinüber in den Georgssaal, in dessen Mitte eine riesige geschmückte Neujahrstanne stand. Grosses Tanzorchester – Walzer aus Wien; nach seinen Klängen drehte sich die junge Sowjetgeneration auf dem spiegelnden Parkett, fast alle kostümiert, komisch oder romantisch, mit und ohne Masken, Clowns und Balletttänzerinnen, Tiere und Märchenfiguren.

Mischa, der gut fünfzehn Pfund zuviel auf den Rippen hatte, kam schnell ins Schwitzen. Er unterbrach den Tanz. «Lenotschka, das ist nichts für mich. Lass uns einen trinken.»

«Du bist ein Spiesser», schimpfte sie, während sie zum Büfett gingen, «ein Faulpelz und Säufer, der nicht mal ein bisschen tanzen kann.»

Er grinste und drückte ihr ein Glas in die Hand. «Komm, trink. Auf dein Wohl, Lenotschka, du siehst blendend aus.»

Als sie ausgetrunken hatte, stand plötzlich ein Donkosak vor ihr und verbeugte sich. «Hallo», sagte Mischa, «Sie kommen genau richtig, Bürger Kosak! Diese Genossin wünscht zu tanzen.»

Der Donkosak war schlank und jung, ein hübscher Junge mit dunklem Haar, das wellig unter der Kosakenmütze hervorquoll, ein ausgezeichneter Tänzer zudem und ein Charmeur, der keine Gesprächspause aufkommen liess. Nach dem vierten Tanz fragte er sie, ob sie nicht an dem Kostümwettbewerb teilnehmen wolle.

«Ich hab’ doch gar kein Kostüm an.»

«Sie haben ein langes blaues Kleid, das ist für mich gerade das richtige. Wir gehen zusammen als Wolga und Don.»

«Dann muss ich mir ein Schild umhängen, sonst merkt keiner, dass ich die Wolga bin.»

«Das ist nicht nötig. Wir werden zusammen das Lied singen: ‚Wolga s Donom gororit’ – Die Wolga mit dem Don spricht.»

«Das kann ich gar nicht.»

«Dann werden wir’s üben. Kommen Sie, wir haben noch genau 37 Minuten Zeit.» Er zog sie mit sich in den Erfrischungsraum, bestellte zu trinken, und in einer Ecke übten sie das Lied. Als es klappte, sagte der Donkosak: «Jetzt muss ich mich Ihnen noch vorstellen.» Er verbeugte sich. «Semjon Berija.»

«Ein bekannter Name», sagte sie.

«Viel zu bekannt», sagte er und lachte. «Aber ich bin ein ganz harmloser Berija.»

«Ich heisse Jelena Puschkowa», sagte sie.

«Puschkowa? So heisst meine Frau.»

«Und die ist nicht mitgekommen?»

«Sie wollte nicht», sagte er und musterte sie lächelnd. «Sie sollten sich Ihre Stola wie einen Schleier ins Haar stecken, dann sehen Sie noch mehr nach Wolga aus.»

Sie tat es. «So sind Sie richtig», sagte er und küsste ihr die Hand. «Und nun kommen Sie.»

Die Paare, die an der Konkurrenz teilnahmen, standen im Kreis um den Neujahrsbaum. Semjon sagte der Jury, dass sie etwas vorzutragen wünschten. Die Jury gestattete es, und sie sangen zweistimmig das Lied: «Wolga s Donom gororit.» Es war ein grosser Erfolg, und sie bekamen den ersten Preis, eine Kristallminiatur des Kremls.

Helga machte sich mit Semjon auf die Suche nach Mischa. Sie fand ihn im Facettensaal, schon ein bisschen wodkaelig. Er bewunderte pflichtgemäss die Trophäe. Semjon sagte: «Das haben wir natürlich nur der Schönheit und der Stimme Ihrer Frau zu verdanken, Genosse Puschkow.»

Mischa grinste. «Leider ist sie noch nicht meine Frau, aber ich hoffe, sie wird's mal werden. Ich heisse Michail Tschemischow.»

Auch Semjon stellte sich vor, und als Mischa seinen Namen hörte, fing er auf einmal an zu stottern. «Berija? Genosse, dann sind Sie wohl der Sohn von...»

«Genau», sagte Semjon, «das ist mein Alter.»

Und plötzlich wollte Mischa tanzen. Als sie auf der Tanzfläche waren, sagte er: «Da hast du dir aber einen dicken Fisch geangelt. Er ist der Sohn von Berija.»

«Von welchem Berija? Davon gibt's doch viele.»

«Es gibt nur einen Berija, wenigstens in Moskau, zum Teufel!»

«Aber er hat gesagt, er ist Ingenieur und ganz harmlos.»

«Warum soll der Sohn von Berija nicht Ingenieur und harmlos sein?»

Ja, warum nicht? Sie dachte während des ganzen Tanzes an den Donkosen und dessen mächtigen Vater, der noch über dem Minister Abakumow stand, direkt unter Stalin. Und sie dachte natürlich an Andrej, und als nachher Semjon auf sie zutrat, strahlte sie ihn an, was ihr nicht schwerfiel, denn er war wirklich sympathisch.

«Benimm dich anständig», sagte Mischa leise zu ihr und verschwand. Sie sah ihn für den Rest der Nacht nicht wieder, denn sie blieb mit Semjon Berija zusammen, der nicht von ihrer Seite wich, keinen Tanz ausliess, sie da-

zwischen mit Kaviarbrötchen, Sekt und Wodka traktierte und sie schliesslich am frühen Morgen in seinen Wagen lud, einen schwarzen Prominenten-Zim mit Fahrer. Sie waren beide ziemlich betrunken, und als sie im Fond sassen, sank sie an seine Brust und schlief ein.

Als sie erwachte, war es hell, und sie lag in einem riesigen rosa Himmelbett. Ihr Kopf schmerzte, und nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Helligkeit. Vorsichtig blickte sie sich um, das ganze Zimmer war in Rosa und Blau gehalten. Sie konnte sich nicht erinnern, in ihrem Leben so etwas gesehen zu haben, höchstens im Film, neulich in Wien, es war einer von den neuen amerikanischen Farbfilmern gewesen.

Die Tür ging auf, und ihr Donkosak trat ein, allerdings trug er jetzt einen dunkelgrauen Anzug mit einer blauen Krawatte. Nun fiel ihr alles ein. Berijas Sohn, dachte sie – konnte es aber nicht recht glauben. «Hallo», sagte er, «hast du gut geschlafen?»

«Danke, ich hab’ ziemliche Kopfschmerzen. Bist du wirklich der Sohn von...»

«Mein Gott, ja», sagte er, «der Sohn vom alten Berija, das habe ich dir doch gestern Abend schon gesagt. Du glaubst nicht, wie unangenehm es ist, so einen Vater zu haben.»

Sie liess die Augen in dem blau-rosa Zimmer herumgehen. «Wenn ich das hier sehe – so unangenehm scheint es doch nicht zu sein.»

Er lachte, verschwand durch eine Tapetentür und kam mit einem Glas Wasser zurück. «Du hast sicher Durst.»

Sie trank hastig, und ihr wurde etwas besser. Er setzte sich an ihr Bett. «Du bist keine Russin?» sagte er.

«Wieso?»

«Man merkt es an deinem Akzent und an deinem Aussehen. Also wer bist du, Täubchen?»

«Ich stamme aus der Westukraine», sagte sie. Und nach einem tiefen Atemzug: «Ich bin Oberleutnant beim Staatssicherheitsdienst.»

Die Mitteilung überraschte ihn, doch er schien sich schnell daran zu gewöhnen. «So, Staatssicherheitsdienst? Dann wirst du wohl einen Bericht schreiben müssen, wo du gewesen bist und wie es dort war.»

Sie wurde rot. «Wie kommst du denn darauf?»

«Ich kenne doch die Brüder durch meinen Vater.»

Sein Vater, dachte sie, wie komme ich an den heran? «Semjon», fragte sie vorsichtig, «arbeitest du unter deinem Vater?»

«Um Gottes willen, damit will ich nichts zu tun haben.»

«Warum nicht?»

Er stiess verächtlich die Luft aus der Nase. «Nicht mein Fall. Ich bin Ingenieur und kümmere mich überhaupt nicht um Politik.»

«Stehst du dich nicht gut mit ihm?»

«Es geht. Ich sehe ihn selten. Aber man lebt ganz angenehm unter seinen Fittichen.»

Sie fragte weiter: «Du, wo sind wir hier?»

«In Rublewo. Das ist dreissig Kilometer von Moskau entfernt.»

«Ist dein Vater auch hier?»

«Wahrscheinlich. Aber er wird uns nicht stören. Jeder wohnt hier weit entfernt vom andern.»

«Und deine Frau?»

«Sie ist in unserer Stadtwohnung.»

«So, und ihr gratuliert euch nicht mal zum neuen Jahr?»

«Nicht unbedingt.» Er grinste.

Sie war enttäuscht. Er würde nichts für Andrej tun können. «Semjon», fragte sie, «wie komme ich hier wieder 'raus?»

«Wenn du willst, lasse ich dich nachher mit dem Wagen zurückbringen.» Er sah auf die Uhr. «Schon drei. Wir werden erst mal was essen.»

In einem Bad aus rosa Marmor machte sie sich zurecht. Dann führte Semjon sie in ein Zimmer, das mit Rokoko-Möbeln ausgestattet war; auf Seidentapeten hingen goldgerahmte Bilder, Jagdszenen, Kavalier-Porträts – 18. Jahrhundert. Ein Diener im schwarzen Anzug servierte einen gebratenen Fasan mit verschiedenen Salaten.

Helga war stumm vor Verlegenheit. Semjon hingegen schien die Anwesenheit eines dienstbaren Geistes gewohnt zu sein, er sprach mit ihr über den gestrigen Abend im Kreml, als wäre der Mann gar nicht vorhanden. Als der Diener hinaus war, fragte sie: «Semjon, bist du Kommunist?»

Er sah sie erstaunt an. «Natürlich.»

«Parteimitglied?»

«Selbstverständlich. Aber wir wollen uns doch nicht über Politik unterhalten.» Er begann mit geschickten Händen den Fasan zu zerlegen. «Den habe ich selber geschossen. Verstehst du was von Jagd?»

«Nein.»

«Wovon verstehst du denn was, abgesehen von deiner Tätigkeit beim MGB? Sport?»

«Ein bisschen. Ich bin früher viel geritten.»

«Ladno», sagte er. «Das kannst du bei uns auch.»

Von da an sprach er nur noch vom Reiten. Er sagte, sie hätten eine Menge erstklassiger Pferde im Stall, da könne sie sich eins aussuchen, wenn sie das nächstmal käme. Nach dem Essen bestellte er den Wagen, und ehe sie einstieg, sagte er: «Ich werde dich bald anrufen.»

Sie sah ihn sich an, während der Wagen langsam anfuhr: ein Beau, der gern tanzt, trinkt, jagt und reitet. Und sein Vater, einst blutiger Revolutionär mit Lederjacke und Ballonmütze, ist nach Stalin der gefürchtetste Mann der Sowjetunion. Eine merkwürdige Rasse, diese Kommunisten.

Der Wagen fuhr knirschend durch einen verschneiten Park. Sie blickte zum Rückfenster hinaus und sah in der Ferne das Landhaus Berijas, das eher dem Lustschloss eines Grossfürsten glich als der Datscha eines Bolschewikenführers. Sie sah Stallungen und eine Gärtnerei mit langen gläsernen Gewächshäusern. Dann passierte der Wagen zwei Gittertore und schliesslich eine hohe, grügestrichene Bretterwand. Sie sah Wachttürme und bewaffnete Posten; aber die Posten blickten nicht nach innen wie im Lager von Nowosibirsk, sondern nach aussen. Sie hatten dafür zu sorgen, dass kein Unberufener einen Blick tat in das Paradies der Mächtigen.

Kaum war sie zu Hause, da kam Mischa. Er war in grässlicher Laune. Er ging zum Telefon und zog die Schnur aus der Steckdose, das tat er immer, wenn sie etwas zu bereden hatten, was nicht jeder hören sollte. Er meinte, eine Abhöranlage im Telefon sei nicht ausgeschlossen. Dann schnauzte er los: «Wo bist du gewesen?»

Sein Ton ärgerte sie. «Was geht das dich an?»

«Sehr viel, Genossin Oberleutnant. Du hattest immerhin einen dienstlichen Auftrag. Also, wo bist du gewesen?»

«Bei Semjon Berija in Rublewo.»

«Ach, und da hast du übernachtet?»

«Sag mal, soll das ein Verhör sein? Ich habe dir schon mal gesagt: Wir sind nicht verheiratet, ich kann tun und lassen, was ich will.»

«Semjon Berija ist ein stadtbekannter Frauenheld.»

«So? Du hast ihn aber gestern Abend ausgesucht höflich behandelt, den stadtbekanntesten Frauenhelden. Ausserdem interessiert mich Semjon viel weniger als sein Vater. Wegen Andrej nämlich. Von dir ist ja keine Hilfe zu erwarten, da muss ich mich selber drum kümmern.»

Wenn Mischa den Namen Andrej hörte, wurde er immer eine Spur unfreundlicher. «Hör mal, ich habe dir schon mehrfach erklärt, dass ich auf ei-

gene Faust nichts unternehmen kann. Wo kämen wir denn hin, wenn das jeder tun wollte? Ich führe meine Befehle aus.»

«Ja», höhnte sie, «auch wenn es Mordbefehle sind.»

«Was soll denn das heissen?»

«Das weisst du doch. Wenn ich mich nicht geweigert hätte, dann müssten wir jetzt nach Paris und zwei Menschen umbringen.»

«Das ist noch gar nicht entschieden», sagte er zornig, «das wird der Minister entscheiden, wenn er unsern Rapport gelesen hat. Und wenn du's genau wissen willst: Gern tu ich so was auch nicht, aber wenn ich den Befehl bekomme, dann führe ich ihn auch aus. Und du wirst es auch tun!»

«Nie!» sagte sie.

«Das werden wir ja sehn.» Er griff nach seiner Karakulmütze. «Und jetzt habe ich genug von dir. Wenn du Gesellschaft brauchst, dann wende dich an Semjon Berija!» Er schmetterte die Tür hinter sich zu.

Zwei Tage später wurde Mischa auf rätselhafte Art überfallen. Als er abends durch den Serpuchowka-Park ging, stürzten sich zwei Männer auf ihn. Ein Milizionär fand ihn bewusstlos im Schnee, ohne seine Dienstpistole. Zu jener Zeit waren nächtliche Raubüberfälle mitten in Moskau nichts Besonderes; aber Helga wurde später den Verdacht nicht los, dass die «Räuber» dem MGB angehört hatten; denn sie und Mischa waren ein zu unsicheres Paar für den Pariser Auftrag geworden, und die Zentrale pflegte alles sorgfältig zu bedenken.

Mischa lag mit verbundenem Kopf im Krankenhaus, Gehirnerschütterung. Sie besuchte ihn jeden Tag, man kann sich an einen Mann gewöhnen, auch wenn man ihn nicht liebt. Als sie eines Tages die Genossin Tamara Nikolajewna Iwanowa mit Blumen an seinem Bett traf, spürte sie sogar so etwas wie Eifersucht. Mischa selber war mit seinem Los ganz zufrieden. «Nun wird nichts aus Paris», sagte er, «jedenfalls nicht für mich. Und für dich auch nicht.»

Ein paar Tage darauf, am 13. Januar 1951, wurde sie in die Zentrale gerufen. Sie ahnte, dass es um den Rapport ging, und bemühte sich, pünktlich zu sein, betrat das verhasste Gebäude am Dsiershinskijplatz sogar ein paar Minuten vor der Zeit. Der Offizier vom Dienst hielt sie an. «Genossin Puschkowa? Warten Sie bitte.»

Warten? Warum? Die Lubjanka-Angst überkam sie wieder. Nervös kramte sie in ihrer Diensttasche nach Zigaretten. Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter, und eine Stimme sagte: «Ist das nicht die Puschkowa?»

Sie fuhr herum. Vor ihr stand der rothaarige, grünäugige Natschalnik des Lubjanka-Gefängnisses. Er grinste. «Du zitterst ja.» Sein Katzenblick ging an ihr herunter. «Kein Wunder, bei der Kälte in diesen Schühchen und Seidenstrümpfchen. Die hast du doch bestimmt aus dem Ausland.»

Sie nickte, steif vor Angst. «Also ich bin wieder verhaftet?»

«Verhaftet?» Der Natschalnik riss den Mund auf und lachte wiehern. «Davon weiss ich nichts. Aber vielleicht kommt das noch. Zuerst müssen wir uns jedenfalls beim Minister melden.»

Die Erwähnung des Ministers beruhigte sie. Abakumow würde eine kleine Mitarbeiterin nicht zu sich bestellen, um sie verhaften zu lassen. Der Offizier vom Dienst telefonierte. Dann nickte er ihnen zu. «Sie werden erwartet.»

Der Minister war nicht allein. General Sudoplatow war bei ihm und ein Unbekannter. Abakumow nahm Helgas Hand, betrachtete sie lächelnd. «Gut sehen Sie aus. Und wie ich höre, sind Sie zum neuen Jahr in die Privatresidenz des Genossen Berija gerutscht.»

Sie erschrak aufs Neue. «Woher wissen Sie das denn, Genosse Minister?»

«Aber, aber, ist es nicht unser Beruf, alles zu wissen?»

«Sie ist eben eine tüchtige Agentin», sagte Sudoplatow, und die Männer lachten.

«Genau wie wir es erwartet haben», sagte Abakumow. Dann wurde er unvermittelt dienstlich. Er ging zum Fenster, setzte sich auf die Fensterbank, und sie sah nur noch seine rundliche Silhouette. «Genossin Puschkowa, Ihr Rapport liegt auf meinem Schreibtisch. Er ist hiermit zurückgewiesen. Es wundert mich doch sehr, dass Sie einen dienstlichen Auftrag ablehnen und noch dazu Ihre Entlassung beantragen. Mir scheint, Sie haben immer noch nicht begriffen, dass es so etwas für einen Offizier des MGB nicht gibt, oder?»

Sie antwortete eingeschüchtert: «Genosse Minister, ich fühle mich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Könnte nicht die Genossin Tatjana Nikolajewna die Sache übernehmen? Sie hat doch viel mehr Erfahrung als ich, und ausserdem spricht sie Französisch. Und nun ist auch Oberstleutnant Tschernischow ausgefallen, mit dem ich in Wladiwostok so gut zusammengearbeitet habe.»

Abakumow schüttelte ärgerlich den Kopf. «Tschernischow ist zu ersetzen. Auf Sie können wir nicht verzichten, Sie sind genau der Typ, den wir in Paris brauchen. Sie werden mit einem erfahrenen Frankreich-Spezialisten zusammenarbeiten, Oberstleutnant Gornjak.»

Er zeigte auf den Unbekannten, der bisher schweigend im Hintergrund gestanden hatte. «Bei ihm kann nichts schiefgehen.»

Sie wandte sich zu Gomjak um. Ein schmaler Mann mit scharfen Falten von der Nase zum Mund, helle blaue Augen, Goldzähne im Oberkiefer, ein Mann, dem man ansah, dass er vor nichts zurückschreckte. Er begrüßte sie auf polnisch mit starkem Akzent: «Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Genossin, und hoffe auf gute Zusammenarbeit.»

Sie antwortete in derselben Sprache: «Sie scheinen ja gut über mich Bescheid zu wissen. Aber Sie sind kein Pole?»

«Nein, ich habe die Sprache bei polnischen Priestern gelernt.»

«Was? Sind Sie Priester gewesen?»

«Nein. Ich habe lange Zeit polnische Priester betreut, das heisst, ich habe sie verhört und dafür gesorgt, dass sie ein bisschen früher als vorgesehen in die ewige Seligkeit kamen.»

«Wie abscheulich!» rief sie empört.

Seine Goldzähne funkelten. «Wieso? Die Brüder sind mir so dankbar, dass sie jetzt noch für mich im Himmel beten.»

Ein Mörder, dachte sie. Entsetzt sah sie den Minister an. Der lächelte beruhigend. «Genosse Gomjak hat einen etwas absonderlichen Humor. Das ist natürlich alles gelogen.» Er wandte sich an den Oberstleutnant. «Solche Geschichten, Brüderchen, kommen bei der Genossin Puschkowa nicht an.»

«Pardon», sagte Gomjak, «dann will ich schnell damit aufhören. Reden wir lieber über das Pariser Nachtleben.»

«Reden wir», sagte Abakumow, «lieber über den Auftrag. Aber vorher, Jelena Kirillowna, möchte ich Ihnen etwas mitteilen, was für Sie von grosser Bedeutung ist.» Er zeigte auf den rothaarigen Gefängnis-Natschalnik. «Genosse Georgij Iwanowitsch hat den Befehl, festzustellen, in welchem Lager sich Ihr Mann befindet. Er wird ihn dann auf schnellstem Wege nach Moskau bringen.»

Helga sprang auf. «Ist das wahr?»

Wieder lächelte Abakumow, väterlich sanft, als hätte er nichts anderes im Sinn, als den Armen und Unterdrückten zu helfen. «Wir sind zu der Überzeugung gekommen, dass Sie besser arbeiten können, wenn Sie mit Ihrem Mann zusammenleben.»

Sie räusperte sich die Kehle frei. «Ich danke Ihnen.» Mehr bekam sie nicht heraus, und verwirrt suchte sie nach ihrem Taschentuch.

Die Männer schwiegen rücksichtsvoll. Dann sagte Abakumow: «Es freut mich, Genossin, dass nun alle Probleme gelöst sind. Ich hoffe, Ihr Mann

wird schon in Moskau sein, wenn Sie aus Paris zurückkommen. Ich möchte nochmals darauf hinweisen, wie wichtig dieser Auftrag ist, seine erfolgreiche Durchführung liegt in unserem nationalen Interesse, seien Sie sich dessen bewusst. General Sudoplatow wird jetzt alle Einzelheiten mit Ihnen und dem Genossen Gornjak besprechen.» Er hob freundlich die Hand, und sie verliess mit dem General und dem Mörder Gomjak den Konferenzsaal.

Die Entscheidung war gefallen. Sie konnte nicht mehr ablehnen. Sie dachte: Irgendeinen Ausweg werde ich schon finden, wenn wir in Paris sind.

Am 18. Januar landeten Helga Wannenmacher und Oberstleutnant Gomjak mit einer Maschine der «Air France» in Paris. Sie hatten österreichische Pässe und kamen deshalb über Wien, wo ihnen Genosse Hochstätter gültige Visa besorgt hatte. Gomjak reiste als Kaufmann Johann Semmler, Helga als seine langjährige Sekretärin.

Gomjak hatte sich äusserlich stark verändert. Die Goldzähne waren verschwunden, und sein Haar schimmerte in einem seriösen silbrigen Grau. Er war imstande, sich notfalls in kürzester Zeit in den schwarzhaarigen Mann mit dem auffallenden Gebiss zurückzuverwandeln, die Goldkronen trug er in der Tasche, er brauchte sie nur über die Eckzähne zu schieben. Er hatte die zynische Härte verloren, die Helga zuerst so abgestossen hatte, und spielte den höflichen Kavalier.

Sie bezogen zwei Zimmer in einem Hotel auf dem Montmartre, und nachdem sie ausgepackt hatten, machten sie einen Stadtbummel.

Paris entsprach genau den romantischen Vorstellungen, die sie sich immer gemacht hatte, und der ungewohnt milde pastellfarbige Winternachmittag tat das Seinige dazu. Dennoch, sie kam nicht in die Stimmung, die sie hier gebraucht hätte. Zwei Menschen wohnten in dieser Stadt, Bojko und Romanow mit Namen *, die nach dem Willen der Zentrale durch Gomjak und sie sterben sollten. Dieses Bewusstsein machte sie nervös und reizbar, und weder die glanzvolle Revue im Folies Bergère, wo Gomjak sie hinführte («Das musst du gesehen haben, wenn du in Paris warst»), noch die intime Atmosphäre vom Maxim's konnte etwas daran ändern.

Nachher lag sie lange wach, dachte an die letzte Besprechung bei Sudoplatow. Der General hatte gesagt: «Bojko ist ein Todfeind der Sowjetunion. Seine Hetze ist für uns gefährlicher als eine ganze Armee feindlicher

* Die Namen wurden geändert.

Soldaten. Seine Adresse und seine Lebensgewohnheiten erfahren Sie durch unseren Agenten Romanow. Romanows anschliessende Liquidierung ist aus Sicherheitsgründen unbedingt notwendig.» Er hatte ihr den Arm um die Schultern gelegt: «Machen Sie Ihre Sache gut, Jelena Kirillowna, und denken Sie daran, welche Belohnung Sie erwartet, wenn Sie Erfolg haben.»

Die Belohnung heisst Andrej. Ob Sudoplatow Wort hält? Sie ist keineswegs sicher, wenn sie an Herrn Johannsen denkt. Den hat sie kurz vor der Abreise am Dsiershinskijplatz getroffen. Auf ihre überraschte Frage hat er geantwortet, er habe auf die Heimreise verzichtet und eine Stelle im Marineministerium angenommen. Freiwillig? Ja, freiwillig. Sie bezweifelt das, sie kennt doch den MGB.

Vor der Abreise war sie noch einmal bei Mischa. «Jetzt tust du's also doch», hat er gesagt. Darauf hat sie ihm nicht geantwortet.

Nun war sie schon vier Tage mit Gomjak unterwegs, aber sie hatte noch immer keine Ahnung, wie sie die beiden Morde verhindern konnte. Gornjak war ein erfahrener Agent, Weissrusse, im Krieg als Partisanenführer erfolgreich, eisenhart und hochintelligent.

Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte er: «Heute beginnt der Ernst des Lebens. Ich werde bei unserem Freund Romanow auf den Busch klopfen, und du machst deinen Anstandsbesuch bei der Botschaft. Anschliessend bleibst du auf deinem Zimmer, jederzeit für mich erreichbar. Ist das klar?» Sie nickte.

Mit einem Taxi fuhr sie zur Botschaft, zeigte einen Propusk, der sie als Angehörige der sowjetischen Handelsmission auswies, und verlangte den Genossen Schribajlow zu sprechen.

Oberstleutnant Schribajlow war offiziell Leiter der Handelsmission, tatsächlich aber Beauftragter des Staatssicherheitsdienstes an der Sowjetbotschaft. Sie zeigte ihm ihren MGB-Ausweis. «Ladno», sagte er, «Sie sind schon avisiert. Was kann ich für Sie tun?»

Sie legte ihm einen Zettel auf den Tisch mit dem Satz: *In Paris ist schönes Wetter*. Er bedeutete, dass sie in Paris angekommen waren und dass das Unternehmen planmässig anlief. «Wenn Sie das bitte an die Zentrale durchgeben würden.»

«In Ordnung. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.»

«Ja.» Sie gab ihm eine Karte mit der Adresse ihres Hotels. «Im Notfall rufe ich Sie per Funk an. Ich sende auf der Frequenz 48.»

Er notierte sich die Zahl. «Unser Gerät steht ständig auf Empfang. Ich wünsche viel Erfolg.»

«Danke», sagte sie und ging.

Um die Mittagszeit kam Gomjak auf ihr Zimmer. «Die Sache läuft gut an», sagte er, nachdem er die Tür abgeschlossen hatte. «Bojkos Adresse habe ich schon.» Er zog einen Zettel aus der Tasche. «Hast du den Stadtplan da?»

Sie breitete den Stadtplan auf dem Tisch aus. «Rue du Minervois, Nummer 23», sagte er. Sie suchten eine ganze Weile auf dem Plan, ehe sie weit draussen die Rue du Minervois fanden. «Vorstadt», sagte er, «Armeleutegend. Umso besser.» Er zündete sich eine Zigarette an und liess sich in einen Sessel fallen. «Dieser Romanow ist ein netter Kerl, ein typischer Russe mit einem grossen Herzen. Er wollte mich unbedingt zum Essen dabehalten. Er kocht selber.»

«Und den willst du umbringen.»

«Wie bitte? Ach so. Ja, eigentlich tut er mir ein bisschen leid. Aber es ist nicht zu ändern. Er hat mich für heute Abend eingeladen, das passt ausgezeichnet, ich muss noch eine Menge über Bojko aus ihm 'rausholen. Er will ein grosses russisches Essen machen.» Gomjak schüttelte lächelnd den Kopf. «Freut sich wie ein Kind, wenn ein Landsmann ihn besucht. Dabei würde ich lieber französisch essen.»

«Und er würde lieber am Leben bleiben», sagte sie.

Er stand auf, runzelte unwillig die Stirn. «Du musst dir mal angewöhnen, Privates und Dienstliches auseinanderzuhalten. Glaubst du vielleicht, ich mache das gern? Weiss Gott nicht. Aber Befehl ist Befehl.» Er sah zum Fenster hinaus. Es schneite kleine rosa Flocken. «Eine herrliche Stadt», sagte er unvermittelt. Dann drehte er sich um, beugte sich zu ihr herab. «Komm, Schwesterchen, mach nicht so ein trauriges Gesicht. In drei Tagen ist der Fall erledigt und in vieren vergessen. Heute Nachmittag kannst du tun, was du willst. Ab sieben Uhr musst du wieder hier sein.» Er tippte freundschaftlich mit dem Finger gegen ihre Nasenspitze und ging.

Als er draussen war, trat sie zum Tisch und beugte sich über den Stadtplan. Schnell fand sie die Strasse wieder: Rue du Minervois. Sie nahm eine Ansichtskarte aus ihrer Handtasche und schrieb den Namen darauf. Sie wusste nun, was sie tun würde.

Den Nachmittag verbrachte sie auf ihrem Zimmer. Als kurz nach sieben Gomjak hereinschaute, lag sie im Bett. «Hallo, was ist mit dir?»

«Nichts Besonderes. Ein bisschen Kopfschmerzen.»

Er griff in die Tasche und legte eine Schachtel Schmerztabletten auf ihren Nachttisch. «Nimm zwei Stück davon, dann bist du morgen bestimmt wieder in Ordnung. Also, ich gehe», sagte er munter. «Es kann lange dauern, dieser Romanow sieht aus, als könnte er unheimlich saufen. Na, ich kann's

auch. Wenn ich nachher noch Licht bei dir sehe, komme ich herein. Sonst bis morgen früh.»

Als er fort war, sah sie auf die Uhr und zwang sich, zehn Minuten liegen zu bleiben. Erst dann stand sie auf und zog sich eilig an. Sie holte ein Bündel Dollarnoten aus dem Geheimfach ihres Koffers und steckte es in ihre Handtasche. Dann verliess sie das Hotel; es war zwanzig vor acht.

Zwei Strassen weiter bestieg sie ein Taxi. «Rue du Minervois, Nummer 23», sagte sie zu dem Fahrer, «ich habe es eilig.»

Während sie, in eine Ecke gedrückt, durch das erleuchtete Paris fuhr, betete sie inbrünstig, dass Bojko zu Hause sein möge; denn dies war die einzige Möglichkeit, ihn zu warnen.

Das Taxi hielt in einer wenig belebten Strasse. «Rue du Minervois 23», sagte der Fahrer. Helga stieg aus. Sie wartete, bis die Rücklichter des Wagens hinter der nächsten Strassenecke verschwunden waren; erst dann ging sie auf das schmalbrüstige Haus zu.

Helga stieg enge, dämmrige Treppen hinauf. Die Tür in der dritten Etage hatte kein Namensschild. Sie klingelte. Ein Mann in Hemdsärmeln und Hosenträgern öffnete. Trotz der schlechten Beleuchtung erkannte sie ihn gleich nach den Fotos, die man ihr in der Zentrale gezeigt hatte. Verwirrt suchte sie nach einem französischen Eröffnungssatz, fand keinen, sagte schliesslich auf Russisch: «Guten Tag, sind Sie Herr Bojko?»

Er nickte freundlich. Er war überhaupt nicht misstrauisch.

«Darf ich Sie einen Augenblick sprechen?»

«Bitte, kommen Sie herein!»

Sie dachte: Der macht's seinen Mördern leicht.

Das Zimmer, in das er sie führte, war altmodisch eingerichtet und ziemlich unordentlich; vermutlich keine Frau im Hause. Eine Standuhr zeigte Viertel nach acht. Er half ihr aus dem Mantel, dabei sah er das eingenahte Schild des Warenhauses GUM und lachte leise. «Eine Landsmännin, frisch aus Moskau importiert, so was hat man nicht alle Tage. Bitte nehmen Sie doch Platz.» Er zog eine abgewetzte Jacke an und holte eine Kognakflasche. «Darauf müssen wir etwas Anständiges trinken!»

Sie trank hastig, sie war ganz nervös. Während der Fahrt hatte sie sich überlegt, was sie ihm sagen sollte, aber das Richtige war ihr nicht eingefallen. «Sind Sie allein?» fragte sie ungeschickt.

Er nickte. «Leider. Meine Frau liegt im Krankenhaus. Nierenkolik.» Er machte eine entschuldigende Handbewegung durch das unordentliche Zim-

mer. «Man sieht es gleich, nicht wahr?» Er bot ihr eine Zigarette an und sagte: «Ich nehme an, Sie haben allerlei durchgemacht. Es ist schlimm, sein Vaterland für immer verlassen zu müssen. Womit kann ich Ihnen helfen?»

Sie nahm sich zusammen. «Ich brauche keine Hilfe, Herr Bojko», sagte sie. «Ich bin auch keine Emigrantin. Ich heiße Jelena Puschkowa und bin Angehörige des Staatssicherheitsdienstes.» Er sass unbeweglich, das Kognakglas in der Hand, nur seine stacheligen Brauen hoben sich eine Spur. Sie sagte: «Die Zentrale in Moskau hat beschlossen, Sie verschwinden zu lassen, Sie wissen, was ich meine?»

Er stellte vorsichtig das Kognakglas auf den Tisch, und sie sah, wie er versuchte, das Zittern seiner Hand zu verbergen. Ihre Nerven gaben nach, sie fühlte, dass ihr die Tränen kamen, und sie öffnete ihre Tasche. Er sprang auf und hielt ihren Arm fest. «Nein, nein», rief sie, «ich will Ihnen nichts tun, ich suche nur mein Taschentuch.»

Er liess sie los und fiel in seinen Sessel. «Entschuldigen Sie», stammelte er.

Sie putzte sich die Nase, und diese prosaische Betätigung wirkte auf beide beruhigend. Sie sagte: «Nicht ich soll Sie umbringen, sondern mein Mitarbeiter. Aber ich kann da nicht mitmachen.»

«Und», fragte er mit einem Anflug von Verachtung, «weshalb machen Sie überhaupt mit?»

«Ich habe ein Kind in Moskau, und mein Mann ist im Lager.»

Sein Ausdruck veränderte sich. «Immer noch dieselben Methoden.»

Sie sah auf die Uhr. Es war neun. Sie sagte: «Herr Bojko, ich habe nicht viel Zeit. Mein Mitarbeiter darf nicht erfahren, dass ich das Hotel verlassen habe. Unser Auftrag lautet, erst Sie und dann Ihren Freund Romanow zu liquidieren...»

«Romanow? Der hat doch mit unserer Organisation nichts zu tun.»

«Romanow arbeitet für uns. Von ihm haben wir Ihre Adresse. Und damit kein Zeuge übrigbleibt, muss auch er dran glauben.»

«Romanow ein MGB-Agent? Ausgeschlossen.»

«Herr Bojko, mein Mitarbeiter ist jetzt gerade bei ihm, um nähere Einzelheiten über Sie zu erfahren. Rufen Sie ihn an. Er wird Ihnen wahrscheinlich sagen, dass er österreichischen Besuch hat.»

Bojko ging zum Telefon und wählte eine Nummer. «Hallo, Iwan Andrejewitsch», sagte er, «wie wäre es noch mit einem Gläschen heute Abend? Ich fühle mich so verflucht einsam ohne Frau.» Während er in den Hörer lauschte, zuckte sein Augenlid nervös. «Das ist schade, mein Alter», sagte er dann. «Ein andermal also. Gute Nacht.»

Er kam zurück mit grauem Gesicht. «Sie haben recht.» Er füllte sein Glas und trank es auf einen Zug leer. Sein Gesicht bekam wieder Farbe. Er blickte auf Helga herab. «Ich heiße Grigorij Maximowitsch. Wie ist Ihr Vatename?»

«Kirillowna.»

Er griff nach ihrer Hand. «Jelena Kirillowna, ich weiss nicht, wie ich Ihnen danken soll.» Er lief ins Nebenzimmer und kam mit einer Schmuckkassette zurück. «Hier ist mein ganzes Vermögen und das meiner Frau. Ich schenke es Ihnen.»

Sie schob das Geschenk von sich. Russische Gemühtiefe konnte sie sonst zu Tränen rühren; jetzt aber siegte ihr praktischer Verstand. «Grigorij Maximowitsch», sagte sie, «ich fürchte, Sie sind nicht ganz richtig im Kopf. Behalten Sie das. Ich habe genug Geld. Jetzt müssen Sie daran denken, was Sie tun sollen.»

«Das ist einfach. Ich stelle mich unter den Schutz der Polizei.»

«Genausogut können Sie die Geschichte in der Zeitung veröffentlichen. Und was wird dann aus mir? Ich muss doch zurück nach Moskau.»

«Mein Gott, das ist richtig. Was soll ich tun?»

Sie hatte sich das längst überlegt. «Morgen werden Sie Ihren Freund Romanow anrufen. Sie werden ihm sagen, dass Sie verreisen müssten. Dann werden Sie Ihre Koffer packen und sofort aus Paris verschwinden. Möglichst ins Ausland.»

«Aber ich kann doch meine Frau nicht allein lassen.»

«Ihre Frau wird für den Rest ihres Lebens allein bleiben, wenn Sie nicht tun, was ich sage.»

Das schien er einzusehen. «Aber ich habe kein Geld.»

Sie nahm das Bündel Banknoten aus der Tasche. «Hier sind tausend Dollar, damit können Sie weit kommen.»

«Das kann ich nicht annehmen.»

«Sie können! Das Geld ist von der Zentrale. Ich werde es schon irgendwie abrechnen.»

Er zögerte noch. «Soll ich denn meine Arbeit im Stich lassen?»

Nun wurde sie böse. «Suchen Sie sich eine andere Arbeit, Grigorij Maximowitsch, eine vernünftige Tätigkeit wie jeder andere Bürger.»

«Aber ich bitte Sie. Ich mache aus meiner Betätigung doch kein Geschäft. Ich bin arm, und unsere Organisation ist arm. Wir kämpfen für das russische Volk als Idealisten; mit unsern letzten Mitteln.»

«Dem russischen Volk helfen Sie überhaupt nicht», sagte sie. «Ihre Pressekommunikate werden nur vom MGB gelesen. Ihre Rundfunkpropaganda

wird nur von uns abgehört. Und ihre Flugblätter sind schlecht. Beim MGB lachen sie darüber.»

«Die lachen darüber?» fragte er entrüstet.

«Ja. Sie schreiben da zum Beispiel von einem russischen Überläufer, der auf einer Kolchose gearbeitet hat und angeblich zuwenig Geld verdient und kein Brot bekommen hat. Jeder Russe weiss, was eine Kolchose ist, wie es da zugeht und wieviel Geld man verdient. Was soll dieser Unsinn? Schicken Sie lieber einen westlichen Warenhauskatalog hinüber, der hätte eine grössere Wirkung als tausend Flugblätter. Aber nein, tun Sie auch das nicht. Helfen Sie, dass sich die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und dem Westen bessern, das ist das Vernünftigste, was ein Russe für sein Volk tun kann!» Sie stand auf. «Und nun muss ich gehn.»

Er zögerte ein paar Sekunden. Dann nahm er ihre Hände und küsste sie. «Ich weiss nicht, ob Sie damit recht haben, Jelena Kirillowna, jedenfalls danke ich Ihnen für mein Leben! Sollten Sie je wieder nach Westeuropa kommen, ich werde immer für Sie dasein. Warten Sie, ich bestelle Ihnen ein Taxi.»

Sie schüttelte den Kopf. «Wollen wir noch einen Zeugen haben?»

«Ach ja», sagte er verwirrt und half ihr in den Mantel. «Ich sehe, Sie denken an alles. Wie schade, dass Sie nicht für unsere Organisation arbeiten können.»

«Das hätte noch gefehlt. Leben Sie wohl. Ich hoffe, ich höre bald von Ihrer Abreise. Und lassen Sie mich nicht im Stich!»

«Nein, nein, bestimmt nicht», beteuerte er. «Gott segne Sie, Jelena Kirillowna!»

Es war elf, als sie in ihr Hotelzimmer zurückkehrte. Sie war so erledigt, dass sie sofort einschlieff.

Das Telefon weckte sie am anderen Morgen. Es war Gornjak. «Ich habe das Frühstück auf mein Zimmer bestellt.»

Sie zog sich an und ging hinüber. Gornjak begrüsst sie auf österreichische Art mit einem Handkuss, das schien ihm Spass zu machen. Er war in strahlender Laune, obwohl seine Augen verquollen waren. «Der Wodka, der Wodka», sagte er. «Dieser Romanow kann saufen wie ein Loch, und ich musste mithalten. Aber es hat sich gelohnt. Wenn weiterhin alles so klappt, können wir in drei Tagen nach Wien zurückfliegen. Stell dir vor, Bojko hat angerufen, gerade als wir beim Essen sassen. Er wollte mit seinem Freund Romanow ein Gläschen trinken. Seine Frau ist krank. Er ist ganz allein.»

Sie heuchelte Interesse, gratulierte sogar zu seinem Erfolg. «Du gehst an-

schliessend zur Botschaft», fuhr er fort, «und gibst deine Meldungen durch. Übermorgen können wir die Aktion durchführen.»

Die Aktion wurde nicht durchgeführt. Am selben Tage erfuhr Oberstleutnant Gomjak, dass der Emigrantenführer Bojko Paris verlassen habe und nach Kopenhagen geflogen sei. Helga gab die Nachricht nach Moskau weiter. Sie tat es mit heimlichem Triumph, und als sie von der Botschaft zurückkehrte, war sie zum erstenmal in Stimmung, sich die Geschäfte am Boulevard Haussmann in Ruhe anzusehen.

Von der Zentrale kam kurz darauf der Befehl, Bojko zu folgen und die Aktion in Dänemark durchzuführen. Aber noch ehe die dänischen Visa beschafft waren, meldete der Kopenhagener MGB-Chef, Bojko sei nach Stockholm geflogen, und seine Spur sei verlorengegangen.

Wieder begann das Code-Spiel zwischen der Botschaft und Moskau. Drei Tage wartete Gomjak nervös und übel gelaunt auf neue Anweisungen. Helga benutzte die Zeit, um Einkäufe zu machen. Dann kam von der Zentrale der Befehl, das Unternehmen abubrechen.

Am 30. Januar 1951 landeten sie in Wnukowo, General Sudoplatow holte sie selber ab. Er war in miserabler Stimmung, und schon im Wagen begann er mit dem Verhör, das er dann in der Zentrale fortsetzte; aber es kam natürlich nichts dabei heraus. Er fluchte, wie ein Russe nur fluchen kann. «Das kann kein Zufall sein. Bisher hat der Kerl nur in Frankreich gearbeitet. Man muss ihn gewarnt haben. Irgendwo muss da eine undichte Stelle gewesen sein. Romanow?»

Gomjak zuckte die Schultern und meinte, eigentlich glaube er das nicht. Helga sagte nichts, wagte auch nicht, nach Andrej zu fragen, damit wartete sie lieber, bis sich das Gewitter verzogen hatte. Mürrisch verabschiedete der General sie. «Zwei Tage Urlaub», sagte er, «und dann möchte ich getrennte Berichte.»

Draussen traf sie Mischa. Er war aus dem Krankenhaus entlassen. «Ich habe gehört, dass ihr zurück seid, warte schon eine halbe Stunde auf dich. Sieht aus, als wäre ein bisschen Qualm in der Hütte.»

Sie sagte, dass die Aktion gescheitert sei. Er blinzelte sie an. «Das macht dir wohl grosse Sorgen, was?»

Sie lachte und sagte nichts.

Er brachte sie nach Hause und machte ihr eine seiner überraschenden Liebeserklärungen. «Lenotschka», sagte er, «du glaubst gar nicht, wie du mir gefehlt hast.»

«O mein Gott, du mir auch. Dann wäre alles leichter gewesen.»

«Was wäre leichter gewesen?»

Sie ging zum Telefon und zog die Schnur aus dem Stecker, so wie er es

bisher immer gemacht hatte. Er grinste, als er es sah. «Du musst ja was ganz Feines angestellt haben.»

Sie erzählte, weshalb die Pariser Aktion gescheitert war.

Schweigend hörte er zu. Schliesslich fragte er: «Und wie rechnest du die Dollars ab?»

«Ach», sagte sie, «ich schreibe einfach, die hätte ich bei einem Stadtbummel verloren.» Sie holte Wein und Gläser und verbreitete sich darüber, wie wütend Gomjak in Paris gewesen sei und dass Sudoplatow vorhin in der Zentrale geflücht habe wie ein sibirischer Kolchosnik. Es wurde ein fröhlicher Abend, ja sie war froh, dass sie Mischa wieder hatte, er war der einzige Mann in Moskau, dem sie vertraute.

Am anderen Morgen holte sie den Jungen. Aus Paris hatte sie ihm ein Mäntelchen mit dazu passender Hose und Mütze mitgebracht, und Mischas Mutter brach erwartungsgemäss in Entzückensschreie darüber aus. Auf dem Heimweg fielen ihr die Fotos ein, die sie an Aliks Geburtstag gemacht und vor ihrer Abreise zum Entwickeln gebracht hatte. Den Fotografen kannte sie, seit sie am Gorki-Ufer wohnte, er war ein kleiner freundlicher Mann aus Minsk, der gern einen Schwatz machte. «Gut sind die Bilder geworden», lobte er. «Ich habe mir erlaubt, Genossin Puschkowa, das Beste zu vergrössern. Es ist mein Geburtstagsgeschenk für Ihr Söhnchen.»

Er hatte das Bild in einen Wechselrahmen gesteckt, es sah hübsch aus, nett von ihm. Zu Hause holte sie Hammer und Nagel, um das Bild über ihrem Bett aufzuhängen. Der erste Versuch ging fehl, der Nagel verschwand in der Tapete, und der Hammer hinterliess ein ausgefranstes Loch. Leise schimpfend über die Schlamperei sowjetischer Maurer, machte sie einen zweiten Versuch ein paar Zentimeter höher. Das gleiche Ergebnis, nur war diesmal das Loch noch grösser. Sie klopfte die Umgebung ab, es klang hohl. Misstrauisch riss sie ein Stück Tapete ab, ein Pappdeckel wurde sichtbar, sie nahm ihn heraus; dahinter war eine viereckige Öffnung. Und dann sah sie das Mikrofon. Sie holte tief Luft und legte schnell die Hand vor den Mund. Grosser Gott, was habe ich gestern gesagt!

Sie liess alles stehen und liegen, nahm das Kind und floh zu Mischas Wohnung. Er war noch im Dienst. «Was ist mit dir los, Jelena», fragte seine Mutter, «du siehst ja ganz blass aus, ist was passiert?»

«Eine wichtige dienstliche Sache, Mamascha, ach Gott, die Reise war sehr anstrengend, da ist man eben ein bisschen fertig.» Während sie sich bemühte, über Belanglosigkeiten zu reden, dachte sie immerzu an das nächst-

liche Gespräch mit Mischa, dann ging sie weiter zurück, versuchte, sich an alle verfänglichen Unterhaltungen zu erinnern, die sie in ihrer Wohnung geführt hatte, und wurde halb wahnsinnig vor Angst.

Als er endlich kam, sprang sie auf, sagte, sie müsse dringend einen Spaziergang machen, sie stürbe sonst. Kopfschüttelnd ging er mit. Draussen fragte er: «Bist du betrunken, oder was ist mit dir?»

«Ich muss dir was ganz Wichtiges mitteilen.» Sie blickte sich um, es waren viele Menschen auf der Strasse, und in jedem sah sie einen Beauftragten der Zentrale. «Lass uns in die nächste Metro-Station gehen, da ist es am sichersten.»

Sie gingen in die Station Komsomolskaja, warteten, bis der Zug abgefahren war, und setzten sich auf eine der Bänke. Und in der einsamen Pracht aus Marmor und kristallinen Kronleuchtern erzählte sie ihm von ihrer Entdeckung. «Mischa», sagte sie, «du musst doch davon gewusst haben.»

Er schüttelte den Kopf. «Ich habe angenommen, dass mit deinem Telefon etwas nicht in Ordnung war, das weisst du doch.»

Er sass eine ganze Weile still. Dann sagte er: «Es gibt für dich nur eine Möglichkeit, mit einem blauen Auge davonzukommen. Du musst ein Geständnis ablegen, schriftlich. Natürlich darfst du nichts von dem Mikrofon schreiben, es muss aussehen, als ob dich dein Gewissen triebe. Oder siehst du einen anderen Ausweg?»

«Nein.»

«Also ein volles Geständnis. Nichts darfst du auslassen, das ist wichtig, denn sie werden alles genau nachprüfen. Ist dir das klar?»

«Ja, Mischa.»

«Fang gleich an. Ich komme morgen zu dir.»

Sie ging in ihre Wohnung zurück, versuchte mit zitternden Händen das Loch in der Wand zu schliessen. Dann begann sie zu schreiben. Es war nicht leicht, die Sache so darzustellen, dass ihre guten Absichten im rechten Licht erschienen. Sie zerriss den ersten Entwurf, fing einen zweiten an. Auch den zerriss sie. Als sie zum drittenmal beginnen wollte, hörte sie Schritte auf dem Flur. Ein Zettel wurde unter ihrer Tür durchgeschoben, und die Schritte entfernten sich. Sie hob den Zettel auf und las: «Ich erwarte dich sofort in der Komsomolskaja-Station.» Mischas Schrift. So vorsichtig war er geworden.

Wieder sassen sie auf einer der Marmorbänke der Metro-Station und flüsternten miteinander. Mischa sagte: «Ich habe inzwischen alles nachgeprüft. Die Abhöreranlage ist intakt.»

«Wie hast du das nachgeprüft?»

«Ich kenne einen Mann in der Zentrale, der darüber genau orientiert ist. Die Wohnung neben dir ist unbewohnt. Dort sind die Abhörgeräte fürs ganze Haus installiert. Es wohnen da ja noch mehr Mitarbeiter.» Er zog sein Taschentuch und fuhr sich über die Stirn, als ob ihm zu heiss wäre. «Es ist also nicht daran zu zweifeln, dass alles mitgeschnitten worden ist. Fragt sich nur, ob die Zentrale unser letztes Gespräch schon abgehört hat.»

«Ich weiss gar nicht mehr, was ich dir alles erzählt habe.»

«Auf jeden Fall zuviel.» Wieder fuhr er sich mit dem Tuch über die Stirn, dann steckte er es ein. «Nun hör mal gut zu, Lenotschka, und versteh bitte nicht falsch, was ich dir jetzt sage. Ich muss dich anzeigen. Noch bevor du dein Geständnis abgeliefert hast, muss ich Sudoplatow über unser Gespräch Meldung machen. Ich muss mich absichern.»

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, dachte an Sudoplatows Lied: Ich verhaftete dich, du verhaftetest mich... Das ging auch anders. Ich verrate dich, du verrätst mich... Er nahm ihre Hand. «Vielleicht kommst du mit einer kleinen Strafe davon. Vielleicht aber sperren sie dich ein. Dann bin ich der einzige, der etwas für dich tun kann. Aber wenn sie mich auch einsperren, hast du niemanden mehr auf der Welt, der dir hilft! Siehst du das ein?»

Sie nickte.

Er drückte ihre Hand. «Morgen früh gehe ich zu ihm. Liefer dein Geständnis nicht vor elf Uhr ab. Und bis alles geklärt ist, dürfen wir uns nicht mehr treffen. Viel Glück, Lenotschka.» Er ging davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

Sie schrieb bis tief in die Nacht zehn Bogen voll, sauber mit Tinte, und liess den vorgeschriebenen Rand zum Einheften in die Akte. Sie steckte die Blätter in ein Kuvert und schrieb darauf: Brigadegeneral Pawel Antonowitsch Sudoplatow, Ministerium für Staatssicherheit, I. (besondere) Abteilung.

Sie konnte lange nicht schlafen, und als sie endlich einschlief, träumte sie schlecht, träumte unentwegt von Wanzen. Die Wanzen kletterten in Scharen an ihren Bettpfosten hoch, krochen über die fleckige Wand auf sie zu oder liessen sich von der grauen Betondecke auf sie herabfallen. Spät wachte sie auf und völlig zerschlagen, dachte an den wüsten Traum, fleckige Wände, Betondecken, Scharen von Wanzen; die Symbolisierung der Haft. Sie blieb eine Weile liegen und dachte nach. Was brauche ich für einen Transport nach Sibirien? Ich muss mich mit Lebensmitteln eindecken: getrocknetes Brot,

Zucker, Salz, Bohnen, Tabak auch, alles in kleinen Säckchen, die man gut mit sich führen kann. Sie dachte: Und was wird aus meinem Kind? Wenn sie mich verhaften, muss es bei mir sein. Vielleicht darf ich es mitnehmen.

Sie stand auf, machte sich sorgfältig zurecht, steckte das Geständnis in ihre Tasche und bestellte ihren Dienstwagen. Ob er kommt?

Er kam. Also wussten sie in der Zentrale noch nichts. Sie fuhr in Mischas Wohnung, um Alik zu holen. Mischa war schon fort. Seiner Mutter sagte sie, dass sie den Jungen bis auf Weiteres bei sich behalten wolle, weil sie noch Urlaub habe.

Sie fuhr zur Zentrale, liess Alik beim Fahrer und gab das Kuvert bei Genossin Iwanowa ab. Froh, den General nicht getroffen zu haben, verliess sie die Lubjanka. Was nun? Der Proviant musste besorgt werden. Sie kaufte alles, was sie für einen Transport brauchte, zuletzt Leinen, um die Säckchen daraus zu nähen. Dann liess sie sich zum Leningrader Prospekt fahren und schickte den Wagen fort. Im Restaurant «Kristall», das für seine gute Küche bekannt war, ass sie zu Mittag. Die Henkersmahlzeit, dachte sie und zog das Essen in die Länge. Nachher bestellte sie Kaffee und fütterte Alik mit Kuchenstücken.

Als sie wieder auf die Strasse trat, fiel ihr Blick auf ein Plakat, das auf die Kindervorstellungen des Moskauer Staatszirkus hinwies. «Alik», sagte sie, «jetzt gehen wir in den Zirkus.» Sie nahm ein Taxi und fuhr hin. Alik staunte mit grossen Augen über die Vorführungen der Zirkusleute, aber man hätte ihm genausogut eine Betonmischmaschine vorführen können, er war ja gerade ein Jahr; doch Helga dachte in ihrer merkwürdigen Es-ist-zu-Ende-Stimmung: Was auch immer mit ihm geschehen wird, er hat jedenfalls einmal den Moskauer Staatszirkus gesehen.

Es war später Nachmittag, als sie nach Hause kam. Kein Dienstwagen vor der Tür, und auch oben wartete niemand auf sie; arbeitet die Zentrale so langsam? Doch dann, als sie eintrat und das Licht anknipste, wusste sie, dass Mischa seine Meldung gemacht und man ihr Geständnis gelesen hatte. Die Wohnung war auf den Kopf gestellt. Der Schrank und die Kommode waren ausgeräumt, und der Inhalt lag über Bett und Fussboden verstreut. Ihr Schmuck war verschwunden, ihre Briefe, ihre Dienstpapiere und ihre Dienstpistole.

Plötzlich kam ihr der Widersinn dieser Aktion zum Bewusstsein. Wozu der Aufwand? Warum waren sie nicht einfach gekommen, um sie zu verhaften? Also vielleicht Einbrecher? Mischa würde Bescheid wissen. Sie setzte den Jungen in sein Bett und ging zum Telefon.

Als sie den Hörer aufgenommen hatte, fragte eine Männerstimme, ehe sie wählen konnte: «Was wünschen Sie?» Sie brachte vor Überraschung kein Wort heraus.

«Hallo, was wollen Sie?» fragte die Stimme ungeduldig.

Sie stotterte: «Wer sind Sie denn?»

«Offizier vom Dienst.»

«Aber ich habe gar nicht Ihre Nummer gewählt.»

«Sagen Sie endlich, was Sie wollen!»

«Bei mir ist jemand gewesen. Einbrecher vermutlich.»

«So ein Blödsinn», schnauzte der Offizier vom Dienst. «Warten Sie ab. Sie werden schon sehen, was los ist!»

Sie legte auf. Angst kroch in ihr hoch, die Angst, die vom System gezüchtet und gepflegt wurde. Sie ging zum Bett ihres Jungen – Beschützerinstinkt. Er schlief fest mit knallroten Bäckchen, träumte vielleicht vom Zirkus. Behutsam zog sie ihn aus und deckte ihn zu.

Es dauerte nicht lange. Eine halbe Stunde später waren sie da: Sudoplatow, Oberstleutnant Gomjak und Major Iwanowa. Grusslos traten sie ein, die Gesichter von der Januarkälte gerötet, und blickten auf das Durcheinander von Wäsche und Kleidern.

«Sehen Sie sich das an», sagte sie (Angriff ist besser als Verteidigung, hat der General mal gesagt), «sehen Sie sich das an, gehaust haben sie wie die Banditen.»

Die Röte in Sudoplatows Gesicht vertiefte sich. «Werden Sie nicht frech! Unsere Mitarbeiter sind keine Banditen. Kommen Sie mit.»

Sie blieb sitzen. «Und was wird aus meinem Kind?»

«Das wird die Genossin Iwanowa in ein Heim bringen.»

Die Iwanowa ging auf Aliks Bett zu, aber noch ehe sie dort war, stand Helga vor ihr. «Rühren Sie das Kind nicht an!» Durch Sanftmut konnte sie doch nichts mehr retten.

Die Iwanowa lächelte den General an, als wollte sie sagen: Mit dieser Verräterin machen wir doch wohl kurzen Prozess! Und der General sagte scharf: «Ich verbitte mir diesen Ton, Genossin Puschkowa! Sie werden jetzt Ihren Mantel anziehen und mit uns zur Zentrale kommen.»

«Ich lasse mein Kind unter keinen Umständen allein zurück.»

«Aber die Genossin Iwanowa ...»

«Die», sagte Helga, «versteht nichts von Kindern.»

Das Lächeln der Iwanowa gefror, welche Frau lässt sich so was schon gern sagen, auch wenn sie MGB-Major ist und herumläuft wie ein Mann. Der General warf einen Blick auf den schlafenden Jungen; er schüttelte wü-

tend den Kopf und verliess im Sturmschritt die Wohnung. Stocksteif blieb Helga an Aliks Bett stehen. Nach kurzer Zeit kam der General zurück. «Nebenan ist frei, dort können wir arbeiten, und Ihr Kind können Sie auch hören, wenn es schreit. Also bitte!»

Helga stellte zwei Stühle vor Aliks Bett, damit er nicht herausfallen konnte, dann ging sie mit.

Das Nachbar-Appartement war genau wie ihres, aber es war ein Büro mit gepolsterter Tür, zwei Telefonen und einem Haufen technischer Apparate, die aussahen wie Funkgeräte. Die Abhörzentrale, dachte sie. Ein kleiner dicker Hauptmann sprang auf, er wurde ihr als Genosse Kowalenko vorgestellt. «Sie sind also mein Nachbar», sagte sie spöttisch. «Wie merkwürdig, dass wir uns nie gesehen haben.»

Kowalenko errötete und räumte beflissen den Schreibtisch für die Iwanowa, die eine Akte aus ihrer Dienstmappe nahm und mit spitzen Fingern einen Bleistift zurechtlegte. Sudoplatow rammte die Hände in die Hosentaschen und begann mit dem Verhör, indem er nach seiner Gewohnheit im Zimmer herumlief. «Wer hat Sie», fragte er, und die Iwanowa schrieb eifrig mit, «wer hat Sie, Genossin Puschkowa, auf die Idee gebracht, diesen Bojko in Paris von unserm Vorhaben zu unterrichten?»

«Niemand. Ich bin selber darauf gekommen. Es schien mir eine bessere Lösung, als ihn umzubringen.»

«Eine bessere Lösung!» sagte der General empört, und die Iwanowa schüttelte den Kopf und lachte. «Sie hatten einen Auftrag auszuführen und nicht nach verräterischen, besseren Lösungen» zu suchen!»

«Es war kein Verrat, Genosse General. Ich habe den Mann überzeugen können, dass es nicht gut und vernünftig ist, was er tut, und er hat Frankreich verlassen. Es ist leicht, einen Feind zu töten; aber ihn auf andere Weise unschädlich zu machen, ist schwierig, und das habe ich getan.»

Wieder lachte die Iwanowa und schüttelte den Kopf in der Art einer Lehrerin, die es aufgegeben hat, sich über die Dummheit eines Schülers zu erregen. Helga stützte wütend die Hände auf den Schreibtisch und fuhr sie an: «Sie, Genossin, haben hier überhaupt nicht mitzureden. Warum sind Sie denn nicht selber nach Paris gefahren? Sie hätten den Auftrag doch bestimmt zur vollen Zufriedenheit Ihrer Vorgesetzten ausgeführt.»

«Jedenfalls», antwortete die Iwanowa, «hätte ich keinen Verrat geübt. Und auf Verrat steht Erschiessung.»

«Zu meiner Erschiessung», schrie Helga, «werden Sie sich sicher freiwillig melden und dann den Leninorden bekommen.»

Nun endlich bekam der General den Wutanfall, den man nach seinem Temperament schon längst hätte erwarten können. «Schweigen Sie!» brüllte er. «Die Genossin Iwanowa ist noch immer Ihre Vorgesetzte, und ausserdem ist sie weit älter als Sie. Was bilden Sie sich eigentlich ein, Sie unverschämte Person? Sie haben uns in ganz Frankreich lächerlich gemacht.»

«Ich habe uns nicht lächerlich gemacht», schrie Helga gegen ihn an. «Niemand wird etwas von der Sache erfahren, das hat Bojko mir ausdrücklich versprochen.»

«So, niemand! Kennen Sie denn den Westen nicht? Der Presse wird er bestimmt erzählen, dass ihm irgendein ‚Engel aus Moskau‘ das Leben gerettet hat. Wir sind blamiert bis auf die Knochen!»

«Genosse General», rief sie, «sollten Sie ein Wort von dieser Geschichte in der Zeitung finden, können Sie mich erschiessen lassen.»

Sudoplatows Zornesausbruch war so plötzlich vorüber, wie er begonnen hatte. «Ich werde Sie nicht erschiessen lassen», sagte er trocken, «dazu bin ich nicht befugt. Sie werden nach den Gesetzen der Sowjetunion verurteilt werden, wie sich das gehört!» Er nahm seine Wanderung wieder auf. «So. Und nun erzählen Sie.»

Das Verhör dauerte bis in die frühen Morgenstunden. Als Helga das Protokoll unterschrieben hatte, sagte der General: «Ab sofort sind Sie vom Dienst suspendiert. Sie stehen unter Arrest. Wenn Sie Ihre Wohnung verlassen wollen, haben Sie sich hier beim Genossen Kowalenko oder seinem Vertreter abzumelden. Sie werden noch heute Ihr Kind ins Kinderheim an der Sadowaja Uliza bringen. Wenn Sie's nicht selber tun, werde ich's tun lassen, aber ohne Rücksicht.»

Von nun an war Helga eine Gefangene in ihrer eigenen Wohnung. Befehlsgemäss brachte sie Alik in das Kinderheim an der Sadowaja Uliza; schweren Herzens tat sie es, aber so wusste sie wenigstens, in welcher Umgebung er sich befand, und solange sie noch auf freiem Fuss war, durfte sie ihn täglich zwischen fünf und sechs besuchen.

Von Mischa sah und hörte sie nichts, natürlich. Einmal kam seine Mutter und brachte ihr Alik's Sachen. Sie sagte nichts, sie weinte nur und umarmte sie. Dann war Helga wieder so allein, als hauste sie auf einer Insel. Still war es ringsum, nur selten hörte sie Schritte auf dem Korridor (Kommen sie jetzt, holen sie mich?), aber es waren immer die Schritte des Aufpassers Kowalenko oder seines Stellvertreters.

Sie packte ihre Sachen zusammen, Wäsche, Kleider, Bücher, ihren gan-

zen Besitz und gab dem Hauptmann die Adresse ihrer Schwiegereltern in Gorki, dorthin solle man die Sachen schicken. Aber Kowalenko schüttelte den Kopf. Das sei alles Staatseigentum.

Sie packte ein Kofferchen mit dem Notwendigsten und nähte einen leinenen Überzug, den man fest verschnüren konnte; sie machte den Notproviant zurecht: Erbsen, Bohnen, Zucker, Salz, Pfeffer, schnitt Brot und Zwiebeln in Würfel und trocknete sie über dem Ofen. Dann griff sie wieder zu Nadel und Faden und nähte kleine handliche Säckchen, in denen diese Häftlingskostbarkeiten verstaut werden sollten. Sie dachte oft an Nowosibirsk, versuchte sich zu erinnern an Notwendigkeiten, Wichtigkeiten. Eine Nähnadel beispielsweise musste sie irgendwo im Kleidersaum unterbringen, einen Nagelreiniger vielleicht auch, so klein wie möglich, damit das Ding beim Filzen nicht gefunden wurde. So verging der halbe Februar zwischen Angst, Verzweiflung und Resignation, und allmählich begann die Resignation zu überwiegen. Das war ihre Stimmung, als es eines Abends klingelte. Sie warf einen Blick auf ihr Marschgepäck, dann öffnete sie.

Vor der Tür stand jemand, den sie am allerwenigsten erwartet hätte, den Pelzmantel um die Schulter gehängt, die Karakulmütze schräg auf dem braunen Haar: Semjon Berija. Er grinste.

Sie gab die Tür frei. Er sah das Gepäck. «Willst du verreisen?»

«Vielleicht.»

«Sag mal, was ist eigentlich mit deinem Telefon los? Ich habe eine Stunde lang versucht, dich zu erreichen, nichts zu wollen.»

Sie wusste, Hauptmann Kowalenko nebenan hörte alles mit, es konnte nicht schaden, wenn er erfuhr, was das für ein Besuch war. «Eine Störung vielleicht», sagte sie, «das kommt ja vor, das müsstest du doch am besten wissen, Semjon Lawrentjewitsch Berija!» Den Namen Berija sprach sie besonders laut und deutlich.

Er musterte sie mit zusammengekniffenen Augen. «Blass siehst du aus. Komm, zieh dir was Hübsches an, wir gehen tanzen.»

«Tanzen?» Sie hat damit gerechnet, diese Nacht in einer Zelle der Lubjanka zu verbringen oder in einem Güterwagen, der nach Osten rumpelt, sie hat mit allem Möglichen gerechnet, und nun erscheint Semjon, der Sohn des grossen Berija, um sie zum Tanzen zu holen. Fragt sich nur, ob Hauptmann Kowalenko damit einverstanden ist. «Wohin?» fragt sie.

«Ins Haus der Roten Armee. Es spielt ein erstklassiges Luftwaffenorchester. Ich hatte angenommen, ich würde dich da treffen, zumal ein paar von euren Schnüfflern auch da sind.»

Es war der Tag der Sowjet-Armee, jetzt fiel's ihr ein, und bei dem Ball würde viel Prominenz anwesend sein, vielleicht sogar der Minister Abakumow, vielleicht auch Mischa. Wer eben noch Proviantstaschen für Sibirien genäht hat und dann zu einem Fest der Sowjetelite geladen wird, der zögert nicht lange. Sie zog ein Kleid an, das sie in Paris gekauft hatte: Brokat, silberweiss. Semjon half ihr in den Mantel. «Grossartig siehst du aus, und nun los, es ist schon nach zehn.» Als sie die Treppe hinunterging, lauschte sie nach hinten. Was wird Kowalenko tun? Kowalenkos Tür blieb zu, nichts rührte sich. Aufatmend stieg sie unten in Semjons Wagen.

Semjon hatte nicht übertrieben. Das Orchester war ausgezeichnet. Im Gedränge der Extrauniformen sah sie sich um, kein Abakumow, kein Sudoplatow, kein Mischa, niemand, den sie kannte. Dies war eine ganz andere Clique, viel Luftwaffe, viele Frontoffiziere, hohe Ränge, hohe Auszeichnungen, jugendliche Gesichter.

Ein Fliegergeneral trat auf sie zu, gross und breitschultrig, mit unzähligen Orden auf der Uniform, ungemein fröhlich und – für einen General – unglaublich jung. «Brüderchen», sagte er zu Semjon, «das ist also deine Fee vom Silvesterabend?» Er ging um Helga herum und sagte, Semjon habe nicht zuviel versprochen. «Vielleicht stellst du mich endlich vor», sagte er.

Das tat Semjon: «Generalmajor Wassilij Josifowitsch Stalin – und das ist Jelena Puschkowa vom Staatssicherheitsdienst.»

Da also steht Helga Wannenmacher, Militärgerichts- und Sibirienaspirantin, zwischen den Söhnen der beiden Mächtigsten: Stalin und Berija. Rasch vergleicht sie: Semjon Berija, ein netter junger Mann in Zivil, ein Bevorzugter, aber ohne Einfluss, Playboy wird so einer später im Westen genannt werden, doch ein Playboy rettet niemanden vor dem Gefängnis. Dagegen ist Wassilij Stalin ein anderer Typ, leibhaftiger General der Luftwaffe, am 1. Mai pflegt er die Ehrengeschwader über dem Roten Platz anzuführen, im Krieg war er ein erfolgreicher Jäger, ein richtiger Kerl also. Sie lächelt ihn an, sie weiss, dass sie hübsch ist und genau der Typ, auf den die Männer in Moskau fliegen, wie Sudoplatow und Mischa ihr oft versichert haben. Ihre Rechnung geht auf. Auch Stalins Sohn, prominentester Draufgänger und Rabauke Moskaus, fliegt auf sie.

Er forderte sie zum Tanz auf, tanzte wild und ausgelassen, nahm sie abschliessend mit an seinen Tisch. Semjon war auch da, kümmerte sich um Wassilij's Begleiterin, eine hübsche Schwarzhaarige mit grusinischer Nase und rotem Samtkleid. Sie tranken Champagner, bis auf Wassilij Stalin, den

seine Freunde «Wasja» nannten; der trank unentwegt Wodka. Er konnte viel vertragen, aber die Wirkung blieb natürlich nicht aus. Er wirbelte Helga herum wie ein georgischer Bauer sein Mädchen beim Dorftanz. Die missbilligenden Blicke anderer Offiziere störten ihn nicht. «Die können mich mal», sagte er und lachte und brachte Helga an den Tisch zurück und schenkte ein.

«Wasja», sagte seine grusinische Freundin, «wir trinken Sekt, und du trinkst Wodka, das gehört sich doch nicht.»

Wassilij lief rot an, offenbar vertrug er Kritik ebensowenig wie sein Vater. «Willst du mir sagen, wie ich mich benehmen muss?» Plötzlich bückte er sich, nahm Helga einen Schuh vom Fuss – silberner Pariser Pumps, sehr hochhackig – füllte ihn mit Sekt und trank ihn aus. «Zufrieden?» fragte er seine Freundin. Die war tief beleidigt, nahm ihre Handtasche und rauschte ab.

«Kritik und Selbstkritik», sagte Semjon kichernd.

«Die sind wir los», sagte Wassilij, «nitschego!»

Für Helga war's ein bisschen peinlich, Männer im Suff können blödsinnig taktlos sein. «Kann ich meinen Schuh wiederhaben, Wassilij Josifowitsch!»

«Nein. Erst einen Kuss, mein Täubchen.» Du lieber Gott, immer dieselben albernen Touren. Na schön, was blieb ihr anderes übrig? Sie gab ihm einen Kuss, und vom Nebentisch guckten sie herüber.

«Das reicht nicht», sagte er, «jetzt trinken wir Brüderschaft, und dann geben Sie mir einen richtigen Kuss!»

Sie tranken Brüderschaft mit Wodka, und der Kuss fiel entsprechend aus. Dann wollte Wassilij wieder tanzen. Er drückte sie fest an sich, er war jetzt so betrunken, dass er sogar in dem Gewühl der Tanzenden auffiel, und sie überredete ihn, aufzuhören.

Als sie an den Tisch zurückkamen, war Semjon verschwunden, nirgends zu sehen. (Der hat sich jetzt eine andere geholt, und ich sitze mit dem betrunkenen Stalin herum, und alle Leute gucken herüber, verdammt, was mache ich bloss?) «Wasja, ich glaube, ich muss jetzt gehn.»

«Wohin?»

«Nach Hause.»

«Wo wohnst du denn?»

«Gorki-Ufer.»

Er grinste sie an, rotdurchschossene Augen. «Eigene Wohnung?»

Sie nickte.

«Ladno.» Er stand auf. «Ich bringe dich hin.» (Sehr schön, was Besseres

kann mir gar nicht passieren, Kowalenko wird sich wundem, erst Semjon Berija, dann Wassilij Stalin!)

Während sie an der Garderobe die Mäntel anzogen, trat ein Zivilist auf Helga zu. «Genossin Puschkowa? Bitte kommen Sie mit.»

Er zog den wohlbekannteren Ausweis. «Was ist los?» fragte Wassilij. «Was wollen Sie?»

«Staatsicherheitsdienst», sagte der Mann.

«Na und? Wissen Sie, wer ich bin?»

«Jawohl, Genosse General.»

«Dann hauen Sie gefälligst ab», sagte Wassilij, hakte Helga ein und ging. Aber der MGB-Mann liess sich nicht abschütteln. Draussen am Wagen trat er wieder auf sie zu. «Verzeihen Sie, Genosse General, Ihre Begleiterin ist Mitarbeiterin des MGB. Sie steht unter Arrest.»

Wassilij wurde nüchterner, starrte erst ihn an, dann Helga. «Schön, ich werde dafür sorgen, dass die Arrestanwärterin nicht ausreisst. Aber erst werden wir diese Angelegenheit klären. Wo soll ich sie nachher abliefern?»

«Dsiershinskijplatz, 1. Abteilung.»

«Gut, ich werde dafür sorgen, dass die Genossin richtig dort ankommt.»

Sie stiegen ein, und Wassilij schlug die Tür zu. Er lehnte sich in seine Ecke zurück und starrte sie an. «Wer sind Sie eigentlich?»

Sie erschrak vor seinem Ton. «Bitte, fahren Sie mich in die MGB-Zentrale», stammelte sie.

«Dann hätte ich Sie ja gleich mit diesem Zivilschnüffler gehen lassen können. Also, wer sind Sie, verdammt noch mal!»

«Das wissen Sie doch, ich heisse Jelena Puschkowa, bin Oberleutnant beim MGB und stehe unter Arrest.» Prompt kamen ihr die Tränen, und das wirkte natürlich auf den Rabauken Wassilij.

«Komm, komm», sagte er, «brauchst nicht gleich zu heulen. So ein hübsches Mädchen!» Er zog sie zu sich herüber und küsste sie. Der Fahrer, der vor ihnen sass und auf seinen Befehl wartete, störte ihn dabei nicht. «Was hast du verbochen?»

«Das ist eine lange Geschichte», schluchzte sie, «aber ich versichere Ihnen, es ist nichts Schlimmes, jedenfalls habe ich's nicht böse gemeint.»

Er schüttelte den Kopf. «Aus dir soll ein Schwein klug werden. Aber wir werden das alles genau feststellen.» Er wandte sich an den Fahrer. «Dawai, fahr zum Serow. Ja, zum Iwan Alexandrowitsch Serow!» Der Wagen fuhr an.

Sie trocknete sich die Tränen. «Wer ist Serow?»

«Was», sagte er, «du bist beim MGB und weisst nicht, wer Serow ist?»

«Ich kenne ihn nicht. Aber Minister Abakumow, wenn Sie zu dem fahren würden.»

«Abakumow?» sagte er. «Zu dem können wir nicht, der ist krank. Aber wenn du den kennst, dann musst du auch Serow kennen, das ist nämlich sein Stellvertreter.»

«Wenn Sie mich doch lieber zur Zentrale ...»

«Ach, halt den Mund!» schrie Wassilij in seiner unberechenbaren Wodka-Laune. Sie schwieg und kroch in sich zusammen. Nach einer Weile zog er sie wieder zu sich herüber. «Komm her, du sonderbares Vögelchen, schön war's doch heute Abend, nicht wahr?» Er küsste sie, und sie wehrte sich nicht. (Wenn dieser Trunkenbold bei Serow ein gutes Wort für mich einlegt, wird es vielleicht nicht so schlimm werden. Schliesslich ist er Stalins Sohn.)

Der Wagen fuhr ins Prominentenviertel und hielt in der Granowskistrasse 3 vor einem grossen neuen Mietshaus. Sie stiegen zwei Treppen hinauf, und Wassilij klingelte an der Wohnung 71. Ein Mädchen in schwarzem Samtkleid öffnete, Gelächter und viele Stimmen kamen von drinnen, auch hier wurde gefeiert. «Melden Sie mich beim Genossen Serow», sagte Wassilij.

Das Mädchen verschwand, und kurz darauf kam ein kleiner korpulenter Mann an die Tür. «Wassilij Josifowitsch, kommen Sie herein», sagte er, «je später der Abend, desto schöner die Gäste.»

«Dies ist», sagte Wassilij, «die Genossin Puschkowa, Oberleutnant beim MGB, ihretwegen komme ich, Genosse Serow, darf ich Sie einen Moment unter vier Augen sprechen?»

«Ladno», sagte Serow und führte sie in ein grosses Wohnzimmer, das voller Menschen war, voller Lärm und voller Zigarettenrauch. «Nehmen Sie Platz, Genossin», sagte er zu Helga, «und lassen Sie sich etwas zu trinken geben.» Dann ging er mit Wassilij, der den Gästen zuwinkte, in einen anstossenden Raum.

Befangen trat Helga auf die fröhliche Gesellschaft zu. Die Männer trugen dunkle Anzüge oder Uniformen, die Frauen Abendkleider, viel Schmuck glänzte an ihren Armen. Auf dem Tisch und auf dem Klavier in der Ecke Flaschen und Gläser, Schüsseln mit Lachs, Kaviar, Pirotschki und süssem Gebäck. Funktionäre, dachte sie, hohe Tiere. Eine Frau stand auf und kam zu ihr. «Sie sehen so aus, als hätten Sie Angst vor uns», sagte sie freundlich. «Kommen Sie, setzen Sie sich.»

Ein Mann reichte Helga ein Glas. «Na sdrawoje, Genossin.»

Sie trank durstig. Die Frau betrachtete bewundernd ihr Kleid. «Das haben Sie doch bestimmt nicht in Moskau gekauft?» Eine andere rief: «Ausländisches Modell, das sieht man auf den ersten Blick.»

«Paris», murmelte Helga.

«Paris!» riefen die beiden wie aus einem Munde und blickten schwärmerisch zur Decke, und die andere sagte: «Sie gehören wahrscheinlich zum diplomatischen Korps.»

«Ja», sagte sie.

«Da hast du's wieder», sagte die Frau zu einem vierschrötigen Mann. «Diplomat hättest du werden sollen, da könntest du nicht nur die Welt sehen, sondern mir auch solche Kleider kaufen. Aber du als Staatsanwalt siehst nur Gerichtssäle und Gefängnisse.»

Alle lachten, und ein Oberst rief: «Dafür haben die Leute vor ihm aber mehr Respekt als vor irgendeinem Gesandten.»

Helga sah erschrocken den vierschrötigen Mann an. Der, dachte sie ziemlich unlogisch, wird mich vielleicht erschiessen lassen. «Was haben Sie denn, Genossin?» fragte seine Frau. «Sie sehen ja ganz grün aus.»

«Sie braucht einen Wodka», sagte der Staatsanwalt und griff nach einer Flasche.

In diesem Augenblick kam Wassilij Stalin zurück. Helga ging auf ihn zu. «Komm», sagte er und schob sie in den anstossenden Raum.

Serow sass rauchend in einem Sessel. Er wies auf ein Sofa, und sie setzte sich. Er hatte das Gesicht eines Bürovorstehers, und genauso sprach er mit ihr. «Ist es nicht vielleicht ein Missverständnis, dass man Sie verhaften wollte?»

«Nein», antwortete sie, «das ist es bestimmt nicht.»

«Dann erzählen Sie mal.»

Sie erzählte die Geschichte ihres Pariser Auftrages. Er hörte sie schweigend an, nur ab und zu schüttelte er den Kopf. Als sie geendet hatte, sagte er: «Sind Sie der Ansicht, dass Sie richtig gehandelt haben?»

Was soll man da antworten? Ja oder nein? Was ist das für ein Mann? «Menschlich ja», sagte sie schüchtern.

Er lächelte. «Menschlich? Wie lange sind Sie beim MGB?»

Sie rechnete schnell nach. «Seit zehn Monaten.»

«Und wie alt sind Sie?»

«Dreiundzwanzig.»

«Was haben Sie für eine Ausbildung gehabt?»

«Ich habe drei Kurse mitgemacht, Miliz-Ausbildung, politisches und juristisches Seminar.»

«Nicht die Dsiershinskij-Akademie?»

«Nein.»

«Und wer hat Sie nach Paris geschickt?»

«General Sudoplatow.»

Der Blick seiner farblosen Augen ging herunter an ihrem Brokatkleid. Jetzt wird er sagen: Und da laufen Sie in dieser Aufmachung in Moskau herum? Und gehörten längst hinter Schloss und Riegel? Und er wird zum Telefon greifen und die 1. Abteilung anrufen: Holen Sie sie ab, aber schleunigst, die Frau gehört vor Gericht gestellt!

Nichts dergleichen sagte er, nichts dergleichen tat er. Sein Blick kehrte zurück zu ihrem Gesicht, und er sagte – sie traute ihren Ohren nicht – er sagte, indem er seine Papirossa im Aschenbecher ausdrückte: «Sudoplatow ist ein Idiot!»

Elftes Kapitel

Am anderen Tag ist plötzlich alles in Ordnung. Einer, der höher steht als Sudoplatow – Serow, stellvertretender Minister – hat an der Schraube gedreht, und das hat genügt. So ist das beim Staatssicherheitsdienst, und so ist es im ganzen Sowjetreich. Serow hat gesagt: «Sudoplatow ist ein Idiot! Ich werde das regeln. Du brauchst keine Angst zu haben, niemand wird dir etwas tun.»

Aber so schnell geht bei Helga die Angst nicht weg. «Und wenn sie unten stehen und mich verhaften wollen? Kann ich nicht was Schriftliches haben?»

Da hat er ihr einen Propusk geschrieben und seinen Wagen für sie bestellt, denn Wassilij Stalin war schon verschwunden, als sie in das grosse Zimmer zurückkam, hatte wohl was Besseres vor, hatte vielleicht ein hübscheres Mädchen gefunden; vielleicht ist ihm auch nur schlecht geworden vom vielen Saufen. Macht nichts, sie ist ihm sehr dankbar. Jedenfalls: Serow hat nicht zuviel versprochen. Niemand hat sie auf dem Heimweg belligt. Es ist tatsächlich alles in Ordnung.

Am Morgen erschien als erster der dicke Hauptmann Kowalenko. Er wolle, sagte er, nur das Telefon reparieren. Er nahm das Gehäuse auseinander, fummelte mit einem Schraubenzieher darin herum, setzte das Ding wieder zusammen und verabschiedete sich höflich. Danach kam der Befehl, die Genossin Puschkowa solle sich in der Zentrale melden. Sudoplatow emp-

ging sie mit süßsaurer Miene. Was das für eine neue Mode sei, sich bei anderen Leuten zu beschweren?

Sie habe sich nicht beschwert, habe nur dem Genossen Serow Rede und Antwort gestanden.

«Man muss warten können, Genossin», sagte Sudoplatow. «Es hätte sich auch so alles geklärt.»

So sicher bin ich da nicht, dachte sie und schwieg.

«Genosse Serow», fuhr Sudoplatow fort, «ist mit mir der Ansicht, dass Sie für schwierige Aufgaben noch zu jung sind und noch der intensiven Ausbildung bedürfen. Sie werden daher ab 1. März die Dsershinskij-Akademie besuchen. Verfassungslehre, Auslandskunde, historisches und juristisches Seminar. Bereiten Sie sich in der Zwischenzeit darauf vor. Noch eine Frage?»

«Kann ich Alik nach Hause holen?»

«Jederzeit.»

Sie war entlassen. Er gab ihr nicht die Hand. Ihr war's egal, solange sie unter dem Schutz seines Vorgesetzten Serow stand. Sie traf eine Reihe von Bekannten in der Zentrale. Nur Mischa traf sie nicht. Der soll sich nur sehen lassen, dem werde ich was erzählen!

Ein paar Tage darauf, als sie mit Alik von einem Spaziergang kam, wartete Mischas Mutter vor der Tür. Sie umarmte Helga, als wäre nichts geschehen. «Lenotschka, warum bringst du mir das Kind nicht mehr?»

«Du weißt doch, was los war, Mamascha. Oder nicht?»

«Aber Mischa sagt, es ist alles in Ordnung. Ich soll dich grüssen.»

«Er hat dich wohl geschickt?»

«Er macht sich Sorgen um dich, Lenotschka.»

Sie wurde wieder wütend. «Die hätte er sich vorher machen sollen! Aber er hat mich im Stich gelassen.»

«Töchterchen, du musst das doch verstehen. Was sollte er tun?» Anna Semjonowna fing an zu weinen. «Zwei Söhne habe ich im Krieg verloren, er ist mein letzter. Sollte er denn sein Leben aufs Spiel setzen? Er hätte dir doch nicht helfen können.»

Der Zorn war weg, als sie die alte Frau weinen sah, und im Grunde hatte Anna Semjonowna recht. Schwamm drüber, dachte sie, wer für den Teufel arbeitet, muss auch seine Vorschriften beachten, und die stammen nicht gerade aus der Heiligen Schrift. «Grüss ihn wider, Mamascha», sagte sie. «Ab 1. März gehe ich zur Dsershinskij-Akademie, dann nimmst du Alik wieder zu dir, ja?» Anna Semjonowna, nachdem sie ihre Tränen getrocknet hatte, umarmte und küsste sie.

Am Abend kam Mischa. Als er vor ihr stand, ein klein wenig unsicher lächelnd, entlud sich plötzlich die aufgestaute Spannung, Helga fiel ihm um den Hals und weinte.

März 1951. Dsiershinskij-Akademie; Diplomatisch-militärische Fakultät, heisst es etwas hochtrabend. Lehrgangsteilnehmer: MGB-Offiziere aller Dienstgrade. Es wird viel verlangt; täglich acht Stunden Unterricht, und dann noch vier Stunden Arbeit zu Hause.

Russisch ist keine leichte Sprache. Helga beherrscht sie fließend, aber es ist ein Unterschied, ob man über Alltägliches spricht oder über Verfassungsfragen und juristische Probleme. Da tauchen Begriffe auf, von denen sie noch nie gehört hat. Sie ist die einzige Frau unter vielen ehrgeizigen Männern. Die Männer sind nett zu ihr, sehr liebenswürdig, und sie wird überschüttet mit Einladungen; aber im Seminar, wenn der Dozent sie drannimmt, dann sehen alle sie gespannt an, bereit, eine Lachsalve loszulassen; denn die Logik, zumal die bolschewistische, ist nicht gerade ihre Stärke.

Wie beispielsweise sieht es mit dem Übergang vom Sozialismus zum Kommunismus aus? Der Dozent erklärt: «Wenn der Kommunismus vollendet ist, wird nicht nur der Kapitalismus untergehen, sondern auch seine Wirtschaftsformen werden verschwinden, und die Versorgung der Menschen wird durchgeführt werden nach der Devise: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jeder nach seinen Bedürfnissen.»

Die Genossin Puschkowa meldet sich. Auf welche Weise, fragt sie, werde das in der Praxis vor sich gehen?

Das sei einfach, versichert der Dozent. Man suche ein Geschäft auf und nehme sich ein Kleid, Schuhe, Strümpfe, Mantel, alles das, was man brauche, ohne Bezahlung, denn es sei ja Eigentum des Volkes.

«Wie oft», fragt die Puschkowa weiter, «darf ich in so ein Geschäft gehen, und wieviel Kleider darf ich mir nehmen?»

«Aber das eine genügt doch!»

«Ich brauche mehr als ein Kleid, Genosse.»

«Dann werden Sie sich noch ein zweites nehmen dürfen.»

«Ich brauche auch mehr als zwei Kleider, Genosse.»

Die Männer beginnen zu grinsen.

«Was wollen Sie denn mit mehr als zwei Kleidern?» fragt der Dozent. «In der kommunistischen Gesellschaft sehen alle Kleider gleich aus.»

Die Puschkowa ist immer noch nicht zufrieden. «Wie sehen sie denn aus, Genosse? Alle gestreift?»

Das Grinsen der Männer geht in leises Lachen über. Der Dozent runzelt irritiert die Stirn. «Ja, vielleicht sind sie alle gestreift.»

«Dann», sagt die Puschkowa, «werde ich mir überhaupt keins kaufen können. Ich hasse gestreifte Kleider.»

Der Lachsturm der Männer enthebt den Dozenten einer Antwort. Vielleicht ist er froh darüber, jedenfalls zieht er es vor, mitzulachen; offensichtlich hat er sich über die Frage der kommunistischen Damenmoden noch keine wissenschaftlichen Gedanken gemacht. Aber nicht immer lösen sich solche Diskussionen in Gelächter auf. Die kommunistische Theorie und die sowjetische Praxis sind selten in Einklang zu bringen, und die dafür notwendige Schizophrenie des Denkens wird Jelena Puschkowa nie lernen.

Sie hält das nicht lange aus. Von Tag zu Tag wächst ihre Abneigung gegen die Dsiershinskij-Akademie. Auch um Alik kann sie sich kaum noch kümmern, und von Andrej spricht niemand mehr. Sie sucht nach einem Ausweg, und eines Tages findet sie ihn. Anfang Mai hängt ein Anschlag am Schwarzen Brett: «Die Partei sucht Freiwillige für den Ural. Ehrenvoller Einsatz zur Betreuung von Arbeitslagern und ausländischen Studenten! Meldungen beim Parteisekretär der Akademie.»

Andrejs letztes Lager hiess Schabaresk, und es lag im Ural. Vielleicht kann man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: fort von der Akademie und Verbindung mit Andrej. Sie meldet sich beim Parteisekretär. Der freut sich. Sie ist die einzige Freiwillige.

Sudoplatow tobt, als er davon hört. Man habe sie nicht auf die Akademie geschickt, damit sie in die Provinz ginge. Aber ändern kann er nichts mehr.

Auch Mischa tobt. Er benimmt sich mal wieder wie ein alter Ehemann; aber sie kanzelt ihn ab. «Noch bin ich mit Andrej verheiratet, und das wird auch so bleiben. Und ich gehe dahin, wohin ich will!»

«Das wird dir noch leid tun», sagt er. «Du hast ja keine Ahnung, wie es da hinten aussieht.»

Es tat ihr sehr schnell leid; genaugenommen schon in dem Moment, als sie mit Alik und viel Gepäck in Kasan auf dem Bahnsteig stand, über den ein eisiger Wind fegte. In Kasan, der Hauptstadt der «Tatarischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik», lag noch Schnee mitten im Mai, und die Wolga war noch nicht aufgetaut. Eine unwirtliche Stadt, verglichen mit Moskau, ein unwirtliches, armes Land, ungenügend versorgt mit Lebensmitteln. Hungerige, schlecht gekleidete Menschen standen in langen Schlangen vor den Geschäften.

Sie wohnte im Haus einer Witwe; das Zimmer roch nach Sauermilch, getrockneten Pilzen und kaltem Machorkarauch. Die erste Nacht wurde furchtbar; von Wanzen zerstoichen begrüßte sie den Morgen. Der kleine Alik wimmerte in seinem Bettchen, sein Gesicht war kaum wiederzuerkennen. Da musste der Kasaner MGB erst mal auf die Genossin Puschkowa verzichten.

Sie wusch die Wände mit heissem Sodawasser ab, spritzte Petroleum in die Risse der Balken, streute Insektenpulver in die Fugen des Fussbodens, beklebte die Wände mit Zeitungspapier und breitete einen grossen kaukasischen Teppich aus. Ihr erstes Dienstgespräch führte sie mit Mischa, und es ging um eine Eilsendung von sechs Rollen Tapete. Auf Mischa konnte man sich in solchen Dingen verlassen, und acht Tage später bewohnte sie ein fast wanzenfreies, gemütliches Zimmer.

Doch lange durfte sie sich dessen nicht erfreuen; plötzlich erhob die Wirtin Anspruch darauf, sie brauche die sonnige Südlage. Die Genossin Puschkowa könne jedoch gern ihr eigenes Zimmer bekommen. Helga bezog das Zimmer der Witwe, und die Entwanzungsarbeit begann von neuem. Als sie fertig war, erklärte die Witwe, dies Zimmer brauche sie jetzt dringend für ihre älteste Tochter, und Helga zog in das dritte vorhandene Zimmer. Als auch das gesäubert, entwaznt und frisch tapeziert war, verkündete die Witwe, sie müsse das Haus verkaufen; doch könne die Genossin zu ihren Eltern ziehen.

Helga zog nicht zu den Eltern der Witwe. Ihr Aufgabengebiet hatte sich inzwischen erweitert, sie sollte die Betreuung der ausländischen Strafgefangenen in Selenodolsk mit übernehmen, und da ihr die Strafgefangenen mehr am Herzen lagen als die Studenten an der Universität von Kasan, zog sie nach Selenodolsk, das vierzig Kilometer wolgaufwärts lag, kaufte dort ein Haus für 40'000 Rubel und stellte für Alik eine zuverlässige Frau ein. Ihre Ersparnisse gingen dabei drauf und auch ihr Schmuck; aber sie hatte es satt, tatarische Wohnungen zu renovieren.

Die Strafgefangenen, alle Spezialisten, arbeiteten an einer Brücke über die Wolga und in den Fabriken «Sergo» und «Metallist*»; es waren Russen, Deutsche, Rumänen, Tschechen, Litauer. Helga, mit ihrer menschlichen und politischen Betreuung beauftragt, begann sofort mit den Vernehmungen («Kontaktvernehmungen», sagt sie zum Lagerkommandanten), und bei jedem kam dann irgendwann die beiläufige Frage: «Kennen Sie einen gewissen Andrej Nikolajewitsch Sidrow?» Doch keiner kannte ihn.

Auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt lag ein deutscher Soldatenfried-

hof; dreitausend Gräber. Die Grabtafeln aus Holz oder Blech waren umgeworfen, auf den kaum noch sichtbaren Grabhügeln weideten Kühe. In der Sowjetunion wird für Friedhöfe wenig getan. Man braucht die Toten nicht, sondern die Lebenden.

Helga las die verwitterten deutschen Namen. Trauer überfiel sie, Heimweh. Der Friedhof war ein Gleichnis ihrer Hoffnungen: Verfall. Nie würde sie Andrej wiederfinden, ob er überhaupt noch lebte?

Aus Moskau wurde eine deutsche Delegation gemeldet. Die Genossin Puschkowa sollte ihre Führung übernehmen: Besichtigung des neuen Kraftwerks in Swerdlowsk und der Universität von Kasan, dort Gespräche mit den deutschen Studenten. War das nicht eine Gelegenheit, etwas für den Friedhof zu tun?

Sie ging zum Ersten Sekretär der Partei, einem liebenswürdigen Mann, mit dem sie gut zusammenarbeitete. «Genosse», sagte sie, «eine Delegation aus der DDR wird in vierzehn Tagen durch die Stadt kommen. Was werden unsere deutschen Freunde sagen, wenn sie drüben den Friedhof sehen?»

Der Erste Sekretär war schnell überzeugt, und zwei Wochen später war der Friedhof von einem weissen Zaun umgeben, die Gräber waren nach russischem Brauch mit rotem Ziegelsplitt bedeckt, auf neuen Grabtafeln leuchteten frisch gemalt die Namen.

Der rasche Erfolg stachelte Helga an. Wie wäre es, wenn man der Delegation noch einen kleinen Imbiss reichte? Sie kaufte ein – viel bekam man im Uralgebiet auch mit MGB-Ausweis nicht – aber es reichte für ein paar Vorspeisen und das Nationalgericht Pelmeni.

Neben dem Parteisekretär empfing sie die Delegation auf dem Bahnhof: elf Maschinenbauingenieure aus Erfurt, Weimar, Rostock und Berlin und drei hohe Funktionäre aus dem Ministerium für Schwerindustrie. Der Parteisekretär hielt eine freudige Begrüssungsrede; es war die erste ausländische Delegation, die Selenodolsk besuchte.

Die Stadtrundfahrt endete auf dem Friedhof. Die deutschen Genossen lasen die Namen, gingen schweigend durch die Gräberreihen, nickten einander zu. Einer sagte: «Und da behauptet die faschistische Propaganda, in der Sowjetunion kümmere sich kein Mensch um die deutschen Soldatenfriedhöfe.»

«Ja», sagte der Parteisekretär, «das sind die bekannten Lügen.»

Bis zur Weiterfahrt des Zuges waren noch zwei Stunden, genug Zeit für den Imbiss. Der Parteisekretär und die beiden Begleiter aus Moskau staunten nicht schlecht, als sie das Haus der Genossin Puschkowa betraten; ein weiss gedeckter Tisch, reichlich mit Blumen geschmückt, eine Platte mit

garnierten Vorspeisen, eine Batterie Wodkaflaschen und ein grosser Topf Pelmeni. Die deutschen Genossen griffen zu, sie fühlten sich wohl in dieser Umgebung. Sie bewunderten den kleinen Alik, der sein bestes Zeug anhatte, reichten ihn lachend herum, hoben die Wodkagläser: «Na sdorowje, Towarischtschi!»

Einer sagte: «Sowjetische Gastfreundschaft!»

«Und sowjetische Wohnkultur», ergänzte ein anderer.

Zum Schluss bekamen sie einen starken deutschen Kaffee. In seiner Dankesansprache sagte der Delegationsleiter: «... und haben wir uns besonders gefreut, verehrte Genossin, dass wir einmal sehen durften, wie die Menschen in der Sowjetunion privat leben.»

Die Besichtigungen in Swerdlowsk und Kasan liefen planmässig ab, die Delegation reiste hochbefriedigt weiter.

Kurz darauf wurde Helga nach Moskau befohlen. Genosse Mironow wolle sie sprechen. Sie kannte keinen Genossen Mironow. Ein neuer Chef vielleicht? Minister Abakumow wäre ihr lieber gewesen.

Ihre Dienstwohnung am Gorki-Ufer hatte sie aufgegeben, und so wohnte sie bei Mischa und seiner Mutter. Mischa küsste sie und sagte: «Lenotschka, was hast du schon wieder ausgefressen, dass du dich ausgerechnet bei Mironow melden musst?»

«Keine Ahnung. Wer ist das denn eigentlich?»

«Der kommende Mann im MGB», sagte Mischa. «Erst achtunddreissig und schon Generalmajor und, was das wichtigste ist, Chef des Personalamtes. Alle zittern vor ihm.»

Sie zitterte nicht, als sie Mironow gegenüberstand: ein schlanker Mann, den man für einen westlichen Diplomaten halten konnte, und an seinem Lächeln sah sie, dass sie nichts zu befürchten hatte. Liebenswürdig erkundigte er sich, wie sie die lange Reise überstanden habe. Dann sagte er: «Ich habe Sie hergebeten, um Ihnen eine erfreuliche Mitteilung zu machen. Von der Botschaft der DDR ist ein Dankschreiben eingetroffen, das sich auf den Besuch der deutschen Delegation im Ural bezieht. Ihre Tätigkeit wird besonders hervorgehoben. Ich möchte Ihnen meine Anerkennung aussprechen. Die Herrichtung des Friedhofes war ein kluger Einfall, ebenso die grosszügige Bewirtung in Ihrem Hause. Das ist positive Propaganda, wie wir sie uns wünschen.» Er überreichte ihr eine Kassenanweisung über zweitausend Rubel. «Zur Deckung Ihrer privaten Unkosten.»

Ehe sie sich bedanken konnte, klopfte es, und General Sudoplatow kam herein. In strammer Haltung stand er vor Mironow, während er ihm ein Ak-

tenstück überreichte. «Die Personalakte Puschkowa, Genosse.»

Dann gab er ihr die Hand. «S prijesdom – willkommen, Jelena Kirilowna! Es freut mich immer, wenn ich über meinen Schützling so angenehme Sachen höre.» Er strömte Wohlwollen aus und tat vor dem Genossen Mironow so, als habe es nie eine Trübung gegeben.

Mironow blätterte eine Weile in Helgas Akte. Dann blickte er auf. «Ladno. Wir werden Sie von jetzt ab als Führerin ausländischer Delegationen einsetzen, im Ural, in Moskau und auch anderswo. Darüber sprechen wir noch. Ich danke Ihnen, Genossin.»

Draussen sagte Sudoplatow augenzwinkernd: «Der Minister wünscht heute Abend mit dir zu essen. Keine Uniform. Du wirst um acht Uhr abgeholt.»

Helga verliess die Lubjanka wie auf Wolken. Sie zog wieder das Pariser Brokatkleid an, sie nahm von dem französischen Parfum, etwas zuviel. «Du stinkst wie eine Ausländerin», sagte Mischa eifersüchtig, aber sie lachte nur. Abakumow liebte alles Französische.

Punkt acht Uhr fuhr eine schwarze Luxuslimousine «Tschajka» vor. Der Fahrer sprang heraus und öffnete den Schlag. Klein und rund sass Abakumow in der Ecke, noch immer die ungesunde Gesichtsfarbe, noch immer die bläulichen Tränensäcke. «Sdrawstwujte, Lenotschka!» Sie gab ihm die Hand, und er zog sie an sich und küsste sie auf beide Wangen. Sie lag ein wenig länger an seiner Schulter, als nötig gewesen wäre, und während der Wagen anfuhr, dachte sie: Heute Abend, Väterchen, werde ich mit dir über Andrej reden.

Sie assen im Restaurant «Kristall» am Leningrader Prospekt. Er reichte ihr die Karte. «Such dir aus, was du magst.» Sie bestellte sich kaukasische Pietji. Nach den vier Monaten im Ural genoss sie den Luxus der Moskauer Herrenkaste. Abakumow ass ein mageres Diätgericht; ein kranker Mann, Leber oder Magen, ein bisschen tat er ihr wieder leid, wie damals, als sie im Metropol gegessen hatten. Er betrachtete sie. «Hübsch siehst du wieder aus. Wo hast du das Kleid her? Etwa aus dem Ausland?»

«Ja. Aus Paris.»

Er tat erstaunt. «Du warst in Paris?»

«Genosse Minister, da haben Sie mich doch selber hingeschickt.»

Er lachte lautlos. «Ja, ich erinnere mich.» Dann bewegte er vorwurfsvoll den Kopf hin und her. «Du hast mir mit deinen Dummheiten einen Haufen Sorgen gemacht.»

«Und warum haben Sie mir nicht geholfen?»

Er drehte die Augen nach oben. «Mein Täubchen, glaubst du denn, du sässest hier noch vor mir, wenn ich nicht die ganze Zeit auf dich auf gepasst hätte? Jeder andere wäre erschossen worden.»

«Aber der Genosse Serow ...»

«Ja, der kam wie gerufen mit seinem Argument, du seist noch zu unerfahren für solche Aufträge. So war ich gedeckt. Auch ein Minister kann nicht alles allein entscheiden, besonders in solchen Sachen. Allmächtig ist bei uns nur einer, das weisst du.» Er griff nach ihrer Hand und streichelte sie. «Ich freue mich, dass alles so gut verlaufen ist und dass du dich in Kasan bewährt hast. Du bist zu jung und zu hübsch zum Sterben.»

Dann fing er von ihrer Zukunft an. Sie solle in Kasan das Nautschno-Issledowatelskij-Institut für Fernstudium besuchen. Wenn sie Karriere machen wolle, müsse sie etwas lernen. «Und ich möchte, dass du Karriere machst.» Er sprach wie ein Vater zu ihr, aber sie spürte, dass mehr dahintersteckte als väterliches Interesse. Nachdem er gezahlt hatte, half er ihr beim Aufstehen wie ein altmodischer Kavalier. «Hast du noch Zeit?» fragte er.

«Natürlich», sagte sie.

«Dann zeige ich dir noch meine Datscha. Das habe ich dir damals schon versprochen.» Im Wagen küsste er sie. «Kleiner Schmetterling», sagte er zärtlich.

Sie kannte das, er hatte es schon mal gesagt, damals im Metropol. Er kam ihr alt und ziemlich komisch vor, aber sie dachte an Andrej. «Genosse Abakumow, ich möchte Sie gern etwas fragen ...»

«Sag doch nicht Genosse zu mir. Sag du und Väterchen. Und fragen kannst du mich alles, was du willst, wenn wir angekommen sind.»

Seine Datscha war ähnlich prunkvoll eingerichtet wie das Haus Berijas. Er zeigte ihr alle Zimmer, erklärte ihr, wie gross der Garten sei und dass er dort Rosen züchte, die von allen, bewundert würden. Schliesslich führte er sie in einen Raum, dessen eine Wand aus einem riesigen Kristallspiegel bestand, während die anderen mit hellbraunem Plüsch bezogen waren; Rokokomöbel, alte Bilder.

Er genoss ihr Staunen, und es machte ihm grossen Spass, vor ihr den Hausherrn zu spielen. Ob sie was essen wolle?

Essen? Mitten in der Nacht?

Er sagte, er habe zwei Köche, einen Chinesen und einen Litauer, einer davon stehe immer zur Verfügung. Ausserdem sei natürlich noch ein Diener da. Er sagte das mit dem Stolz eines kleinen Jungen, der zwei Fahrräder besitzt und einen Roller dazu.

Sie wollte nur einen Fruchtsaft. Dann stellte er das Radio an, Sweet Music, amerikanisch. «Ein Westsender», sagte sie.

Er lächelte. «Hier in diesem Raum darfst du alles sagen und alles hören, er ist vollkommen schalldicht.» Aber dann drehte er noch weiter, fand einen Sowjetsender: «Moskauer Nächte», der Modeschlager des Jahres, und genau die richtige Musik für seine Stimmung. Er setzte sich neben sie; nahm ihre Hand und begann, über sich selber zu sprechen in dem abgeklärten Philosophenton alter Männer, die auf junge Frauen Eindruck machen wollen. Er sprach von seinem harten Beruf, von der grossen Verantwortung, von den oft grausamen Entscheidungen, die ihm abverlangt würden und unter denen er mehr leide, als irgendjemand ahnen könne. Dann sprach er von der häuslichen Ruhe und der Liebe einer Frau, die er als Ausgleich ersehne. Er sah sie an mit seinen traurigen Aserbajdschaner-Augen. «Ich bin alt und nicht mehr gesund», sagte er, «und ich verlange nicht das von dir, was Jüngere fordern würden. Ich will nichts als ein bisschen Verständnis und ein bisschen Zärtlichkeit, an der ich mich wärmen kann.» Er sagte es mit der Überzeugungskraft eines Mannes, der grosses Mitleid mit sich hat, und tatsächlich brachte er es fertig, auch in ihr Mitleid zu erwecken, obwohl sie wusste, dass er der letzte war, der es verdiente. «Verstehst du mich, kleine Njemka?» Als sie nickte, sah er ganz glücklich aus. Er legte den Arm um sie. «Was war es, was du mich fragen wolltest?»

Sie machte sich vorsichtig los, rückte etwas von ihm fort. «Ich habe mich damals in den Ural gemeldet, Väterchen, weil ich hoffte, dort meinen Mann zu finden.»

«Grosser Gott, deshalb? Was für eine Idee! Dein Mann ist ganz woanders. Es geht ihm nicht schlecht. Er ist in einem Lager, das zu einer Raketenversuchsstation gehört. Er arbeitet also in seinem Fach.»

«Wo?»

«Auf Nowaja Semlja.»

Sie erschrak. Nowaja Semlja, die wüste Insel im nördlichen Eismeer, zweitausend Kilometer von Kasan entfernt! «Wirst du ihn da herausholen, Väterchen?»

«Du überschätzt meine Befugnisse, Täubchen.»

Sie rückte noch ein Stück von ihm fort. «Wenn du es wirklich willst, kannst du es.»

Er tat so, als müsse er nachdenken. Dann sagte er: «Ich kann mit Warenzow sprechen.»

Warenzow, der Name war ihr geläufig: Marschall der Artillerie und ver-

antwortlich für die Raketenentwicklung. In Kirowabad war er Andrejs höchster Vorgesetzter gewesen.

«Er könnte deinen Mann vielleicht auf dem Dienstweg anfordern», sagte Abakumow. «Ja, ich werde mit ihm sprechen.»

«Wann, Väterchen?»

«Bei nächster Gelegenheit.»

«Nein, morgen!» sagte sie fest.

Er lachte und rückte dicht an sie heran. Sie gestattete ihm, seinen Arm um sie zu legen. Sie sah ihm in die Augen. «Also?»

«Ladno», sagte er zärtlich, «morgen werde ich ihn anrufen. Gleich nach dem Frühstück.» Und diesmal hielt Abakumow sein Wort.

Sergej Sergejewitsch Warenzow war ein schöner Mann mit einer vollkommen geraden Nase, geschwungenen schwarzen Brauen und gewelltem, silbrigem Haar. Er empfing Helga in seiner Dienststelle, in der Nähe Moskaus.

Der Marschall hielt sich nicht mit viel Fragen auf, er war offenbar durch Abakumow ins Bild gesetzt worden. Er bot Helga einen Platz an und sagte: «Sie also sind die Frau von Andrej Nikolajewitsch, meinem alten Kriegskameraden. Ich kenne ihn schon von der Leningradfront, ein erstklassiger Kommandeur, tapfer, bescheiden und immer zuverlässig.»

«Ja, das war er», sagte sie, als wäre sie an der Leningradfront selber da-beigewesen. Sie hielt Warenzows Lobrede für den Beginn einer frohen Botschaft, doch da wurde sie enttäuscht. Der Marschall äusserte sich sehr zurückhaltend. Gross sei sein Einfluss in diesem Bereich nicht, sagte er, aber selbstverständlich werde er für Andrej tun, was in seinen Kräften stehe. Zunächst müsse man ihn von der Insel herunterholen und in ein zuträglicheres Klima versetzen. Dann sei zu prüfen, ob ein Gnadengesuch beim Präsidenten des Obersten Sowjets Erfolg haben werde. Wenn auch der Minister Abakumow sich dafür einsetze, sei die Sache so aussichtslos nicht. Aber das alles werde seine Zeit dauern, und sie dürfe nicht ungeduldig werden.

Sie fragte, ob sie Andrej inzwischen sehen könne.

Warenzow überlegte lange. «Nowaja Semi ja ist militärisches Sperrgebiet, das wissen Sie. Wir können Sie also nur dienstlich dahin schicken.» Er blätterte in seinem Terminkalender. «Im Oktober fliegt eine Gruppe von Ingenieuren hinauf, die könnten Sie begleiten. Es wird nur ein Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden sein, aber Sie werden Zeit genug haben, mit Ihrem Mann zu sprechen. Ja, so werden wir's machen.» Er erhob sich, gab ihr die

Hand. «Sie hören rechtzeitig von mir. Und, wie gesagt, Töchterchen, nicht ungeduldig werden.»

Das Warten hat sie gelernt, die Bürgerin Puschkowa. Sie fährt zurück in den Ural, nachdem sie sich von einem mürrischen Mischa verabschiedet hat, meldet sich, wie befohlen, beim Nautschno-Issledowatelskij-Institut für Fernstudium, juristische Fakultät. Nun ist ihre Zeit doppelt ausgefüllt durch Dienst und Lernen, aber das ist ihr nur recht, es bleibt keine Musse für fruchtlose Grübeleien.

Einmal kommt ein Brief von Abakumow: «Mein süsser Schmetterling, wann werden wir uns wiedersehen?» Dass ein Minister solche Briefe schreiben kann! Sie antwortet ihm, benutzt die Gelegenheit, zu fragen, wie weit die Sache mit Andrej inzwischen gediehen sei. Er schreibt sofort wieder, diesmal ohne Schmetterling und Liebesschwüre. Alles sei eingeleitet, und auch ein Gnadengesuch sei in Vorbereitung und werde von ihm befürwortet werden.

Diesmal scheint wirklich alles zu gelingen. Mitte Oktober 1951 bekommt sie Befehl, sich in Moskau zu melden, um die Ingenieursgruppe nach Nowaja Semlja zu begleiten. Der Führer der Gruppe, Raketeningenieur Tschelomej, ist durch Warenzow instruiert worden.

Sie wird mit Polarkleidung ausgerüstet, das Gepäck ist entsprechend schwer; ausserdem schleppt sie zwei Koffer für Andrej mit, vollgestopft mit Wollsachen, Zigaretten, Schokolade, Konserven, Obst.

Sechsstündiger Flug nach Norden, dann stösst die Maschine herab, landet in einer Schneewüste. Tief am Horizont steht eine bleiche Sonne. Die Temperatur 45 Grad unter Null. Helga spürt sie an den Beinen, als sie das Flugzeug verlassen will, denn in der Aufregung des Packens hat sie die Walenki, die Filzstiefel, vergessen. Genosse Tschelomej hält sie zurück. «Wollen Sie sich kurz vor dem Wiedersehen die Beine erfrieren?» Er hat ein Paar Reserve-Walenki mit, die leiht er ihr, Schuhgrösse 44, sie selbst hat 36; und wie der gestiefelte Kater stolpert sie zwischen den Männern über das Flugfeld.

Hundeschlitten bringen sie zum Lager; ihre Aufregung wächst. Wachtürme, Stacheldrahtzäune, bewaffnete Posten, wozu das alles? Kann denn jemand aus dieser Eiswüste fliehen? Sie bekommt im Verwaltungsgebäude ein Zimmer zugewiesen. Sie zieht die gigantischen Filzstiefel aus, macht sich zurecht, geht hinunter in den Speisesaal.

Das Essen ist kräftig, fettreich, wie es die barbarische Kälte verlangt, aber Helga bekommt vor Aufregung keinen Bissen hinunter. Der Raum ist voller Männer, und jeder starrt sie an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Sie lässt ihre Augen herumgehen, blickt immer wieder zur Tür. Wenn An-

drej jetzt plötzlich erscheint, wie soll sie sich verhalten? Tschelomej neben ihr sagt leise: «Regen Sie sich nicht so auf. Gefangene dürfen hier gar nicht herein. Bleiben Sie ruhig, Sie werden Ihren Mann noch heute Nachmittag sehen, ich habe schon mit dem Lagerkommandanten gesprochen.»

Der Zeiger der Elektro-Uhr an der Wand steht auf halb drei. Die bleiche Sonne ist hinter dem Horizont versunken, draussen auf den Wachttürmen flammen die Scheinwerfer auf. Ob Andrej in der Kälte arbeiten muss? Ob er schon weiss, dass sie hier ist?

Sie ist mit den Nerven fertig, als man sich vom Tisch erhebt. Der Kommandant tritt zu ihr. «Genossin», sagt er ein wenig verlegen, «ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich möglichst wenig sehen liessen und auf Ihrem Zimmer blieben. Diese Männer haben seit Monaten keine Frau mehr gesehen, von den Häftlingen ganz zu schweigen. Ich werde Ihren Mann zu Ihnen bringen lassen. Sie werden zwei Stunden mit ihm zusammen sein können.»

Sie geht auf ihr Zimmer, stellt sich ans Fenster, wartet. Die Scheiben sind vereist, sie sieht nur das milchige Licht der Bogenlampen am Zaun. Die Zeit vertropft. Sie blickt in den kleinen Spiegel über dem Waschbecken. Dann kommt ihr zum Bewusstsein, dass sie Uniform anhat, die Uniform des Staatssicherheitsdienstes, die Uniform derjenigen, die Andrej verhört, vielleicht gefoltert haben, ehe er verurteilt wurde. Sie reisst ihren Koffer auf – das grüne Kleid, schlicht muss es sein, nach Zuhause muss es aussehen! Sie schnallt das Koppel ab und wirft es aufs Bett. Da klopft es. «Herein!» Unter der Tür steht ein Mann, dunkle Wattejacke, wattierte Hosen, grobe Schnürschuhe. Auf dem rechten Hosenbein liest sie die Häftlingsnummer: A 1379. Der Mann ist sehr mager, und sein geschorener Schädel sitzt auf einem Hals, der nur aus Sehnen besteht. (Ob Andrej auch so aussieht?) Der Mann blickt sie unsicher an. Er schluckt, und sein Adamsapfel bewegt sich auf und ab. Er nimmt eine Art militärischer Haltung an und sagt: «Mein Name ist Andrej Nikolajewitsch Sidrow.»

Es ist seine Stimme, die ist dieselbe geblieben, unverwechselbar. «Andrej», ruft sie, «Andruscha!», stürzt ihm entgegen und fällt ihm um den Hals.

Er sass neben ihr auf dem Bett; die unförmigen Schuhe hatte sie ihm ausgezogen und auch die schmutzige Wattejacke. Er sagte; «Ich habe dich nicht erkannt. Das blonde Haar, dann die Uniform. Und niemand hat mir gesagt, dass du hier bist. Ich habe nie damit gerechnet.»

«Hast du denn keine Briefe bekommen? Auch nicht von den Eltern?»

«Hier oben bekommt niemand Post, es ist ja alles geheim.» Er sagte: «Als ich dich das letzte Mal sah, das war vor Gericht. Du trugst eine Militärlinthe und sahst sehr elend aus. Ich hätte nie geglaubt, dass du das alles durchhalten würdest. Und immer habe ich an das Kind gedacht. Es ist tot, nicht wahr?»

«Nein, es lebt!» Sie riss ihre Handtasche auf, zog das neueste Foto von Alik heraus und hielt es ihm hin.

Er sah auf das Bild und weinte.

Sie öffnete die beiden Koffer und breitete all die Herrlichkeiten aus, die sie ihm mitgebracht hatte. «Andrej, musst du hungern? Du siehst so elend aus.»

Er schüttelte den Kopf. «Ich habe schon immer mit dem Magen zu tun gehabt, seit der Zeit damals an der Leningradfront. Ich vertrage das Essen hier nicht.» Er ass nur eine Zitronenscheibe, nahm einen Schluck Wodka.

«Andrej, wenn du frei bist, kommst du in eine Klinik, da werden sie dich kurieren. Und später werde ich immer für dich kochen.»

«Wenn ich frei bin? Ich habe noch acht Jahre vor mir.»

«Nein! Du wirst bald entlassen!» Sie erzählte ihm von Abakumow und Warenzow.

Er hörte ihr staunend zu, lächelte. «Schön wär's», sagte er, «nur fällt es mir schwer, daran zu glauben. Aber auch wenn ich nie mehr herauskomme, habe ich wenigstens den Trost, dass du hiergewesen bist und dass der Junge lebt.» Er nahm Alik's Bild und betrachtete es. «Darf ich das behalten?»

«Natürlich.»

Er schlug es in ein Stück Zeitungspapier und steckte es vorsichtig in die Brusttasche seiner Häftlingsjacke. Er sah sie lange an. «Schön bist du, Lenotschka. Nur das blonde Haar ...»

«Gefällt es dir nicht? Ich werde es nicht mehr färben.» Sie warf einen Blick auf die Uhr, die Zeit raste, und sie begann hastig zu erzählen, alles, was er wissen musste, alles, was seine Hoffnung verstärken konnte. Als sie geendet hatte, waren die zwei Stunden längst herum; aber niemand kam, ihn zu holen. Er blieb die ganze Nacht. Erst am anderen Morgen klopfte es, und ein Sergeant, vom Kommandanten geschickt, brachte ihn fort. Als er ging, liefen ihm wieder die Tränen über das hagere Gesicht. Er schleppte die beiden Koffer, die sie ihm mitgebracht hatte, wie ein alter Mann. Gebeugt und klapperdürr ging er neben dem massigen Sergeanten: Oberst Andrej Nikola-

jewitsch Sidrow, 36 Jahre alt. Und sie dachte: Wenn Abakumow nicht Wort hält, werde ich zu Schwemik gehen.

Sie flogen am Mittag zurück. Nun, da alles vorüber war, kam die Reaktion, und sie weinte während des ganzen Fluges. In Moskau stieg sie im Hotel Altai in der Gostinitschanaj astrasse ab, sie wollte keine Bekannten sehen, auch Mischa nicht, den am allerwenigsten, wollte nur alles tun, um Andrejs Leidenszeit abzukürzen.

Sie rief Abakumow an, aber man sagte ihr, der Minister sei krank und in ärztlicher Behandlung. Da versuchte sie es bei Warenzow. Der empfing sie sofort. Sie schüttete ihm ihr Herz aus. Er sagte: «Ich habe grösstes Verständnis für deine Sorgen, Töchterchen, aber du musst Geduld haben. Ich habe deinen Mann schon auf dem Dienstwege angefordert. Und das Gnadengesuch ist gestern herausgegangen. Vielleicht solltest du selber auch noch eines einreichen. Jedenfalls kannst du dich auf mich verlassen, so wie ich mich an der Front auf deinen Mann habe verlassen können.»

Noch in Moskau setzte sie das Gnadengesuch auf und schickte es an das Präsidium des Obersten Sowjets zu Händen des Genossen Schwemik. Dann fuhr sie voll neuer Hoffnung in den Ural zurück. Es wurde trotzdem eine schlimme Zeit. Jeder Gefangene im Lager von Selenodolsk erinnerte sie an Andrej, und auch die Kriegskrüppel, die bettelnd auf den schmutzigen Strassen standen, erinnerten sie an ihn. Die bettelnden Kriegskrüppel waren die einzigen Menschen in Stalins Reich, die offen ihre Meinung sagten, denn niemand wagte ihnen etwas zu tun, auch die Miliz nicht. Meist trugen sie ihre zerrissenen Feldblusen, auf die sie ihre Orden geheftet hatten, darin fühlten sie sich sicher. «Da kommt sie wieder, das lackierte Täubchen», pflegten sie zu sagen, wenn Helga in Uniform vorbeikam. «He, Bürgerin, wo warst du im Krieg, als wir in der Scheisse lagen? In der Etappe hast du dich herumgetrieben, wie all diese Schweine vom NKWD, wie? Willst du uns nicht etwas abgeben von dem vielen Geld?»

Sie gab reichlich, und die Bettler nahmen das Geld ohne Dank, als hätten sie einen Anspruch darauf. Und hatten sie nicht recht?

Dann, am 4. November, kam ein Brief, von Warenzow, und als sie ihn las, zitterten ihr die Hände:

Dorogaja Dotschka – Liebes Töchterchen!

Ich hoffe, dass ich Dich durch eine kleine Hilfe erfreuen kann. Dein Mann ist nach Kasan abtransportiert worden, er wird dort am 5. November eintreffen. Er wird ins Gefängnis Petrowka eingeliefert werden. Das ist alles,

was ich für Dich tun konnte. Die weiteren Wege müssen so laufen, wie wir besprochen haben. Ich wünsche Dir ein frohes Wiedersehen!

Sergej Sergejewitsch Warezow

Sie riss Alik in die Arme. «Alik, morgen kommt dein Vater, hörst du, Alik? Dein Papascha kommt. Bald wirst du ihn sehn.»

«Papascha», plapperte Alik und lachte. Für den nächsten Tag nahm sie sich frei. Sie kaufte ein, was sie bekommen konnte, sogar ein paar Apfelsinen konnte sie ergattern. Mit einem gefüllten Koffer fuhr sie nach Kasan zur alten Tatarenburg, dem Kreml, hinter dessen Mauern das Petrowkagefängnis lag.

Der Milizmann an der Anmeldung liess sich durch ihre Uniform nicht beeindruckten. Wenn sie einen Angehörigen hier besuchen wolle, dann müsse sie sich nach den Besuchsvorschriften richten. Sprechzeit eine Viertelstunde, aber nicht heute, sondern morgen Vormittag. Und was sie da in ihrem Koffer habe?

Sie öffnete den Koffer. Er machte grosse Augen, als er den Inhalt sah; dann nahm er seine Vorschrift zur Hand. «Gebratenes Geflügel verboten. Zigaretten verboten. Wein verboten. Apfelsinen verboten.»

Empört fuhr sie ihn an. «Ist vielleicht auch das Sprechen verboten?» Er lachte. «So ist nun mal die Vorschrift, Genossin.»

Sie klappte den Koffer zu, fuhr zum MGB-Büro und ging zu ihrem Chef, Major Khassim. «Ich habe, Genosse Major, in der Petrowka ein paar ausländische Gefangene zu vernehmen und bitte um einen entsprechenden Ausweis für die Gefängnisleitung.» Sie bekam den Ausweis, fuhr zum Gefängnis zurück und liess sich beim Natschalnik melden. Von ihm erhielt sie einen weiteren Propusk, der sie berechtigte, jederzeit Gefangene im Vernehmungszimmer zu sprechen. Nun kümmerte sich keiner mehr um ihren Koffer.

Es war immer derselbe Gefangene, den sie vernahm. Und sie vernahm ihn jeden Tag.

Nach dem vierten Besuch liess der Natschalnik sie zu sich bitten. «Genossin, Sie sind hier, um ausländische Gefangene zu vernehmen. Bisher haben Sie aber nur mit einem gesprochen, und das ist kein Ausländer, sondern ein Sowjetbürger.»

Sie überlegte nicht lange. Sie sagte: «Genosse Natschalnik, der Häftling Sidrow ist mein Mann.» Sie zog Warezows Brief aus der Tasche. «Er wird bald begnadigt werden, er hat hohe Fürsprecher.»

Nichts, ob zu des Zaren oder zu Stalins Zeiten, kann einen russischen Be-

amen mehr beeindruckend als der Brief einer «hochgestellten Persönlichkeit», und dass der Marschall der Artillerie Warenzow eine hochgestellte Persönlichkeit war, darüber gab es keinen Zweifel. «Das», sagte der Natschalnik, indem er den Brief zurückreichte, «ist selbstverständlich etwas anderes. Wenn ich Ihnen behilflich sein kann, so sagen Sie es mir.»

Von nun an brachte sie Andrej täglich warmes Essen ins Gefängnis, und langsam erholte er sich, sein Gesicht wurde voller, er kam zu Kräften, so dass er bald zur Arbeit eingeteilt werden konnte. Jetzt, dachte sie, müsste endlich die Begnadigung kommen, dann könnten wir zusammen Weihnachten feiern.

Andrej wurde am 30. Dezember 1951 aus dem Petrowka-Gefängnis in Kasan entlassen. Die Nachricht kam spätabends telefonisch aus Moskau. Der Natschalnik der Petrowka liess es sich nicht nehmen, den Amnestierten mit seinem Dienstwagen nach Selenodolsk zu bringen. Es war eine jener klirrend kalten Nächte, in denen manchmal die Wölfe bis an die Haustüren kamen. Heftiges Klopfen schreckte Helga aus dem Schlaf. Sie zog den Morgenrock über, griff nach der Pistole (man kann nie wissen, es hat schon entflozene Blatnojs gegeben, die in solchen Nächten frech in die Häuser einzudringen versuchten), öffnete die Tür. Die häusliche Wärme verwandelte sich augenblicklich in eine Dampfwolke, und in dieser Dampfwolke stand Andrej. Sie liess die Pistole fallen und hing an seinem Hals.

Der Natschalnik machte die Tür zu und rieb sich das frostrote Gesicht. «Gratuliere, Jelena Kirillowna, nun haben Sie's endlich geschafft. Eine tüchtige Frau sind Sie, das muss Ihnen der Neid lassen. Und jetzt möchte ich gern einen Wodka, sozusagen als Fuhrlohn, dann verschwinde ich gleich wieder.»

Aber er wäre kein Russe gewesen und Andrej auch nicht, wenn es mit einem Wodka sein Bewenden gehabt hätte. Eine halbe Flasche musste daran glauben, dann liess der Direktor des Petrowka-Gefängnisses die Familie Sidrow endlich allein.

Vierundzwanzig Stunden später trafen Andrejs Eltern aus Gorki ein, und das Neujahrsfest war, wie Mamascha Fanja Wassilewna später sagte, wie der Schluss eines alten russischen Märchens, wo Väterchen Zar die Bösen bestraft, die Guten aber belohnt und bis zu ihrem seligen Ende in Frieden und Wohlstand vereint sein lässt. Doch damit hatte Fanja Wassilewna leider nicht recht.

Zwölftes Kapitel

In diesem Jahr 1952 steigerte sich der Terror des alternden Stalin bis ins Unerträgliche; für Helga Wannemacher-Puschkowa-Sidrow aber wurde es eines der glücklichsten ihres abenteuerlichen Lebens. Vier Wochen Erholung auf Staatskosten im Sanatorium Tschajka in Sotschi. Als sie zurückkamen, hatte die Schwarzmeersonne Andrejs Gesicht gebräunt, seine blonden Haare waren nachgewachsen, er war, wenigstens äusserlich, wieder der alte. Und mit derselben Abruptheit, mit der ihn der allmächtige Apparat einst versties und bestrafte, belohnte er ihn nun für die erlittenen Leiden. In Ehren kehrte Andrej in die Armee zurück; er erhielt eine komfortable Dreizimmerwohnung in Kasan und ein aussichtsreiches Kommando auf einer im Bau befindlichen Raketenbasis nicht sehr weit von der Stadt, Dienstwagen, Fahrer, Bursche für persönliche Bedienung eingeschlossen. Und nicht nur das. Eine Entschädigung von 66'000 Rubeln erschien dem Staat angemessen für die zwei Jahre Gefangenschaft. Da fiel das Unglück, das die Eltern traf, wenig ins Gewicht: ihr Haus in Gorki brannte ab bis auf den Lehmofen und den Kamin aus Ziegelsteinen. Ein Anlass, sie nach Selenodolsk zu holen, wo sie Helgas Haus bezogen und wo Fanja Wassilewna die Betreuung ihres Enkelchens übernahm.

War es nun noch sinnvoll, beim MGB Dienst zu tun, zwischen dem Ausländerbüro von Kasan und dem Arbeitslager von Selenodolsk hin und her zu fahren und im Fernstudium Gesetzbücher zu pauken? Andrej war ohnehin nicht einverstanden mit ihrer Tätigkeit.

Er wälzte grosse Pläne: 66'000 Rubel, dafür konnte man sich eine Datscha bauen, und diese Datscha sollte in Selenodolsk direkt am Wolgaufer stehen. Den Sommer über würde man zum Wochenende da wohnen, faulenz, baden und fischen können.

Die Datscha wurde in Auftrag gegeben, und Helga schrieb ein Abschiedsgesuch an die Zentrale. Sie müsse nun für ihre Familie sorgen, schrieb sie, und ihren Sohn zu einem guten Sowjetbürger erziehen. Sie bäte daher um ihre Entlassung aus dem Staatssicherheitsdienst.

Das Gesuch hatte eine ungeahnte Wirkung. Fernmündlich wurde sie nach Moskau zum Minister befohlen. Abakumow empfing sie in Gegenwart von General Sudoplatow. Das war ein anderer Abakumow, kein Väterchen mehr, kein verliebter alter Gockel, der «Schmetterling» zu ihr sagte und «kleine Lenotschka». «Genossin», fauchte er, «was denken Sie sich. Halten Sie das MGB für einen Wohltätigkeitsverein? Glauben Sie, wir haben geholfen, Ih-

ren Mann zu rehabilitieren, damit Sie uns jetzt davonlaufen? Die Ehre, für uns zu arbeiten, ist eine lebenslängliche Ehre, und wer sie nicht zu schätzen weiss, wird sich da wiederfinden, wo er hingehört!» Die gezackte Narbe glühte in seinem bleichen Gesicht, seine dunklen Aserbeidschaner-Augen funkelten vor Zorn. Er sagte: «Sie werden Ihr Studium beenden, in Kasan oder hier in Moskau. Sie werden fleissig arbeiten, und wenn Sie beim Examen durchfallen, wird Sie der Teufel holen!» Er hielt ihr einen vorbereiteten Ukas hin, auf dem stand, dass sie sich verpflichte, ihr Fernstudium wie vorgesehen abzuschliessen, und dass sie bereit sei, auch weiterhin alle von der Zentrale befohlenen Aufträge widerspruchslos auszuführen. Sie unterschrieb.

Es war eine seiner letzten Amtshandlungen. Kurze Zeit später verschwand Abakumow in einem Sanatorium am Schwarzen Meer, ein schwerkranker Mann. Sein Nachfolger wurde Genosse Kruglow.

Als Helga das verhasste Gebäude am Dsiershinskijplatz verliess, hatte sie's endlich begriffen: Sie würde ihr Leben lang nicht mehr frei sein, nie wird sie dem Sicherheitsdienst enttrinnen können. Draussen stand Mischa. «Lenotschka», sagte er, «habe ich dir nicht gleich zu Anfang gesagt, dass es bei uns keine Entlassung gibt?»

«Ja, das hast du, Mischa.»

Sie tranken zusammen einen Tee, und er erzählte, dass er seit drei Monaten auf der Akademie sei. «Vorbereitung auf den Dienst in Deutschland.»

«Deutschland?»

Er grinste. «Ich konnte wählen. Indien oder DDR. Die DDR interessiert mich mehr. Ja, mir geht's grossartig. Nur du fehlst mir.»

«Bist du verrückt? Du weisst doch ...»

«Ja. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass du in so einem Nest glücklich sein kannst. Wenn du's nicht mehr aushältst, sag mir Bescheid, dann gehen wir zusammen nach Berlin.»

«Nie!» sagte sie.

«Warten wir ab. Wohnst du bei uns? Mamascha würde dich gern wiedersehen. Und ich...»

«Mischa», sagte sie, «damit ist es zu Ende, das weisst du. Ich will meinen Frieden haben. Ich bin glücklich mit Andrej und Alik. Grüss deine Mutter, sag ihr, wie gern ich sie habe. Und leb wohl.»

Er hielt ihre Hand fest, lächelte. «Eines Tages, Täubchen, hole ich dich nach Berlin, verlass dich drauf.»

Auch sie lächelte nun. «Das wird dir nie gelingen, Towarischtsch.»

Über der Wolga glühte der kontinentale Sommer. Die Datscha war fertig: vier Zimmer, Küche, Bad und Veranda mit Blick auf den Strom. Sie hatten Möbel gekauft, das Feinste vom Feinen, Mahagoni, die neueste Lieferung aus Ungarn.

Für das Einweihungsfest lud Andrej seine ganze Familie ein, und alle kamen sie angereist, erst der junge Wolodja und Swetlana, die schon Medizin studierte; dann die beiden älteren Brüder Nikolai und Nassip, würdige Nat-schalniks, gesetzt und spiessig, mit niemals wankender Staatsgesinnung. Während Andrejs Strafzeit hatten sie sich nicht um ihn gekümmert, nun umarmten sie ihn, sprachen hochtönende Worte von der Gerechtigkeit des Sowjetstaates. Helga spürte wieder die Abneigung der beiden. Ach Gott, das beruhte wohl auf Gegenseitigkeit.

Sie selber hatte nach einigem Zögern Mischas Mutter eingeladen, die ihr so oft von ihrer Sehnsucht nach dem kleinen Alik geschrieben hatte. Ein russisches Familienfest, da werden die Gäste mit Hallo vom Bahnhof abgeholt; alles ging mit, als Anna Semjonowna Tschernischowa mit dem Moskauer Schnellzug eintraf. Aber nicht sie allein stieg aus dem prächtigen Pullman, hinter ihr erschien Mischa in blitzender Extrauniform und schleppte einen Korb mit roten Rosen.

Anna Semjonowna umarmte Helga zur Begrüssung und küsste sie auf beide Wangen. Und Mischa liess es sich nicht nehmen, dasselbe zu tun. «Ich konnte Mamascha unmöglich allein fahren lassen», sagte er, dabei war seine Mutter so frisch und rüstig wie eine Traktoristin.

Die Geschwister wurden bei den Eltern in Helgas Haus untergebracht, Mischa und seine Mutter wohnten in der neuen Datscha. In der Nacht fragte Andrej: «Hast du etwas mit diesem Tschemischow gehabt?»

Wer hätte da die Wahrheit gesagt? «Nein», antwortete sie, «wie kommst du darauf?»

«Er hat so ein Benehmen. Nikolai ist es auch schon aufgefallen.»

«Nikolai, Nikolai», sagte sie, «dieser hinterlistige Kerl! Der will dich nur gegen mich aufhetzen, du weisst ja, dass er mich nicht mag.»

«Wie auch immer», sagte Andrej, «sag mir die Wahrheit.»

Sie sagte ihm nicht die Wahrheit, wozu sollte das gut sein? Es würde nur seine Eifersucht verstärken, ja, in dieser Beziehung hatte Andrej sich sehr verändert, immer spürte sie diese Eifersucht. Sie sagte: «Es ist nichts gewesen, Andrjuscha. Aber ich muss Mischa dankbar sein, er war der erste, der sich um mich und Alik gekümmert hat, als wir aus dem Gefängnis kamen.»

Da schwieg er. Doch am nächsten Abend, als das Fest in vollem Gange war, als alle von Sekt und Wodka schon benebelt waren, da passierte diese peinliche Sache, die den ersten Riss zwischen ihnen verursachte. Helga trat auf die Veranda, atmete die Kühle, die von der Wolga herüberkam, als plötzlich Mischa neben ihr stand; und dieser dumme Kerl fing an, leise und heftig auf sie einzureden: «Du bist nicht so glücklich, wie du tust, Lenotschka. Du gehörst nicht hierher, und du passt auch nicht in diese Familie. Du hast deine Pflicht gegenüber Andrej erfüllt, eine fabelhafte Leistung, ich gratuliere, aber er ist nicht der Mann, der dich glücklich machen kann, und seine Brüder – sieh sie dir doch an, diese aufgeblasenen Provinzkommunisten!» Er umfasste ihre Schultern und sagte: «Der einzige Mann, der dir ein Leben bieten kann, wie es zu dir passt, das weisst du, das bin ich.»

Er zog sie an sich, aber ehe er sie küssen konnte, war jemand bei ihm und stiess ihn zur Seite. Es war Andrejs Bruder Nikolai. «Rühr die Frau nicht an, du Schwein!» schrie er, und als Mischa sich ihm zuwandte, schlug Nikolai ihm ins Gesicht.

Nikolai Nikolajewitsch Sidrow, der Bilderbuchkommunist und Verteidiger der sozialistischen Moral, war klein und schwächling. Mischa aber hatte das Format eines mittleren Kleiderschranks, und beide waren sie ganz schön betrunken. Mischa packte Nikolai bei der Brust, hob ihn hoch und warf ihn über die Verandabrüstung. Brüllend landete Nikolai in einem Blumenbeet. Nun war auch Andrej da. «Also doch», sagte er zu Mischa. «Deshalb bist du also hergekommen. Das wirst du bereuen!» Er hatte plötzlich eine Pistole in der Hand, und auch Mischa zog seine Pistole. Die Veranda war voller Menschen und Geschrei.

Helga warf sich Andrej entgegen. «Andrjuscha, bist du verrückt! Willst du wieder ins Lager? Es ist doch gar nichts passiert!»

Auf der anderen Seite riss Anna Semjonowna ihrem Sohn die Pistole aus der Hand. «Mach dich nicht unglücklich, Junge!» Sie klammerte sich an ihn. «Komm, komm, Mischa, was hast du hier verloren!» Und sie zerrte ihn zurück ins Zimmer.

Andrej kletterte über die Brüstung und kümmerte sich um seinen zeternenden Bruder. Die Gäste auf der Veranda besprachen aufgeregt den Streit. Als man sich etwas beruhigt hatte und ins Zimmer zurücktrat, war Mischa mit seiner Mutter verschwunden. «Der kommt mir nicht wieder in mein Haus», sagte Andrej.

Das Fest war gründlich gestört; nicht schön, wenn eine Einweihungsfeier für eine Datscha so enden muss. Auch das Verhältnis zwischen den älteren

Brüdern blieb verkrampft bis zur Abreise. Nikolai gab Helga beim Abschied nicht die Hand. Nachher sagte sie zu Andrej: «Mischa kommt nicht mehr in unser Haus. Gut so. Aber Nikolai und Nassip kommen auch nicht mehr in unser Haus.»

«Ja», sagte er. «Nun lass uns das alles vergessen.»

Der Riss war gekittet. Wäre sie nun noch vom MGB losgekommen, vielleicht wäre ihr Glück perfekt gewesen. Ihre Abneigung gegen den Dienst wuchs, und ein Erlebnis mit zwei Blatnojs war nicht dazu angetan, daran etwas zu ändern.

Das war an einem späten Augusttag, genau gesagt, an jenem Sonntag, der in die Annalen der Selenodolsker Sportgeschichte eingehen sollte; denn eine Moskauer Fussballmannschaft spielte gegen eine Auswahl des Wolgastädtchens und wurde haushoch geschlagen. Die ganze Stadt war auf dem Sportplatz und selbstverständlich auch jeder entbehrliche Posten des Straflagers Swijarsk am jenseitigen Wolgaufer, wo Helga an diesem Tage Dienst in der Verwaltung machte.

Ein schläfriger Nachmittag und eine Hitze, die einen unausgesetzt an das kühle klare Wasser der Wolga denken liess. Helga ging zu ihrer Vorgesetzten, Hauptmann Olga Tschubakowa. «Wie wäre es, Olga Andrejewna, dürfte ich ein kleines Bad nehmen?»

Die Tschubakowa, dick, verfressen und habgierig, war bei den Gefangenen wegen ihrer Strenge gefürchtet, Helga aber, die ihr schon manchen guten Stoff aus Moskau mitgebracht hatte, erfreute sich ihrer besonderen Zuneigung. «Zwei Stunden Badeurlaub, gut», sagte sie.

Helga nahm ihr Badezeug und ging hinunter zum Fluss. Alles leer, kein Mensch weit und breit, selbst der Posten, der sonst am Materialmagazin stand, war verschwunden.

Als sie im Wasser war, sah sie zwei Gestalten am Ufer, Häftlinge, aber keine politischen, sondern Blatnojs, zwei besonders schwere Jungen, bekannt im Lager unter den Spitznamen «Einauge» und «Kommissar». Sie dachte an ihre Kleidung und schwamm zurück. Die Uniform lag unberührt zwischen den Uferbüschen. Die beiden Häftlinge machten sich drüben am Magazin zu schaffen.

Plötzlich zerriss ein gewaltiger Knall die Stille, noch einer und ein dritter. Aus dem Dach des Magazins fuhr eine Stichflamme, Bretter wirbelten durch die Luft, und in wenigen Sekunden stand der grosse Schuppen in Flammen. Weit hinten sah sie Einauge und Kommissar in Richtung auf das Lager verschwinden.

Auf einmal war der Posten wieder da, machte ein grosses Geschrei, der Schlawiner: Alarm im Lager. Der Kommandant wurde vom Fussballplatz

geholt, die Feuerwehr kam, viel zu spät. Als sie ihre Schläuche ausrollte, war das Magazin bis auf den Boden heruntergebrannt, aber gegen die brennenden Vorräte an Dieselöl, Mennige, Ölfarbe und Dachpappe konnte sie nichts ausrichten.

Der Kommandant, Oberstleutnant Sessin, war ausser sich. Die Untersuchung lief an. Man fand ein Stück Zündschnur in der Umgebung der Baustelle. Sabotage! Sessin griff nach dem üblichen Mittel: Verpflegungsentzug für das ganze Lager, bis die Täter gefunden waren.

Jelena Puschkowa kannte die Täter. Aber sie sagte kein Wort! Angst! Sie hatte ihre Erfahrung mit den Blatnoj s in Nowosibirsk nicht vergessen. Schlaflose Nächte. «Was ist denn?» fragte Andrej.

«Ach, die Sache mit dem Magazin geht mir nicht aus dem Kopf.»

«Du kannst doch nichts dafür.»

Das Lager hungerte, aber niemand meldete sich. Am dritten Tag konnte es Helga nicht mehr mit ansehen. In der Mittagspause ging sie zur Blatnoj-Baracke, liess die beiden herausholen. «Hört mal, ihr wisst doch, wer das Magazin in die Luft gesprengt hat. Wollt ihr eure Kameraden noch länger hungern lassen?»

Der eine wurde blass, fing an zu zittern. Der andere aber, Einauge, gross und breit, trat auf sie zu. «Von gar nichts wissen wir!»

«Ich habe euch gesehen. Geht hin und meldet euch, sonst...»

Er rückte noch einen Schritt näher. «Mädchen», sagte er, «wir haben nichts damit zu tun. Und du hast nichts gesehen! Und das kann ich dir flüstern: Wenn du deine Zunge nicht hinter den Zähnen hältst, lebst du morgen nicht mehr.» Er sagte es in demselben Ton wie damals in Nowosibirsk die Blatnaja Zariza.

Die Angst war grösser als das Pflichtgefühl. Helga hielt ihre Zunge hinter den Zähnen. Nie würde jemand erfahren, wer das Magazin in die Luft gejagt hatte. Der Magazinposten sass im Bau, die Gefangenen hungerten noch vier Tage, dann wurde die Sperre aufgehoben, man brauchte die Leute schliesslich für den Brückenbau.

Ein schlechter MGB-Offizier war sie. Aber ihre Feigheit sollte ihr später das Leben retten, denn auch ein Blatnoj kann dankbar sein.

Am 6. Januar 1953, seinem dritten Geburtstag, liess Helga ihren Sohn Alik in der Kirche von Selenodolsk taufen. Ein langgehegter Herzenswunsch – Andrej war einverstanden. Ja, Andrej hatte sich verändert in den Jahren seiner Haft. Sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Partei war zerbrochen, blieb nur noch der Glaube an das, was die orthodoxe Kirche seit dem Krieg wieder

verkünden durfte. Freilich, die Existenz des diesseitigen Gottes Stalin, der alle irdische Macht in den Händen hatte, musste er akzeptieren, genau wie es die Kirche tat, die jeden Sonntag für Stalin betete.

Bis dieser Gott starb, überraschend für das Sowjetvolk, denn er hatte den Eindruck erweckt, als werde er weitere dreissig Jahre das Land regieren. Es war am 6. März, und Andrej befand sich dienstlich in Swerdlowsk. Helga wohnte bei den Schwiegereltern, wo Schwager Nassip auf der Durchreise übernachtete.

Früh war sie aufgestanden, denn sie musste den 7-Uhr-Zug nach Kasan erreichen. In der Küche summt schon der Samowar, das Radio spielte eine getragene, etwas traurige Melodie. Fanja Wassilewna Sidrowa und ihr Sohn Nassip aber sassen am Tisch und weinten. Helga erschrak. «Um Gottes willen, was ist passiert?» Böse Ahnungen. «Ist was mit Andrej?»

Fanja Wassilewna schüttelte den Kopf, ohne zu antworten, Nassip fuhr mit einem grossen Taschentuch in seinem Gesicht herum und schnaufte wie ein Walross.

Die Musik brach ab. Dann hörte Helga die Neuigkeit: «Unser Führer und Vater, der Retter der freien Welt, unser geliebter Genosse Josif Wissarionowitsch Stalin hat uns gestern Abend um neun Uhr und fünfzig Minuten für immer verlassen.» Der Radiosprecher schien ungeheuer erschüttert. In Kürze zählte er all die übermenschlichen Verdienste des *Wochdj* – des Führers – auf und schloss mit den Worten: «Der Held Stalin ist einem Gehirnschlag erlegen.» Dann setzte wieder Trauermusik ein. Chopin.

Helga, von Natur leicht zu rühren, war der Musik (zumal der von Chopin), der Samtstimme des Sprechers und dem Anblick ihrer weinenden Verwandten nicht gewachsen, auch ihr stiegen Tränen auf. Es war ein kollektives Weinen, von dem das einfache Volk ergriffen wurde, und dieses Weinen wurde sozusagen unter Dampf gehalten durch die öffentlichen Lautsprecher, die in der Sowjetunion auf den Strassen und Plätzen, in den Parks, Restaurants, Bahnhöfen, ja sogar in den Eisenbahnwagen unentwegt Propaganda zu verströmen pflegen.

Ja, überall weinte man, nur im MGB-Büro von Kasan nicht. Dort hatte man das Radio abgestellt. Der Chef, Major Khassim, sagte: «Die Partei wird einen fähigen Nachfolger finden ! Genosse Malenkow zum Beispiel.» Er lächelte optimistisch. «Im Übrigen», fuhr er fort, «bleibt bei uns alles beim alten.»

Major Khassim hatte offenbar recht. Die Führung in Moskau arbeitete so präzis wie bisher. Die Befehle, die über Telefon und Telegraf eintrafen, ver-

rieten nicht die geringste Unsicherheit. Aus allen Teilen der Sowjetunion, aus allen Fabriken, Kolchosen, Dienststellen, Universitäten, Schulen, waren Vertreter in Sonderzügen nach Moskau zu schicken, um dem verewigten Vater der Völker das letzte Geleit zu geben. Vom Kasaner Büro aber wurde Oberleutnant Jelena Puschkowa dieser Ehre für würdig befunden.

Sie sass im Moskauer Schnellzug und weinte wieder. Was nützten die sachlichen Worte des Majors Khassim, was nützte die Überlegung, dass sie Stalin eigentlich gehasst, zum mindesten aber gefürchtet hatte, wenn alle Leute um sie herum weinten, wenn der Lautsprecher im Abteil die Fahrgäste mit allen Trauermärschen der Musikgeschichte berieselte?

Auf dem Bahnhof stand Mischa, der Unvermeidliche. Er sah ihr verheultes Gesicht und sagte: «Was ist denn mit dir los? Hat dein Mann dich verprügelt?»

Sie schüttelte den Kopf. «Es ist wegen Stalin ...»

Er starrte sie an. Dann brach er in schallendes Gelächter aus. Sie hielt ihm erschrocken die Hand vor den Mund. «Lenotschka», prustete er, «du bist wirklich ein Schätzchen.»

Sie zeigte auf die vielen Menschen, die mit verweinten Gesichtern dem Ausgang zustrebten. «Und was ist mit denen?»

Mischa grinste. «Das Volk pflegte auch zu weinen, wenn einer von diesen verfluchten Zaren abgekratzt war. Du gehörst nicht zum Volk, Lenotschka, sondern zum Staatssicherheitsdienst.»

Mischa berichtete, dass er sein Examen auf der Dsiershinskij-Akademie mit Glanz bestanden habe. Er war zum Oberst befördert und wartete nun auf seine Kommandierung nach Deutschland. Er gehörte nicht mehr zur Abteilung Sudoplatow, sondern zur Kontraswedka – zur Gegenspionage unter General Nikolisko. «Wenn ich nach Deutschland komme», sagte er, «werde ich deine Mutter besuchen und ihr erzählen, wie gut es dir geht. Oder hast du was dagegen?» Nein, dagegen hatte sie nichts, und im Stillen beneidete sie ihn.

In der Zentrale herrschte muntere Geschäftigkeit, alle schienen sich irgendwie etwas von dem Wechsel in der Spitze zu versprechen; nur Sudoplatow lief in nervöser Hast herum, sprach bald mit Trauerstimme, bald blaffte er seine Untergebenen an. «Er weiss nicht, ob er seinen Posten behält», sagte Mischa. «Weiss man denn, was Malenkow und Berija tun werden?»

Stalin lag in seiner Marschalluniform auf dem Katafalk im Gewerkschaftshaus, bewacht von den höchsten Würdenträgern der Partei, und die

Majestät des Todes teilte sich allen mit, die in sein wächsernes Gesicht blickten, ganz gleich, ob sie ihn geliebt, gehasst oder nur gefürchtet hatten. Ein alter Kolchosnik, der in der Schlange vor Helga ging, beugte den Kopf, seine Tränen tropften auf den Boden, und demütig schlug er ein Kreuz. Die gläubige Geste rührte sie tief.

Als zwei Tage später der Trauerzug sich über den Roten Platz bewegte, als die Prominentesten der Partei, Malenkow, Molotow, Berija, Bulganin, Mikojan, Kaganowitsch, Woroschilow, Chruschtschow und Stalins Sohn Wassilij den Sarg von der Lafette hoben und ihn auf ihren Schultern in das Leninmausoleum trugen, heulten im ganzen Land die Fabriksirenen, und Russland weinte immer noch.

Am Nachmittag die interne Trauerfeier in der Zentrale. Sudoplatow wirkte äusserst bedrückt. Wodka. Später kam Mischa und holte Helga hinüber in den Neubau, wo die Kontraswedka untergebracht war, und stellte sie seinem neuen Chef, General Nikolisko, vor.

Neben dem General stand Genosse Schatalow, jener strohhaarige Oberst, den sie damals nach ihrer Rückkehr aus Wien geohrfeigt hatte. Verlegen vollführte sie so etwas wie einen Knicks vor ihm. Schatalow lachte. «Vergeben und vergessen», sagte er, und zu General Nikolisko gewandt: «Diese junge Genossin würde unserer Abteilung gut zu Gesicht stehen. Tüchtig, und genau das richtige für Berlin.»

Schatalow arbeitete nämlich in der DDR und war zur Trauerfeier aus Berlin herübergekommen, zusammen mit seinem Kollegen Owtschinnikow, einem schlanken Oberstleutnant. Die beiden erzählten unentwegt von Deutschland, das ihnen offenbar ausgezeichnet gefiel; es schien, als hätten sie es darauf angelegt, das Heimweh der Genossin Puschkowa ins Unermessliche zu vergrössern.

Die Stimmung hier in der Kontraswedka war anders als drüben bei der Abteilung Sudoplatow. Viele glasklare Wässerchen wurden getrunken auf das Wohl des neuen Ministerpräsidenten und Ersten Parteisekretärs Malenkow. «Brüderchen», sagte der dürre Oberst Schatalow, «der Genosse Malenkow wird nicht so unangenehm werden, er ist dick und rund, solche Leute liebe ich als Vorgesetzte. Trinken wir darauf, dass der Alte in alle Ewigkeit ruhen und nie wieder zurückkehren möge.»

Die Welt bleibt still, das Leben geht weiter, als sei nichts geschehen. Da verfliegt die Trauer ein wenig. Die neue Regierung ist schnell bei der Hand mit ein paar Erleichterungen und Amnestien; da verfliegt die Trauer ganz. Im Zug trifft Helga die ersten Entlassenen, Freude und Hoffnung in den Ge-

sichern. Sie reden erstaunlich offen und meinen, nun werde alles besser werden.

Andrej war aus Swerdlowsk zurück. Der Tod Stalins hatte ihn kaltgelassen, aber die allgemeine Unruhe im Lande machte ihm Sorgen. Er sagte, ehe er zum Dienst fuhr: «Geh nicht 'rüber ins Lager, Lenotschka, du kannst in Teufels Küche kommen. In der Nähe von Swerdlowsk haben die Häftlinge einen Aufstand gemacht und das gesamte Personal umgebracht.»

Aber kaum war er fort, kam ein Anruf vom Lagerkommandanten. Die Genossin Puschkowa werde dringend gebraucht, um mit den ausländischen Häftlingen zu verhandeln. «Es gibt einige Schwierigkeiten», sagte er, «aber Sie brauchen keine Angst zu haben, wir sind durchaus Herr der Lage.»

Sie hatte keine Angst. Das Lager Swijarsk war ein Sonderlager, eigens für den Bau der Wolgabücke angelegt, vornehmlich belegt mit technischen Spezialisten. Es ging ihnen nicht schlecht: anständige Unterkünfte, reichere Verpflegung als üblich – und selbst die Blatnojs waren besser dran als in anderen Lagern. Aber auf dem Bahnhof Swijarsk am anderen Wolgaufer taumelte ihr ein Blatnoj mit geschwungener Wodkaflasche entgegen. «He», schrie sie ihn an, «was hast du hier zu suchen? Mach, dass du zurück ins Lager kommst!»

Der Blatnoj grinste sie an. «He, Stalin ist tot, mein rotes Täubchen, du hast mir nichts mehr zu befehlen.»

Im Lager schlug ihr Geschrei und Gejohle entgegen. Die Posten hatten ihre Wachtürme verlassen, wild tanzten die Häftlinge zwischen den Baracken. Helga flüchtete in die Kommandantur. «Da sind Sie ja», sagte Oberstleutnant Sessin und sah so aus, als wäre es ihm jetzt lieber, wenn sie nicht gekommen wäre. Schweiss rann ihm über das Gesicht, er hielt den Telefonhörer am Ohr und trommelte auf die Gabel. «Wenn ich doch wenigstens Verbindung kriegte.»

Sein Adjutant fummelte mit einer Pistole herum, und die dicke Tschubakowa sah mit unruhigen Augen zu. Draussen schwoll der Lärm an, Schüsse, schrille Schreie. Sessin knallte den Hörer auf die Gabel. «Scheisse!» sagte er, und das war das letzte Wort, das er an diesem Tage sagte. Die Tür flog auf, Häftlinge quollen herein, Blatnoj s, alles Blatnoj s. Helga verkroch sich in eine Ecke.

Als erstes kriegte Oberstleutnant Sessin eins über den Schädel. Lautlos sank er über den Schreibtisch. Sein Adjutant kam nicht dazu, die Pistole zu gebrauchen, wahrscheinlich wagte er es auch gar nicht, ein Schlag warf ihn um, sie wuchteten ihn hoch und stiessen ihn zum Fenster hinaus. Dann

machten sie sich über die dicke Tschubakowa her, rissen ihr die Uniform vom Leibe, hielten sie an Armen und Beinen fest, und während sie schreiend unter dem Anführer am Boden lag, standen die anderen um sie herum, mit funkelnden Augen, hechelndem Atem.

Dann entdeckte einer Helga. Johlend zog er sie aus ihrem Versteck. Sie versuchte, sich zu wehren, da schlug er ihr die Faust ins Gesicht, hob sie hoch, warf sie auf den Schreibtisch des Kommandanten. Viele Hände zerrten an ihrer Uniformbluse, sie schloss die Augen in Erwartung eines qualvollen Todes – *ich Idiot, warum bin ich hierhergekommen, immer tue ich das Falsche, Andrej hatte mich ja gewarnt*. Und in diesem Augenblick hört sie die heisere Stimme von Einauge: «Nicht die, nicht die! Seid ihr verrückt, ihr Hurensöhne? Lasst sie los!» Sie liessen von ihr ab.

Er stellte sie auf die Beine. «Komm, ich bring' dich 'raus.»

Die Tschubakowa hatte zu schreien aufgehört. An der Tür drehte Helga sich nach ihr um, sah, wie die Blatnojs der Tschubakowa eine leere Wodkaflasche zwischen die Schenkel ramnten. Ihr wurde schlecht. Einauge nahm sie bei der Hand und führte sie hinaus. «Zieh die verdammte Uniformjacke aus!» sagte er. Sie gehorchte, und er legte ihr seine schmutzige Wattedecke um die Schultern.

Einauge brachte sie zum Bahnhof. Er hatte das Gewehr eines Postens mit der Mündung nach unten über die Schulter gehängt und sah nun fast aus wie einer der roten Matrosen von 1917 – bis auf die Häftlingsbekleidung. Die Strasse war menschenleer, nur ein paar Blatnojs schnürten herum auf der Suche nach Beute. Einer schleppte einen Sack. Grinsend kam er auf Einauge zu. «Ich brauch' noch Köpfe! Weisst du nicht, wo ich noch welche kriegen kann?» Er öffnete den Sack, und heraus rollten die Köpfe von MWD-Soldaten.

«Choroscho», sagte Einauge. «Geh ins Lager, Brüderchen, da findest du noch welche.»

Er brachte Helga zum Bahnhof, schob sie in den bereitstehenden Zug. «Hau ab, Mädchen! Ich kann nicht mehr auf dich aufpassen.» Der Zug fuhr an, und hysterisch weinend sank sie auf die hölzerne Bank. Ihr Gesicht blutete, einen Zahn hatte man ihr ausgeschlagen.

Während sie im Krankenhaus lag – Nervenzusammenbruch, leichte Gehirnerschütterung – schlug Andrej bei Major Khassim Krach. Nach ihrer Entlassung brauchte sie nicht mehr im Lager Dienst zu tun, arbeitete nur noch in Kasan.

In allen Sklavenlagern der Sowjetunion brachen in diesem Frühjahr solche Aufstände aus, meist von den Politischen geplant und mit überraschenden Erfolgen durchgeführt, nachdem die Vorherrschaft der verhassten Blatnojs gebrochen war. Anfangs verhandelte man mit den Aufständischen, hörte sich ihre Forderungen an, dann aber schlugen die zu Hilfe gerufenen Einheiten der Sowjetarmee zu, und die Freiheitsrufe verstummten im Feuer der Maschinengewehre.

Am mächtigsten und verhasstesten war in Russland immer die Geheimpolizei. Unter dem Zaren hiess sie Ochrana, unter Lenin nannte sie sich Wetscheka, GPU, OGPU, unter Stalin NKWD, MWD, NKGB, MGB, nach seinem Tode wieder MWD und dann schliesslich KGB. Aber wie oft sie auch ihren Namen wechselte, Furcht und Hass blieben im Volke gleich. Die neue Regierung musste dem Volk zeigen, dass sie auf seiner Seite stand und dass sie Unrecht und Terror verabscheute. Stalin ruhte, nunmehr einbalsamiert, neben Lenin in dem geheiligten Marmorklotz vor der Kremllmauer. An ihn wagte sich im Jahre 1953 noch niemand heran. Man musste die Schuld an den Strömen von Blut, an der Versklavung und Folterung von Millionen unschuldiger Menschen einem anderen in die Schuhe schieben. Wer war dafür besser geeignet als seine langjährige rechte Hand, nun wieder Innenminister und Chef sämtlicher Sicherheitsorgane – Berija, der zudem in Verdacht stand, nach der Alleinherrschaft zu streben?

Mitte Juni 1953, gerade als sie ihr Zwischenexamen bei der juristischen Fakultät des Ferninstituts in Kasan bestanden hatte, wurde die Genossin Puschkowa zur Berichterstattung nach Moskau befohlen. Anzug: Zivil. Der Befehl kam nicht von der Abteilung Sudoplatow, sondern von der Abteilung 7 der Kontrraswedka – der Spionageabwehr.

Am Bahnhof stand Mischa, nicht mit dem breiten Lächeln, das sie sonst an ihm gewohnt war, sondern mit ernstem dienstlichem Gesicht. «Was tust du hier?» fragte sie. «Ich denke, du bist in Berlin?»

«Da komme ich gerade her. Lenotschka, es sieht böse aus. In der DDR herrscht absolutes Durcheinander.»

«In der DDR? Wieso? In der Zeitung steht, dass ein paar von den Amerikanern bezahlte Halbstarke ein bisschen Unfug getrieben haben.»

«In den Zeitungen steht viel. Papier ist geduldig. Es handelt sich um einen regelrechten Aufstand, und wir wissen noch nicht, wohin er führen wird. Wenn die Amerikaner eingreifen, gibt es Krieg.»

«Und was sollen wir dabei tun?»

«Nichts. Auch bei uns sieht es schlimm aus. Sudoplatow zittert. Die ganze 1. Abteilung rechnet damit, dass sie liquidiert wird wegen der Schweinereien, die sie unter Stalin angestellt hat.»

Auch sie fing sofort zu zittern an.

«Du», sagte er, «gehörst nicht mehr zur Abteilung Sudoplatow. Du wirst seit zwei Monaten bei der Kontraswedka geführt, dafür habe ich gesorgt. Du musst nur noch dein Schlussexamen machen, dann arbeitest du bei uns. Ich habe auch dafür gesorgt, dass du nach Moskau kamst, es ist wichtig für dich und deine Zukunft.»

Sie verstand noch nicht ganz, was er meinte, er gab auch keine weiteren Erklärungen ab. Sie bestiegen seinen Dienstwagen; aber er fuhr aus der Stadt heraus in eines der Gästehäuser des Staatssicherheitsdienstes. Sie meldeten sich bei General Nikolisko.

Der Besprechungsraum war voller Offiziere. Ausser Oberst Schatalow und Oberstleutnant Owtschinnikow kannte sie niemanden. Man setzte sich um den langen grünen Konferenztisch. Der General öffnete seine Dienstmappe und überreichte jedem einen Umschlag mit dem roten Aufdruck «Streng geheim». «Bitte lesen Sie, Genossen!»

Helga öffnete den Umschlag und las. Der erste Satz lautete: «Der Bürger Lawrenti j Berija ist aller seiner Ämter enthoben...» Er sei, so hiess es weiter in dem Schreiben, verantwortlich für den Terror während der letzten Jahre unter Stalin, er habe mit dem britischen Geheimdienst zusammengearbeitet mit dem Ziel, eine kapitalistische Staatsordnung zu errichten. Er sei zum Volksfeind erklärt und werde vor ein Militärgericht gestellt werden. Alle, die an seinen Verbrechen beteiligt seien, würden ebenfalls zur Rechenschaft gezogen.

Die Offiziere sahen den General an, die meisten von ihnen mit bleichen Gesichtern. Der General sagte: «Der Bürger Berija ist heute mittag verhaftet worden und befindet sich in einem Militärgefängnis.»

Berijas Sohn Semjon, der «Donkosak» jenes denkwürdigen Neujahrsfestes im Kreml, wurde am selben Tage in seiner Moskauer Stadtwohnung verhaftet. Zusammen mit seiner Frau verschwand er aus der Hauptstadt, und Helga hörte nie wieder von ihm.

Die Säuberung ging weiter, nicht brutal und blindwütig wie zu Stalins Zeiten, sondern vorsichtig und offenbar überlegt. In den Reihen des Staatssicherheitsdienstes herrschte Unsicherheit und Angst. Mischa sagte: «Väterchen Abakumow kann froh sein, dass er früh genug krank geworden ist.»

«Ich wollte, ich wäre auch krank», sagte Helga. «Hast du keine Angst, Mischa?»

Er lächelte sorglos. «Warum glaubst du, bin ich von Sudoplatow weggegangen? Ich gehöre zu denen, die verhaften, nicht zu denen, die verhaftet werden. Die Kontraswedka hat nichts zu fürchten.»

Sie musste seine Umsicht bewundern. «Und Sudoplatow?»

«Keine Ahnung», sagte er. «Jedenfalls brauchst du dir nicht die geringsten Sorgen zu machen, du gehörs ja auch zu uns.»

Sie machte sich dennoch Sorgen. Die Erinnerung an das Lager, an die Zellen der Lubjanka und der Butirka standen sehr schnell wieder auf; und als sie nach Kasan zurückkam, wurde sie wirklich krank, so wie sie sich's in Moskau gewünscht hatte. Nervöse Erschöpfungszustände, schrieb der Arzt auf das Attest. Eine längere Erholung sei dringend erforderlich.

Andrej nahm seinen Jahresurlaub, und sie fuhren mit Alik nach Mastara in den geliebten Kaukasus. Da ist man weit von Moskau, und man hört und sieht nichts von den unheimlichen Vorgängen in der Zentrale. Langsam erholte sie sich. Als die vier Wochen zu Ende gingen, beantragte sie eine Verlängerung von vierzehn Tagen. Als Antwort kam ein Telegramm von der 7. Abteilung: «Zwei Wochen zusätzliche Kur genehmigt. Auf Rückreise in der Zentrale melden. S priwetom – herzliche Grüße – Ihr Nikolisko.»

Das klang nicht so, als sei noch irgendetwas zu befürchten. Während der letzten zwei Wochen, die sie mit dem Jungen allein in Mastara verbrachte, wurde sie ganz gesund, und in bester Verfassung fuhr sie nach Moskau.

Mischa hingegen, der sie vom Bahnhof abholte, war nicht in bester Verfassung. Bleich war er, mager geworden, miserabel sah er aus. «Mischa, ich dachte, du seist längst wieder in Deutschland.»

Er schüttelte den Kopf. «Solange bei uns die Säuberung nicht beendet ist, bleibe ich.»

«Mischa, was ist los? Musst du vielleicht auch damit rechnen ...»

«Nein, nein, aber die ganze Zeit war hier Hochbetrieb. Und...» Er machte eine Pause, dann platzte er damit heraus: «Vorgestern ist Sudoplatow verhaftet worden. Ich war selber dabei.»

Dann versank er in Schweigen, und schweigend fuhr er sie zu seiner Mutter, die sich Aliks annehmen sollte.

«Jelena», sagte Anna Semjonowna, «sieh ihn dir an, meinen grossen Sohn! Seit sie Pawel Antonowitsch verhaftet haben, ist er überhaupt nicht mehr zu gebrauchen. Er ist zehn Jahre älter geworden.»

Ja, das war er. Am Abend erzählte er ihr von Sudoplatows Verhaftung. «Es war die Art, wie sie es getan haben, das ist es, was mich so fertigge-

macht hat. Ich war bei Nikolisko, und der General sagte zu mir: ‚Michail Petrowitsch«, sagte er, ‚Sie haben doch lange in der ersten Abteilung gearbeitet, sind Sie nicht sogar mit Sudoplatow befreundet?« – ‚Ja«, sagte ich, ‚wir kennen uns.« Du weisst ja, da ist man vorsichtig. – ‚Dann‘, sagte Nikolisko, ‚gehen Sie doch ‘rüber und bringen Sie ihm den neuen Organisationsplan des Ministeriums.« – Ich nehme den Plan und gehe ‘rüber in den Altbau. Pawel Antonowitsch sitzt hinter seinem Schreibtisch. ‚Grüss dich, Mischa«, sagt er, ‚ich hoffe, es geht dir gut.« – ‚Sehr gut, Genosse General«, sage ich und gebe ihm den Plan. Er liest ihn durch, schüttelt den Kopf, nickt, brummelt vor sich hin, dies und das wäre nicht gut, und gerade da geht die Tür auf, und herein tritt General Nikolisko mit Owtschinnikow – der ist inzwischen Oberst geworden – und noch zweien von der Kontraswedka. Owtschinnikow hat einen grossen versiegelten Umschlag in der Hand. ‚Genosse General«, sagt er zu Pawel Antonowitsch, ‚ein Brief für Sie, persönlich zu überbringen!« Pawel Antonowitsch steht auf, um den Brief entgegenzunehmen, und da sind plötzlich die beiden anderen hinter ihm, reissen ihm die Arme auf den Rücken mit diesem Griff, du kennst ihn ja, und die Handschellen klicken. Nikolisko schreit: ‚General Sudoplatow, Sie sind verhaftet!« Pawel Antonowitsch wird weiss wie die Wand. ‚’raus mit ihm!« schreit Nikolisko. Da führen ihn die beiden ab wie einen Taschendieb, mit Püffen und Stössen und Schlägen. Pawel Antonowitsch sieht mich an, ich kann diesen Blick nicht vergessen, und sagt: ‚Mischa, alter Freund, deck mein Gesicht zu; es müssen nicht alle sehen, dass ich es bin, der so behandelt wird.« Da riss ich die rote Decke vom Tisch und warf sie über seinen Kopf. Und so führten sie ihn den Gang hinunter in den Fahrstuhl, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen.»

«Mischa», sagte Helga, «warum hat Nikolisko dich vorgeschickt?»»

«Weil er wusste, wie gut ich Sudoplatow kannte, um ihn in Sicherheit zu wiegen und eine Schiesserei zu vermeiden.» Mischa legte die grossen Hände vors Gesicht und weinte.

«Weisst du, was er mir damals vorgesungen hat, als ich unter Arrest stand? Ich verhaftete dich, und du verhaftest mich, dann verhaftete ich dich, und dann wieder du mich ...»

«Ja, ich kenne das», sagte Mischa gepeinigt. «Aber dass ausgerechnet ich dabeisein musste! Mein Gott, mein Gott, ich wollte, ich wäre in Deutschland, dann hätte ich damit nichts zu tun.»

Ich auch, dachte sie.

Später sagte er: «Lenotschka, ich muss dir etwas gestehen. Ich habe bei

Nikolisko beantragt, dass du nach deinem Examen auf die Akademie kommst und für Deutschland geschult wirst. Er ist begeistert von der Idee. Du kannst also in einem Jahr mit einem Kommando in der DDR rechnen. Was sagst du dazu?»

Nach Deutschland, dachte sie, lieber heute als morgen. Sie sagte: «Du weisst, dass ich nicht ohne Alik gehe.»

«Du wirst ihn mitnehmen dürfen.»

«Und nicht ohne Andrej.»

«Das», sagte er schnell, «ist eine Frage, die dein Mann selber klären müsste.»

Sie fuhr zurück nach Kasan, bereitete sich auf das Schlussexamen vor. Der Deutschlandplan hatte sich bei ihr festgehakt. Vorsichtig sprach sie mit Andrej darüber. «Wenn sie mich hinschicken», sagte sie, «kann ich nichts dagegen machen.» Das sah er ein. «Alik darf ich mitnehmen», sagte sie, «und dann hat Mischa gemeint, du müsstest dich selber um ein Kommando in Deutschland kümmern. Nun stell dir vor – wäre das nicht wundervoll?»

Auch er fand es wundervoll. Er sagte, er werde mit Warenzow sprechen, wenn er das nächste Mal in Moskau sei, und nach und nach begann er davon zu schwärmen, wie sie in Deutschland leben würden.

Im November kam ein Brief von Mischa. Er schrieb: «Ich gehe nun endlich zurück nach Deutschland. Abakumow ist verhaftet worden und eine Anzahl seiner ehemaligen Mitarbeiter. Auch Browermann ist dabei. Mir scheint, damit hat die Neuorganisation, wie wir es nennen, nun ein Ende, Gott sei Dank! Meine neue Dienststelle befindet sich in Potsdam. Ich werde Deine Mutter besuchen, wenn Du es erlaubst. Grüss Deinen Mann und sag ihm, dass unser Streit damals in Eurer Datscha mir sehr leid tut...»

Absender: Michail Petrowitsch Tschemischow, Brigadegeneral.

«Also General ist er geworden», sagte Andrej. «Dabei war er vor eineinhalb Jahren noch Oberstleutnant. Er scheint sich bei der Säuberung ja sehr bewährt zu haben. Wer ist denn Browermann?»

«Browermann», sagte sie, «war der Untersuchungsrichter, der mich damals in Baku und dann in der Lubjanka wochenlang verhört hat.»

«War er ein Schwein?»

Sie sagte: «Ich weiss nicht. Geschlagen hat er mich nie.»

«Meiner war ein Schwein», sagte Andrej.

«Damals lebte Stalin noch. Heute ist das sicher ganz anders geworden.»

«Hoffen wir's», sagte er.

Im Dezember berichteten die Zeitungen, dass Berija und seine Komplizen von einem Militärgericht zum Tode verurteilt und kurz darauf erschossen worden seien. Stalin aber, dessen Hauptkomplize Berija gewesen war, ruhte noch immer, vom Volk wie ein Heiliger verehrt, im gläsernen Sarg neben Lenin.

Zu Weihnachten kam ein Brief von Mischa aus Potsdam. Er schrieb: «Ich habe Deine Mutter getroffen und sehe sie jetzt oft. Einen Brief von ihr lege ich bei. Also das ist eine Geschichte, die ich Dir erzählen muss. Diese Deutschen! Sie führen jeden Befehl aus wie abgerichtete Hunde. Das ist ja gut für uns; aber manchmal führen sie ihn zu gut aus. Ich liess mir zwei Leute vom deutschen Sicherheitsdienst kommen – SSD nennen sie das – und sagte ihnen, sie sollten nach Güsten fahren und Frau Wannemacher herbringen. Jawohl, Genosse General, sagten sie und schlugen die Hacken zusammen, obwohl sie in Zivil waren. Zwei Stunden später stand Deine kleine Mamascha vor mir, blass und zitternd am ganzen Leibe. Sie trug ein Kopftuch, aber keinen Mantel, obwohl es schon kalt war. Ich fragte: ‚Sind Sie Frau Wannemacher?‘ – ‚Ja, Herr General«, sagte sie. – ‚Ich soll Sie von Ihrer Tochter grüssen«, sagte ich, ‚es geht ihr gut, und nächstes Jahr wird sie selber herkommen.« Da brach sie in Tränen aus und wollte gar nicht mehr aufhören. – ‚Mütterchen«, sagte ich, ‚warum weinst du?« – ‚Ach, Herr General«, sagte sie, ‚ich dachte, ich sollte erschossen werden.« – Ja, und warum dachte sie das? Hör zu. Diese Tölpel vom SSD haben sie regelrecht verhaftet.

Nicht mal ihren Mantel durfte sie anziehen. Und als sie fragte, wohin man sie denn bringen wolle, haben sie sie angebrüllt wie eine Verbrecherin: Das werde sie schon sehen. Während der ganzen Fahrt nach Potsdam hat sie Todesängste ausgestanden, und diese beiden Dummköpfe haben ihr nicht gesagt, was man von ihr wollte. Nein, diese Deutschen, man muss ihnen ganz genaue Befehle geben, damit sie in ihrem Eifer keinen Schaden anrichten. Ich habe Deine Mamascha dann in meinem Wagen nach Hause gebracht. Da haben die Leute in Güsten geguckt, denn nicht alle Tage bringt ein Sowjetgeneral eine alte Frau nach Hause. Deine Mutter sehnt sich sehr nach Dir und dem Enkelchen. Nun, Du wirst es ja in dem Brief lesen.»

Dreizehntes Kapitel

Das Jahr 1954 brach an, das letzte Russlandjahr für Helga Wannemacher und ihren kleinen Sohn Alik. Im Mai bestand sie das Examen am Feminstitut in Kasan, und im Juni begann sie zum zweitenmal einen Lehrgang an der Dsiershinskij-Akademie in Moskau. Diesmal war sie entschlossen durchzuhalten, denn an seinem Ende winkte die Kommandierung nach Deutschland, und pflichteifrig lernte sie, was sie über Spionage und Gegen-spionage wissen musste.

Dieser Sommer in Moskau war schön. Häufig kam Andrej über ein verlängertes Wochenende und brachte Alik mit. Der Junge blieb dann für zwei oder drei Wochen bei Mischas Mutter. Auch seinen Jahresurlaub verbrachte Andrej in Moskau, und die Zeit benutzte er dazu, bei Marschall Warenzow seine Kommandierung nach Deutschland zu betreiben. Aber die Aussichten waren nicht gut. «Mein lieber Andrej Nikolajewitsch», sagte Warenzow, «in Deutschland gibt es keine Raketenstützpunkte, und ich glaube nicht, dass wir je welche errichten.»

Damit hatte Andrej nicht gerechnet. «Allein lasse ich euch nicht weg», sagte er.

«Aber Andrjuscha, willst du der Zentrale Befehle erteilen? Lass uns nach einem anderen Weg suchen. Im Übrigen: meine Kommandierung läuft nur auf sechs Monate.»

Im Oktober war der Lehrgang auf der Dsiershinskij-Akademie zu Ende. Die Genossin Puschkowa hatte bestanden. General Nikolisko bestellte sie zu sich. «Ich gratuliere Ihnen, Jelena Kirillowna. Sie haben vier Wochen Zeit, um sich auf Deutschland vorzubereiten. Sie werden dort zunächst unter General Tschemischow arbeiten. Und nun habe ich noch eine erfreuliche Mitteilung für Sie: mit Wirkung vom 1. Oktober sind Sie zum Hauptmann befördert.»

Mit dem vierten Stern auf den Schulterstücken kehrte Helga zurück nach Selenodolsk, Abschied zu nehmen von den Schwiegereltern, den Freunden und Bekannten.

Andrej hatte seine Versetzung von der Raketentruppe zur Feldartillerie beantragt, um auf diese Weise seine Kommandierung nach Deutschland erreichen zu können. Leider viel zu spät war er auf diesen Gedanken gekommen, und die Hoffnung, gleich mitfahren zu können, hatte er aufgegeben. Er begleitete Helga und den Jungen nach Moskau. Drei letzte Tage im Hotel Metropol. Dann der Abschied auf dem Bjelorussischen Bahnhof. «Es sind nur sechs Monate, Andrjuscha», sagte Helga. «Im Mai komm' ich zurück.»

Er antwortete nicht, er weinte und drückte Alik so fest an sich, dass das Kind zu schreien anfang. Owtschinnikow trat auf sie zu, mit den nagelneuen Dienstgradabzeichen eines Brigadegenerals. «Aber Genossen, was für ein Aufsehen! Und das in Uniform!»

Andrej kümmerte sich nicht um das Aufsehen, das er erregte. «Hören Sie, Genosse», sagte Owtschinnikow, «fahren Sie doch mit bis an die Grenze.»

Das liess Andrej sich nicht zweimal sagen. Ach, er wäre besser in Moskau geblieben, Abschiede soll man nicht verlängern, sie sind schmerzhaft genug. Auch der triste Bahnhof von Brest-Litowsk sah einen weinenden Sowjet-Oberst, der immer aufs Neue die Frau und den kleinen Jungen an sich drückte. «Komm wieder, Lenotschka, komm wieder», sagte er unzählige Male, als ahnte er, dass sie niemals wiederkommen würde.

Am 12. November 1954 überquerte der Fernschnellzug die neue Grenze bei Frankfurt an der Oder. Am Fenster stand Helga Wannenmacher. Vor nahezu neun Jahren war sie mit geschorenem Haar als Sträfling ohne Hoffnung in einem Viehwagen über diesen Fluss nach Osten gerollt. Nun kehrte sie zurück in einem Luxuszug für Offiziere und hohe Beamte. Sie stand am Fenster und versuchte, die Heimat wiederzuerkennen. Viel hatte sich nicht geändert: die gleiche Trostlosigkeit, die gleichen Ruinen, stumpf blickende Menschen – alles im grauen Novemberlicht. Das einzig Neue waren die Uniformen, graugrün, wie damals die der Wehrmacht, junge Gesichter unter den Schirmmützen, sowjetische Waffen – Volkspolizei.

Dann Berlin, Ost-Bahnhof. Sie nahm Alik bei der Hand. Owtschinnikow kümmerte sich um ihr Gepäck. Als erstes sah sie Mischa in seiner Generalsuniform; und neben ihm, klein und zerbrechlich, ihre Mutter. Sie kam auf Helga zu mit ausgebreiteten Armen.

Noch ein dritter war mitgekommen: Otto Cramm, der Freund der Familie aus Kriegs- und Fluchtzeiten, alt geworden auch er, grau, mager, aber noch immer die fröhlich-listigen Augen, obwohl er kein Gutsbesitzer mehr war, sondern Angestellter bei der LPG Güsten.

Sie sassen in einem Restaurant in der Nähe des Bahnhofs. Mischa hatte Sekt bestellt, der Kellner eilte beflissen. Die alte Frau, Alik auf dem Schoss, sah ihre Tochter unentwegt an. Sie zog einen Briefumschlag aus der Tasche, nahm eine Haarlocke daraus, hielt sie neben Helgas Haar. Es war die Locke, die Helga ihr vor neun Jahren aus dem Potsdamer Gefängnis geschickt hatte.

«Sie ist wirklich deine Tochter, Mamascha», sagte Mischa, «ich kann es bezeugen!» Dann ging er zum Sachlichen über. Er sagte: «Zwei Wochen hast du Heimaturlaub, Lenotschka. Da kann sich der Kleine an seine Grossmutter gewöhnen. Der Zug nach Güsten fährt um zwei Uhr. Ein Fahrzeug steht am Bahnhof, um euch abzuholen. Und in vierzehn Tagen meldest du dich bei mir in Potsdam zum Dienst. Einverstanden?»

«Jawohl, Genosse General.»

Nachmittags um vier hielt der Zug in Güsten. Der Bahnsteig war voller Menschen. Eine Musikkapelle spielte einen russischen Marsch.

«Was ist denn hier los?» fragte Helga. «Ein Feiertag?»

Herr Cramm lächelte. «Ich fürchte, mein Kind, das machen sie dir zu Ehren.»

«Das kann doch nicht wahr sein!»

Als sie ausstiegen, stand eine Gruppe von Männern und Frauen mit feierlichen Gesichtern vor ihnen. Einer trat einen Schritt vor, das Parteiabzeichen der SED im Knopfloch, einen Strauss weisser Chrysanthemen in der Hand. Die Musik brach ab. Der Mann mit dem Parteiabzeichen erhob seine Stimme, wie schon viele Männer auf deutschen Bahnhöfen ihre Stimme erhoben haben: Bürgermeister zur Kaiserzeit, Kriegsvereinsvorsitzende zur Weimarer Zeit, Kreisleiter zur Hitlerzeit, und nun der 1. Bezirkssekretär der SED: «Im Namen der Stadt Güsten und im Namen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands begrüsse ich Sie, werte Genossin Puschkowa-Wannenmacher, aufs Herzlichste in Ihrer Heimat. Wir sind stolz darauf, dass eine Bürgerin unserer Stadt und unseres ersten sozialistischen Arbeiter- und Bauemstaates eine so vorbildliche Genossin geworden ist und in der Uniform der heldenhaften Sowjetarmee zurückkehrt.»

Seine Rede rauschte an ihrem Ohr vorbei. Sie dachte: Den kenne ich doch, diese Stimme, dieses Gesicht mit der langen spitzen Nase. Und dann fiel es ihr ein: der Ortssekretär der KPD, Bolle hiess das Schwein. *November 1945, Kommandantur. Genosse Bolle bei Major Jaschtschuk. «Ich weiss, wer die geflüchteten Faschisten gewarnt hat, Genosse Kommandant. Die hier war's!» Und später, als er im Vorzimmer an ihr vorbeikam: «Dir werden wir's noch zeigen!»*

Die Rede war zu Ende. Dann der Chrysanthemenstrauß. Während Helga ihn in Empfang nahm, sah sie dem Genossen Bolle in die Augen. Du hast mir's damals gezeigt, dachte sie, zehn Jahre Sibirien. Und jetzt, mein Lieber, werde ich dir's zeigen.

Da war sie also heimgekehrt, die Helga Wannemacher, ganz Güsten redete von ihrem ungewöhnlichen Schicksal. Vor neun Jahren nach Sibirien verschickt, und nun kam sie zurück als Sowjethauptmann. Kaum zu glauben, wenn man sie nicht selber gesehen hätte.

Helga Wannemacher, die sich jetzt Puschkowa nannte, hatte rasch die Uniform mit einem Kleid vertauscht, sie sass bei ihrer Mutter – «Mamusch», sagte sie zu ihr wie damals als Kind in Deljatin – und trank unzählige Tassen Kaffee. Auch Bruder Jossi war zur Begrüssung gekommen. Er wohnt drüben in Stassfurt mit Frau und drei Kindern, Lokführer bei der Reichsbahn.

«Deinen Vater», sagte Mamusch, «haben sie verhaftet, gleich nachdem du fort warst. Und ein Jahr später ist er gestorben. Im Gefängnis.» Sie weinte ein bisschen, sie hatte genauso dicht am Wasser gebaut wie Helga. «Es war eine schlimme Zeit, kein Mensch wollte etwas mit mir zu tun haben. Immer wieder haben sie mich zum Verhör geholt, der Bolle hat dahintergesteckt, er wollte sich bei den Russen beliebt machen. Er ist ja dann auch Bezirkssekretär geworden. Erst als du die Briefe aus Moskau schriebst, da wurde es besser.»

Helga sah sich im Zimmer um. Neue Möbel, hübsche Gardinen, und alles tadellos tapeziert. «Aber die Wohnung ist schön, Mamusch.»

«Die habe ich auch noch nicht lange. Vor einem Jahr hauste ich noch oben in der Dachkammer. Da kam dein Freund Tschemischow, du weisst ja, er hat mich damals mit seinem grossen Wagen nach Hause gebracht. Er hat mich dann öfter besucht, immer in seiner Generalsuniform, da hat er sich nicht geniert. Ein feiner Mann, ein guter Mensch, wie seine eigene Mutter hat er mich behandelt. Da hättest du den Bolle sehen sollen, kommt er eines Tages zu mir, zuckersüss, und sagt: ‚Frau Wannemacher, die Partei kann es nicht länger mit ansehen, dass Sie in dieser Kammer wohnen. Wir werden Ihnen mal ein bisschen unter die Arme greifen. Sie bekommen ein Staatsdarlehen.‘ Ich brauchte mich um nichts zu kümmern, nur die Möbel musste ich aussuchen.»

«Dieser Lump», sagte Helga.

«Um Gottes willen, Kind, er ist Bezirks Sekretär, und er hat gute Beziehungen zu den Russen.»

«Ich habe noch bessere», sagte sie verächtlich.

Das erstaunlichste am Genossen Bolle war, dass er die Erinnerung an die Ereignisse vor neun Jahren offenbar aus seinem Gedächtnis gestrichen hatte. Er gab sich nicht die geringste Mühe, Helga auszuweichen, ganz im Gegenteil. Am nächsten Vormittag erschien er zusammen mit dem Bürgermeister.

Wie ein treusorgender Sohn begrüßte er Mamusch, und wie ein Bruder zur heimgekehrten Schwester sprach er zu Helga: «Genossin, die Partei und die Stadtverwaltung geben sich die Ehre, Sie zu einem Begrüssungsabend in den Ratskeller einzuladen. Die Veranstaltung steht unter dem Motto: deutsch-sowjetische Freundschaft. Auch der Kommandant hat sein Erscheinen zugesagt. Bitte, kommen Sie in Uniform.»

Kaum war er fort, hielt ein Auto vor der Tür, um sie zur Kommandantur zu bringen. Erledigung der amtlichen Formalitäten, Abstempelung des Ausweises, Zuteilung von Sonderverpflegung, das ging alles wie geölt. Der Kommandant behandelte sie mit grösster Zuvorkommenheit. «Ein Wagen mit Fahrer steht Ihnen jederzeit zur Verfügung, Genossin.» Da steckt Mischa dahinter. Brigadegeneral Michail Petrowitsch Tschernischow ist hier ein mächtiger Mann: Chef der Kontraswedka für die gesamte DDR.

Der Kommandant liess es sich nicht nehmen, die Genossin Puschkowa zu der Veranstaltung im Ratskeller selber abzuholen. Der Saal war voll, die Parteiprominenz bis zum letzten Mann versammelt. Marschmusik, Mikrofone, Lautsprecher, Pressefotografen. Genosse Bolle schob sich heran. «Sie müssen nachher das Hauptreferat halten. Thema: Das Leben im freiesten Lande der Welt.»

«Ausgeschlossen. Darauf bin ich nicht vorbereitet.»

«Macht nichts. Hier haben Sie alles.» Er drückte ihr ein paar maschinenbeschriebene Blätter in die Hand. Während der wortreichen Begrüssungsansprachen durch den Bürgermeister und den Parteisekretär überflog sie das Manuskript. Eine unerträgliche Lobhudelei auf die Sowjetunion, noch widerwärtiger als die Reden der deutschen Delegationsführer in Kasan und Moskau; keinen Satz würde sie herausbringen können, ohne rot zu werden.

«Das Wort hat nun unsere Genossin Puschkowa-Wannenmacher.»

Sie stand vor dem Mikrofon. Grosser Gott, was soll sie nun sagen? Genosse Bolle trat neben sie. «Lesen Sie doch einfach ab», zischte er. Der Anblick seines schiefen, langnasigen Gesichts, die Lächerlichkeit seines parteiamtlichen Eifers löste ihre Verkrampfung. An die Menschen dachte sie, mit denen sie drüben gelebt hatte, im Lager, im Gefängnis, an der Universität, im Kaukasus, im Ural, und sie fing an, von ihnen zu sprechen, von ihrer Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft, von ihrem Lerneifer, ihrem Bildungshunger, ihrer Liebe zur Musik und Literatur. Es wurde ein Loblied auf den russischen Menschen, kein Wort war parteibezogen, und doch, als sie

schloss mit einem Aufruf zur Freundschaft zwischen dem deutschen und dem sowjetischen Volk, erhielt sie stürmischen Beifall.

Als sie nach Hause kam, mit Blumen beladen, sass ein Volkspolizist bei Mamusch im Wohnzimmer. Höflich erhob er sich und salutierte: «Mein Name ist Nagel. Ich bin zu Ihrem persönlichen Schutz abgestellt.»

«Wer hat das veranlasst?»

«Genosse Bolle, von der Bezirksleitung.»

Genosse Bolle, zum Teufel mit ihm! Nur mit Mühe überzeugte sie den jungen Mann, dass sie sich auch ohne ihn sicher fühle. «Mein Gott, Mamusch», sagte sie, «dieser Bolle steht mir schon bis hier!»

Genosse Bolle schien davon nichts zu spüren. Nicht lange darauf erschien er wieder, um ihr die Zeitungsberichte vom Begrüssungsabend im Ratskeller zu zeigen. Überall prangte ihr Bild. «Ihre Ansprache ist durch den Rundfunk übertragen worden, Genossin. Ein grosser Erfolg für die Partei! Die Bezirksleitungen Halle, Leipzig und Meiningen haben Sie zu ähnlichen Veranstaltungen auf gefordert.»

Sie lehnte ab. Sie habe Urlaub und könne keine Propagandareisen machen. Ausserdem stehe sie im Dienste der Sowjetmacht.

Die vierzehn Tage Urlaub gingen zu Ende, und vorbei war der Glücksrausch des ersten Wiedersehens mit der Heimat: eine gewisse Ernüchterung. Sie sah plötzlich ihre Landsleute mit anderen Augen. Kein Heldenvolk, wie man es früher beim BDM gelernt hatte, nein. Und mit dem Arbeiter- und Bauemstaat war es auch nicht weit her.

Sie meldete sich in Potsdam. Mischas Zimmer mit dem obligaten grünen Konferenztisch war voller Offiziere. Kurze Begrüssung, Bekanntmachen bei den Mitarbeitern. Dann eine lange Besprechung. Das war ein neuer Mischa, ein kerniger General voll Eifer und Tatkraft, der seinen Laden in Schwung bringen wollte. Er sprach über die Korruptionerscheinungen in der DDR. «Genossen, unsere Aufgabe ist nicht nur die Gegenspionage, sie besteht auch darin, die Deutschen davon zu überzeugen, dass wir auf der Seite des werktätigen Volkes stehen und keine Übergriffe und Unterschleife der örtlichen Funktionäre dulden. Einen 17. Juni darf es nicht noch einmal geben. Genossen, die Korruption greift um sich, auch in den Stäben der Sowjettruppen. Wir werden mit eisernem Besen auskehren.»

Stolze Worte, jawohl; aber nachher, als sie allein waren, verwandelte sich der General schnell wieder in den alten Mischa. Er nahm sie in die Arme und küsste sie. «He», sagte sie, «Genosse General, wir sind im Dienst.»

Er lachte. «Also erledigen wir erst mal das Dienstliche. Du bekommst als Arbeitsbereich den Bezirk Magdeburg zugeteilt, ich denke, das ist dir am liebsten, da kannst du bei deiner Mamascha wohnen. Einverstanden?»

«Danke, Mischa.»

Er grinste. «Ich hab' dir gesagt, dass ich dich eines Tages nach Deutschland holen werde. Und jetzt bist du hier.»

«Für sechs Monate!»

«Ach, richtig. Du freust dich sicher schon auf die Rückfahrt, wie?» Er küsste sie wieder. «He», rief er, «Lenotschka, antworte!»

Sie antwortete nicht. Sie dachte an Kasan, an Selenodolsk, an die kleine Wohnung in Moskau mit dem Abhörgerät in der Wand, und in diesem Augenblick wurde ihr klar, dass sie nie wieder dahin zurückkehren wollte. Und noch etwas wurde ihr klar: sie stand zwischen Andrej und Mischa. Sie hatte immer zwischen ihnen gestanden seit ihrer Entlassung aus der Butirka. «Hauptmann Puschkowa», sagte Mischa, «jetzt werden wir zusammen essen, und dann werde ich dir deinen ersten Auftrag erklären. Ich hoffe, du wirst ihn zur vollen Zufriedenheit deiner Vorgesetzten ausführen, ich möchte nämlich ganz gern, dass du etwas länger als sechs Monate in diesem gesegneten Lande arbeitest, und ich sehe es dir an der Nasenspitze an, dass auch du es möchtest.»

Auftrag Nr. 1: Bei einem Truppenteil in Burg traten merkwürdige Vergiftungserscheinungen auf, die fast immer zum Tode führten. In der Bataillonsküche und im Militärlazarett arbeiteten deutsche Hilfskräfte. Sollten sich unter ihnen westliche Agenten befinden? Hauptmann Puschkowa wurde in die Uniform eines Assistenzarztes gesteckt und nach Burg kommandiert. Sie fühlte sich reichlich unglücklich; keine Ahnung von medizinischen Dingen. Die Symptome der Erkrankten waren immer die gleichen: Kopfschmerzen, Krämpfe des Kehlkopfes, Atemnot, qualvoller Durst, ohne schlucken zu können, und dann Herzlähmung.

Sie fuhr nach Güsten zu Kreisarzt Dr. Busse. Der war ein tüchtiger Arzt, und ausserdem gehörte er zu den Leuten, die für die Sowjetunion schwärmten, ohne dass sein Charakter darunter gelitten hätte; es gab solche sympathische Verrückte. Sie konnte ihm also vertrauen. Dr. Busse hörte sich ihre Schilderung an, dann sagte er kopfschüttelnd: «Diese Russen! So nette Leute, aber hinter allem wittern sie gleich Sabotage. Wissen Sie denn nicht, dass hier in den Wäldern die Tollwut herrscht?»

Nein, das wusste Helga nicht. Und in Burg war davon auch nichts bekannt. «Passen Sie auf», sagte Busse, «Tollwutkranke haben eine panische Abscheu vor Wasser. Halten Sie einem dieser armen Jungen ein Glas Wasser hin, und Sie werden sehen, ob ich recht habe.»

Beim nächsten Vergiftungsfall befolgte Helga den Rat des Arztes. Als der Kranke das Wasser sah, brüllte er, dass alle Schwestern zusammenliefen. Tollwut, meldete die Genossin Puschkowa nach Potsdam. Und die Untersuchungen ergaben, dass sie recht hatte.

Mischa war stolz auf ihren Erfolg. «Lenotschka, ich habe immer gewusst, dass du tüchtig bist, man muss dich nur richtig einsetzen.»

«Ja», sagte sie, «solange man nicht von mir verlangt, andere Leute umzubringen.»

«Ladno», sagte Mischa, «du bekommst von mir nur Aufträge, die du mit deinem empfindlichen Gewissen vereinbaren kannst.» Er holte aus dem Panzerschrank eine umfangreiche Akte. «Major Sawochin – Korruption Hettstedt», stand auf dem Deckel. «Die Kommandantur von Hettstedt», sagte Mischa, «scheint ein einziger Saustall zu sein. Wir haben festgestellt, dass die Offiziere kistenweise Wertgegenstände nach Hause schicken, Pelze, Silber- und Goldsachen, Ölgemälde, Porzellan. Der Wirtschaftsoffizier, Major Sawochin, hat sogar einen ganzen Eisenbahnwaggon mit auf Urlaub genommen.»

«Warum verhaftet ihr die Brüder nicht einfach?»

«Wir können nicht die ganze Kommandantur verhaften. Sawochin ist abgelöst, wir haben ihn vernommen, aber es war nichts aus ihm herauszukriegen. Wir müssen Beweise finden.»

«Und wie denkst du dir das?»

«Sehr einfach. Hauptmann Puschkowa wird an Stelle von Sawochin als Wirtschaftsoffizier und Dolmetscher zur Kommandantur Hettstedt versetzt. Sie wird – auch ausserdienstlich – möglichst viele Verbindungen anknüpfen und überall den Eindruck einer lebenslustigen Genossin erwecken, die nichts anbrennen lässt. Sie wird dabei Augen und Ohren offenhalten und mir regelmässig berichten.»

Im Februar 1955 meldete sich Hauptmann Jelena Puschkowa mit einem ordnungsgemässen Versetzungsbefehl beim Oberst Rapuchin, dem Kommandanten von Hettstedt. Netter Mann, klein, stämmig, mit listigen blauen Augen; und diese Augen verschlangen die junge Genossin, was nicht verwunderlich war, wenn man die dicke Rapuchina kannte. «Willkommen in Hettstedt», sagte Oberst Rapuchin. «Ich bin sicher, Sie werden sich hier wohl fühlen. Die Zusammenarbeit mit den deutschen Dienststellen ist ausgezeichnet.»

Rapuchin bewohnte mit seiner Frau die eine Hälfte eines Doppelhauses, das in einem grossen, gepflegten Garten lag. «Dieses Haus», erklärte er, «dient dem deutschen Staatspräsidenten Pieck als Erholungssitz. Er hat es der Sowjetarmee zur Verfügung gestellt. Wenn er hier ist, bewohnt er nur den anderen Teil, aber auch über den dürfen wir in seiner Abwesenheit verfügen.» Und der Oberst wies Hauptmann Puschkowa eine Dienstwohnung in der Staatsvilla an.

Rapuchin hatte nicht übertrieben. Hettstedt, zwanzig Kilometer von Güsten entfernt an den nordöstlichen Ausläufern des Harzes gelegen, war ein entzückendes Städtchen, und das Verhältnis zwischen sowjetischer Besatzung und deutschen Dienststellen war in der Tat vorzüglich. Besonders der Chef des SSD, Genosse Vogt, und seine hübsche Frau Lotte waren mit dem Kommandantenehepaar eng befreundet. Ferner bestand ein herzliches Einvernehmen zu den leitenden Genossen der volkseigenen Buntmetall- und Elektrogerätestrukturen. Sie führten ein fröhliches Leben miteinander, die oberen Zwanzig von Hettstedt, Deutsche und Russen. Aber sonst sah es trübe aus, selbst bei den Sowjetsoldaten; die hatten schmale Kost, harten Dienst und wenig Ausgang.

In der ersten Woche wurde im Haus des Kommandanten ein ausgelassenes Fest gefeiert, an dem als Gäste das Ehepaar Vogt und die Genossen vom Buntmetallwerk teilnahmen. Es gab reichlich zu essen und zu trinken, die Stimmung stieg schnell, und alle bemühten sich, nett zu sein zu dem neuen Wirtschaftsbeamten Puschkowa. Die Genossen vom Buntmetallwerk hatten für die Russen grosszügige Geschenke mitgebracht: Essbestecke, massiv vergoldet. Reizend, wirklich reizend. Auch Kapitän Puschkowa bekam so ein Besteck überreicht. «Nein, das kann ich nicht annehmen. Darüber müssen Sie doch abrechnen.»

«Machen Sie sich keine Sorgen, Genossin, das verbuchen wir auf das Konto ‚Ausgaben für Kulturzwecke‘.» Und lachend: «Alles für die deutsch-sowjetische Freundschaft.»

Ja, so war das Leben in Hettstedt, immer fröhlich und auf Völkerfreundschaft ausgerichtet – und Kapitän Puschkowa machte mit und schlug keine Einladung aus.

Berühmt war die Gastfreundschaft des Genossen Vogt. Er bewohnte ein Haus am Stadtrand, sehr geschmackvoll eingerichtet, echte Teppiche, echte Bilder, es fehlte an nichts. «Hier», sagte er zu Helga, «hat früher ein Nazi-bonze gewohnt. Nun gehört das Haus dem Volke.»

«Und uns», sagte Frau Lotte und lächelte. Sie trug ein Kleid aus Brüsseler Spitzen und fast soviel Schmuck wie die Rapuchina.

Kapitän Jelena Puschkowa pflegte befehlsgemäss ihre Beziehungen nach allen Seiten und hielt dabei Augen und Ohren offen, aber so leicht kam sie nicht hinter die Hettstedter Geheimnisse. Bis sie bei Durchsicht der Wirtschaftsbücher eine erste Spur entdeckte. Sie rief Mischa an, und er verabredete mit ihr am Wochenende ein Treffen in einem Lokal des benachbarten Mansfeld. Er kam in Zivil und fuhr nicht seinen Zim, sondern einen unauffälligen BMW. «Also, was ist los, Lenotschka?»

Sie berichtete von dem Aufwand des Kommandanten. «Ich habe die Wirtschaftsbücher geprüft, Mischa. Es ist genau, wie du gesagt hast, ein Saustall! Die Soldaten bekommen nur die Hälfte der zustehenden Verpflegung, der Rest wandert in die Küche der Offiziere oder wird schwarz verkauft. Dann diese Bestecke, die sie sich schenken lassen. Das ist Beweismaterial genug, um Rapuchin verhaften zu lassen.»

Mischa schwieg eine Weile. Dann sagte er plötzlich: «Der gute Rapuchin.»

«Was sagst du, der gute Rapuchin?»

«Ich habe mir seine Papiere angesehen. Im Krieg war er ein hervorragender Soldat.»

«Das ist lange her. Jetzt ist er ein Lump.»

Mischa schüttelte tadelnd den Kopf. «Seit wann bist du so streng, Lenotschka? Rapuchin stammt aus einem kleinen Nest im Bezirk Tula. Du kannst dir doch vorstellen, wie das Leben da ist, du warst doch lange genug in Selenodolsk. Und nun stell dir vor: So ein kleiner Mushik aus einem Dorf, wo es noch nicht mal elektrisches Licht gibt, dient sich in der Armee nach oben, kommt nach dem Westen, ist plötzlich Kommandant und unumschränkter Herrscher über eine deutsche Stadt, bewohnt eine Villa, von deren Luxus er sich im Leben nichts hat träumen lassen, und ist umgeben von lauter Speichelleckern. Da schnappt er einfach über, da will er alles auf einmal geniessen, und seine Alte auch, denn sie wissen beide, einmal muss er wieder zurück, vielleicht auf einen kläglichen Truppenübungsplatz. Das ist unser Problem, Lenotschka, viele sind dem Leben im Westen nicht gewachsen. Noch nicht.»

«Und deshalb willst du ihn schonen?»

«Nein», sagte Mischa, «gerade deshalb nicht. Eines Tages werden wir denselben Lebensstandard haben wie der Westen oder einen noch besseren. Und je schärfer wir jetzt durchgreifen, desto eher wird diese Zeit kommen.»

«Was werden wir also tun?»

«Vorläufig nichts», sagte Mischa. «Ich möchte wissen, wer noch dahintersteckt, auch auf Seiten der Deutschen. Wenn wir zugreifen, wollen wir das ganze Nest ausheben.» Er stand auf. «Mach weiter, Lenotschka, irgendwann werden sie an dich herantreten.»

Er sollte recht behalten. Aber zunächst wurden die Recherchen der Puschkowa unterbrochen durch die Ankündigung eines Besuchs von Staatspräsident Pieck. Jelena Puschkowa räumte für die Dauer des Staatsbesuches die Präsidentenvilla und zog in das Fremdenzimmer der Kommandantur.

Selbstverständlich war auch sie dabei, als Wilhelm Pieck in Hettstedt festlich empfangen wurde. Die Bevölkerung drängte sich auf dem Marktplatz – Musik, tönende Reden und ein Meer von Fahnen, alles wie gehabt, einst bei Kaiser Wilhelm, später bei Adolf Hitler. In einer Hinsicht unterschied sich Wilhelm Pieck freilich von seinen Vorgängern; ihn berauschte das öffentliche Getue nicht. Lächelnd wie ein guter Grossvater liess er alles über sich ergehen, winkte den Leuten zu, glaubte vielleicht sogar, dass sie glücklich seien im ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat.

Schlicht und einfach blieb er auch während des Festessens in seinem Hause, zu dem die Prominenz geladen war, und diese Prominenz gab sich plötzlich genauso schlicht und einfach. Genosse Vogt hatte einen abgewetzten dunklen Anzug an, und Frau Lotte trug nicht das Kleid aus Brüsseler Spitzen und nicht ihre Brillantringe. Oberst Rapuchin benahm sich militärisch-ehrerbietig wie der Kommandeur eines preussischen Linienregiments, während seine dicke Frau auf allen Schmuck verzichtet hatte. Der gute, schon etwas trottelige Pieck ahnte nicht, mit welchen Strolchen er zu Tisch sass.

Für die junge sowjetische Genossin, die in seinem Haus Gastrecht genoss, zeigte er freundliches Interesse. Einen Sohn habe sie? Fünf Jahre alt? Er lud sie für den nächsten Tag ein.

Helga holte Alik aus Güsten und machte einen Besuch in der Staatsvilla. Der Präsident zeigte dem Jungen das grosse Jagdzimmer, das mit ausgestopften Tierköpfen behängt war, er traktierte ihn mit Schokolade, sprach Russisch mit ihm und freute sich, dass Alik ohne Scheu antwortete.

Am anderen Tage reiste er ab, mit Fahnen- und Musikbegleitung, bezog wieder sein Schloss in Berlin-Niederschönhausen, wo er, umstellt von sozialistischen Illusionen, sein Präsidentendasein weiterlebte bis zu seinem Tode. In Hettstedt begann aufs Neue das fröhliche Treiben. Helga zog in das Piecksche Haus zurück; sie richtete sich auf einen längeren Aufenthalt

ein und holte Mamusch herüber, die sie als Wirtschaftlerin ausgab; denn in Hettstedt sollte niemand erfahren, dass die Genossin Puschkowa eine Deutsche war.

Jelena Puschkowa, Wirtschaftsoffizier und Dolmetscherin, kannte nun fast jeden Soldaten der kleinen Garnison; sie kannte die Lebensgeschichten der Offiziere und die Launen des Kommandanten. Alle waren reizend zu ihr, Rapuchin ein bisschen zu sehr, was sich nicht nur im Hinblick auf die eifersüchtige Obristin als lästig erwies; mit den Vogts verband sie sogar eine Art Freundschaft, die von Frau Lotte heftig gefördert wurde. Frau Lotte pflegte Freundschaften nur mit Leuten, von denen sie sich etwas versprach, das ist eine bedauerliche, aber weitverbreitete Einstellung beim deutschen Menschen; in diesem Falle sollte sie dem SSD-Chef von Hettstedt Kopf und Kragen kosten.

Eines Abends nämlich, als Helga bei ihnen zu Gast war, hielt Frau Lotte offenbar den Zeitpunkt für gekommen, alle falsche Scham beiseite zu lassen. Sie war am Nachmittag mit ihrem Töchterchen bei Dr. Keller, dem Chefarzt des Krankenhauses, in der Privatsprechstunde gewesen und erzählte von der Kellerschen Einrichtung, von den Bildern, den Teppichen, dem Silber und Porzellan. «Luxus auf Schritt und Tritt*, sagte sie. «Und weisst du», fragte sie ihren Mann, «dass die Frau einen richtigen Nerz hat?» Nein, das wusste er nicht. «Sie trägt ihn nur nicht», sagte Frau Lotte, «sie geniert sich vor den Leuten. Ich würde mich da ja nicht genieren. In der Sowjetunion trägt man schliesslich auch Nerz, nicht wahr, Jelena?»

Das musste Helga bestätigen.

Nachher wurde die Stimmung sehr ausgelassen, wie gewöhnlich. Da sagte Frau Lotte zu ihrem Mann: «Sag mal, Hänschen, ist der Keller nicht Nazi gewesen?»

Vogt sah sie belustigt an. «Nein, das wüsste ich bestimmt.»

Da setzte sich Frau Lotte in einer Aufwallung von Frohsinn und Zärtlichkeit plötzlich auf seinen Schoss. «Meinst du nicht, mein Schatz, dass man ihm trotzdem was anhängen könnte?»

«Hm – hm...» räusperte sich der Genosse Vogt, indem er einen Blick auf Helga warf, «ich weiss nicht, was du meinst.»

Frau Lotte, in bester Sektlaune, lachte silberhell. «Aber Hänschen, Jelena Kirillowna ist doch unsere Freundin!» Sie sprang auf und liess sich neben Helga auf der Couch nieder. «Jelena, du hast doch meinen Schmuck so oft bewundert. Was würdest du sagen, wenn du so etwas Hübsches ganz umsonst kriegtest. Und nicht nur Schmuck ...»

Helga konnte später nicht umhin, sich selber zu loben für ihr schnelles

Schalten. «Wo ich was abkriege», antwortete sie lächelnd, «bin ich immer mit von der Partie.»

Mit dieser Bemerkung hatte sie genau den richtigen Ton getroffen, nun lächelte auch der Genosse Vogt ganz gelöst. «Wenn das so ist», sagte er, «dann müssen wir schon Jelena zuliebe etwas suchen, was wir dem Keller anhängen können.»

«Das», sagte Helga so abgebrüht wie möglich, «müsst ihr mir mal näher erklären.»

«Ganz einfach», sagte Frau Lotte. «Hänschen bestellt den Mann zu sich und dreht ihn ein bisschen durch die Mangel, beispielsweise wegen einer Fehlgeburt, die nach Abtreibung aussehen könnte, oder auch politisch. Wer hat schon ein gutes Gewissen?» sagte sie und sprach gelassen ein wahres Wort aus. «Dann wird er wegen derselben Sache zum Kommandanten bestellt, der heizt ihm auch noch mal ein. Der Mann muss das Gefühl haben, dass er jeden Augenblick verhaftet werden kann, und wenn er normal reagiert, ist er keine vierundzwanzig Stunden später auf und davon.»

«Und was habt ihr davon?» fragte Helga. «Wenn er weg ist, kann er doch nichts mehr bezahlen.»

«Braucht er auch nicht», grinste Genosse Vogt. «Er hat ja alles hiergelassen.»

«Aha», sagte Helga und sah auf die Vogtschen Teppiche, auf das Porzellan und die Bilder an den Wänden. «Ist wohl nicht das erstemal, dass ihr das macht?»

«Nein», strahlte Frau Lotte. «Nur über den Nerz», sagte sie zu ihrem Mann, «sollten wir uns einigen.»

«Darauf», antwortete er liebenswürdig, «hat natürlich Jelena den ersten Anspruch.»

Helga liess diese Frage offen. «Also da bin ich aber sehr gespannt», sagte sie, «wie ihr den Dr. Keller 'reinlegt.»

Keine Woche verging, da rief Frau Lotte spät abends bei ihr an.

«Dr. Keller ist mit seiner Frau in den Westen gegangen.»

Eine Stunde später meldete sich Rapuchin. «Ich brauche Sie, Jelena Kirillovna, für eine Hausdurchsuchung bei einem Republikflüchtigen.» Sie tat verwundert. Ob das denn die Aufgabe der sowjetischen Kommandantur sei? Rapuchin zögerte eine Sekunde. Dann sagte er: «Genossin, Sie werden die nächtliche Störung nicht bereuen. Seien Sie in zehn Minuten unten am Wagen.»

Als sie hinkamen, wurden sie schon vom Genossen Vogt mit Frau und zwei Beamten des SSD in der Halle des Kellerschen Hauses erwartet. Frau

Lotte nahm Helga beiseite. «Den Nerz kann ich nicht finden. Wahrscheinlich hat sie ihn mitgenommen.»

Das hätte ich auch getan, dachte Helga.

«Komm», sagte Frau Lotte. Sie schien das Haus genau zu kennen. Zielstrecker strebte sie auf das Schlafzimmer zu und öffnete die eingebauten Schränke. Dann holte sie den mitgebrachten Koffer und begann mit der Auswahl.

Morgens um fünf war die Aktion beendet. Koffer und Kisten wurden auf die wartenden Wagen verladen. Dr. Kellers Haus wurde amtlich versiegelt; es war nunmehr Staatseigentum.

Um sechs rief Kapitän Puschkowa bei der Kontraswedka in Potsdam an und erstattete Bericht. Um zehn traf Mischa mit drei Offizieren in Hettstedt ein. Diesmal kam er in seinem grossen Zim und in Uniform. Um elf bezog Oberst Rapuchin mit zwei Angehörigen seines Stabes die Arrestzellen der Kommandantur. Um zwölf sass Genosse Vogt im Stadtgefängnis hinter Schloss und Riegel. Um eins war die Beute beschlagnahmt. Die Arbeit war getan.

Als Helga, reichlich müde von der schlaflosen Nacht, den Garten der Pieckschen Villa betrat, stand Mamusch auf dem Balkon und gab ihr beschwörende Zeichen, die nichts anderes bedeuten konnten, als dass Gefahr im Verzuge sei. Im gleichen Augenblick sah sie auch die drei russischen Offiziersfrauen, die, angeführt von der Rapuchina und bewaffnet mit Ausklopfen und Besenstielen, vor der Haustür tobten. «Die Puschkowa soll rauskommen», schrie die Obristin.

Die Puschkowa trat eilig den Rückzug an und holte Mischa zu Hilfe. Der war in genau der richtigen Stimmung, um mit den Bürgerinnen zu verhandeln. Unter seinem Gebrüll verstummten sie augenblicklich. Innerhalb von zwölf Stunden, befahl er, hätten sie ihre Sachen zu packen, für die Rückreise in die Sowjetunion. «Aber nicht die gestohlenen», schrie er, «nur eure eigenen!»

General Tschemischow war zufrieden mit Kapitän Puschkowa. «Na», sagte er vergnügt, «lässt sich diese Tätigkeit mit deinem Gewissen vereinbaren? Nicht nur für uns hast du eine gute Tat getan, sondern auch für die Deutschen.»

Sie nickte erleichtert. «Was nun, Mischa?»

«Schlaf dich aus. Und dann bleibst du hier, bis der neue Kommandant und der neue Wirtschaftsoffizier den Kram übernommen haben. Vielleicht fängst du bis dahin noch einen von diesen Strolchen.» Das war eine Redensart, im Scherz gesagt, aber tatsächlich sollte Helga noch einen fangen.

Mamusch, höchst erschreckt über die unerklärlichen Ereignisse, fragte beim Mittagessen: «Was war denn nun eigentlich los, dass sogar der General hergekommen ist?»

Helga erzählte von den Machenschaften des Genossen Vogt. Mamusch war nicht sonderlich beeindruckt. «Das», sagte sie, «hat der Bolle bei uns in Güsten auch schon gemacht.»

Helga schoss in die Höhe. «Woher weisst du das?»

«Von seiner Frau.»

«Wie kommt seine Frau dazu, dir das zu erzählen?»

«Weil sie unglücklich ist, weil es ihr schlecht geht mit ihren drei Kindern. Er betrügt sie doch.»

«Mit wem?»

«Du», sagte Mamusch, «ich verstehe nichts von Politik und will auch nichts damit zu tun haben. Lass es dir von seiner Frau erzählen.»

Güsten lag nicht weit, und Frau Bolle brauchte zum Sprechen nicht lange überredet zu werden. Ihr Herz war übervoll. Sie weinte. «Seit Jahren hat er eine Freundin. Eine von der Vopo ...»

«Zehn Jahre jünger als er», sagte Helga.

«Zehn? Mindestens zwanzig», schluchzte Frau Bolle. Drüben in Stassfurt habe er neuerdings ein Haus, das habe sie aber noch nie von innen gesehen. Sie müsse arbeiten und wisse kaum, wie sie die Kinder durchbringen solle, er aber ziehe mit diesem Mädchen in der Gegend herum, natürlich immer auf Dienstreise.

«Frau Bolle», sagte Helga, «ich habe gehört, er hätte jemanden zur Republikflucht gezwungen.»

Ja, das sei der Dr. Stein gewesen, der habe sich geweigert, bei dem Mädchen einen Eingriff zu machen. Da habe Bolle ihn verhaften lassen. «Dann hat der Dr. Stein den Eingriff doch gemacht, und er wurde freigelassen. Aber kurze Zeit darauf ist er verschwunden. Und dabei haben wir ohnehin so wenig Ärzte.»

Die Sache mit Dr. Stein war leicht nachzuprüfen. Jelena Puschkowa stellte ihr Material zusammen und fuhr damit zu General Tschemischow. Sie reichte ihm den Hefter. «Das ist der, der mich damals ins Gefängnis gebracht hat. Und meinen Vater hat er auch auf dem Gewissen.»

Nachdem Mischa gelesen hatte, schüttelte er den Kopf. «Und ich dachte immer, die deutschen Genossen seien so korrekt.»

«Alle Menschen sind gleich, Mischa.»

Er lachte. «Gleich gut und gleich schlecht; es kommt nur auf die Erziehung an. Wie lange hast du damals gesessen?»

«Drei Tage in Magdeburg und zwei Wochen in Potsdam.»

«So lange wollen wir ihn auch erst mal sitzenlassen. Wieviel hast du damals gekriegt?»

«Zehn Jahre.»

«So viel», sagte Mischa, «ist für den mindestens drin.»

Die drei Wochen Einzelhaft hatten den Genossen Bolle windelweich gemacht, und seine Vernehmung im Dienstzimmer des Generals bereitete keine Schwierigkeiten. Mischa las ihm die Liste seiner Verstösse gegen die sozialistische Moral und gegen das Strafgesetz vor. Bolle gab alles zu, sehr eifertig. Er widerrief sein Geständnis auch nicht vor Gericht, es hätte ihm auch wenig genützt, denn Beweise und Zeugen waren reichlich vorhanden. Danach ging er den Weg, den er 1945 der achtzehnjährigen Helga Wannemacher bereitet hatte: nach Sibirien. Für zehn Jahre. Genosse Vogt und seine Komplizen waren schon dort.

Ende Mai 1955 wurde Mischas Amtssitz nach Karlshorst verlegt. Klein-Moskau nannten Deutsche und Russen das Sperrgebiet. Es war von einem drei Meter hohen Drahtzaun umgeben und wurde von deutschen Volkspolizisten und sowjetischen Soldaten bewacht. In seinen Häusern und Villen wohnten die Mitglieder aller sowjetischen Dienststellen mit ihren Familien. Klein-Moskau war ein Paradies für Privilegierte und in seinem Zuschnitt viel eleganter als die Hauptstadt an der Moskwa: Mode- und Schuhgeschäfte, Juweliers, Frisiersalons, Feinkostläden, Luxusrestaurants, Tennisplätze, Kinos, ein Schwimmbad und ein Theater. Westlich, alles westlich, bis auf die Filme und Theaterstücke.

Mitten in Klein-Moskau stand ein grosses dreistöckiges Gebäude, die sogenannte «Inspektsija», von sowjetischen Posten streng bewacht. Dieses Getto im Getto durfte nur mit Dienstaussweis betreten werden, denn es war das, was in Moskau am Dsiershinskijplatz die Lubjanka war: die Zentrale des Sicherheitsdienstes. In der Inspektsija residierte auch der Chef der 7. Abteilung, Brigadegeneral Michail Petrowitsch Tschemischow, und nicht weit von ihm hatte Kapitän Puschkowa seit Mai ihr Dienstzimmer.

Im Mai, hatte sie damals Andrej versprochen, komme sie zurück; aber davon konnte nicht mehr die Rede sein. «Glaubst du», sagte Mischa, «wir schicken eine so gute Mitarbeiterin zurück? Auf weitere zwölf Monate musst du dich schon einrichten. Und ausserdem, sei ehrlich, Lenotschka,

willst du denn wirklich zurück? Willst du Karlshorst mit Kasan vertauschen?» Sie wusste es nicht. Doch, sie wusste es! Sie wollte nicht zurück nach Kasan. Sie wohnte mit ihrer Mutter und Alik in einem wundervollen Haus mit grossem Garten, Waldowallee 45, und ein russisches Dienstmädchen hatte sie, Shenja mit Namen, nett und zuverlässig. Es fehlt ihr an nichts. Wenn nur Andrejs Briefe nicht gewesen wären und ihr schlechtes Gewissen.

Im letzten Brief hatte Andrej von seinen Träumen geschrieben. Sehr sonderbar klang das. «Ich Sorge mich um Alik, will von der Gesundheit des Sohnes hören. Im Traum sah ich ihn so: Er lag irgendwie auf dem Fussboden neben einem zerstörten Ofen, die Ziegel lagen umher, du warst nicht bei ihm. Dann plötzlich war er nicht mehr da. Ich suche, suche, dann finde ich ihn auf dem Fussboden, er wird klein – klein wie ein neugeborenes Kind. Ein Ärmchen ist ganz abgenagt. Ich schaue, von wo ich ihn aufgehoben habe, da stehen vier grosse Katzen, die haben es getan. Später träumte ich diesen Traum: Du, ich und Alik stehen an einem steilen Ufer. Unsere Füsse rutschen, fast stürzen wir, ich erinnere mich nicht mehr, wie wir weggingen. Dann sehe ich: Du arbeitest schon lange irgendwo weit weg von mir. Ich kam zu dir, um dort auch Arbeit zu finden. Wir lebten auf einer Insel. Zu dritt schliefen wir im Freien, und wieder ging Alik verloren. Haben wir ihn wirklich verloren? Schreibe mir bitte die ganze Wahrheit...»

So merkwürdige Briefe schrieb Andrej. Allein würde er wahnsinnig, schrieb er. Er habe einen neuen Antrag eingereicht, um in die DDR versetzt zu werden, und sie solle von dort aus alles tun, dass man ihn nach Deutschland reisen lasse. Sie hatte ihm geantwortet, dass es Alik gutgehe und er sich keine Sorgen zu machen brauche.

Ja, sie hatte ein schlechtes Gewissen, wenn sie an Andrej dachte, weil sie wusste, dass sie im Grunde nicht nach Kasan zurück wollte. Und weil sie wusste, dass er keine Chancen hatte, nach Berlin zu kommen. Ach, es ist manchmal sehr schwer, das Richtige zu tun.

Das KGB ist ein komplizierter Apparat, wo keiner dem anderen trauen darf; das gehört nun mal zum Wesen des Geheimdienstes. General Sudoplatow, der jetzt in irgendeinem sowjetischen Gefängnis sass, sofern er noch am Leben war, hatte damals gesungen: Ich verhafte dich, du verhaftest mich... Das Lied hatte noch heute seinen Sinn, wenn man es etwas abwandelte: Ich beschatte dich, du beschattest mich...

Eines Tages stellte Kapitän Puschkowa fest, dass ihr Schrank durchsucht worden war. Das konnte nur Shenja gewesen sein, das russische Dienstmäd-

chen, denn sonst war niemand in der Wohnung gewesen. Sie stellte Shenja zur Rede. Zuerst versuchte Shenja zu leugnen, dann gab sie es zu. «Nur aus Neugier», sagte sie.

«Und was hast du gestohlen?»

«Nichts, Genossin, nichts.»

«Das werden wir feststellen», sagte Helga und hob den Telefonhörer ab, um Mischa anzurufen.

«Einen Moment», sagte Shenja. «Ich glaube, es ist besser, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage.»

«Los», sagte Helga, «aber ein bisschen schnell bitte.»

«Ja», sagte Shenja, «wenn Sie einen Moment warten wollen.» Sie lief auf ihr Zimmer und kam gleich darauf mit einem KGB-Ausweis zurück. Helga schlug ihn auf. Leutnant Shenja Markijewa. Passbild in Uniform, Stempel, Unterschrift.

Helga brachte gerade noch ein Lächeln zustande. Sie reichte den Ausweis zurück. «Welche Abteilung?»

«Fünfte.»

«Und von wem haben Sie den Befehl, bei mir herumzuschneffeln?» «Mehr, Genosse Kapitän, darf ich Ihnen leider nicht sagen.» «Danke, Genossin Leutnant», sagte Helga. «Sie können gehen.» Auch Mischa lächelte etwas mühsam. «Fünfte Abteilung», sagte er. «Ziviler Nachrichtendienst, General Owtschinnikow. Dieser Hund. Er hat mir das Mädchen empfohlen.» Er stellte sich ans Fenster, blickte in den prallen Junitag und summt: «Ich beschatte dich, du beschattest mich, dann...»

«Hör auf, Mischa!»

Er drehte sich um, grinste: «Wir werden diese Shenja zu Owtschinnikow zurückschicken. Mit einer miserablen Beurteilung natürlich. Aber mehr können wir nicht tun. Du weisst, wie die Gesetze sind.»

«Mischa, diesen Zirkus mache ich nicht mehr mit.»

«Quatsch. Was willst du machen? In den Westen gehen?»

Da hatte er etwas gesagt, woran er später vermutlich noch oft denken würde. Sie antwortete nicht.

«He, Lenotschka», sagte er, «nimm's leicht! Du wirst eben künftig ohne Hausmädchen auskommen. Du hast schliesslich deine treue Mamascha. Und nun hör mal zu. Ich habe einen Auftrag für dich, der dir bestimmt gefallen wird.»

«Und der wäre?»

Mischa sah sie liebevoll an. «Du bist genau der richtige Typ dafür.» «Das sagt ihr jedesmal. Los, sag's endlich!»

«Du wirst zur Botschaft versetzt. Und da wirst du versuchen, Kontakte mit den Amerikanern in West-Berlin aufzunehmen. Wir brauchen drüben mehr Leute, die für uns arbeiten.»

Als der Sommer 1955 begann, war Jelena Puschkowa Mitglied der Handelsmission der sowjetischen Botschaft Unter den Linden. Sie trug die Schulterstücke eines Ingenieur-Offiziers – wie damals, als sie mit Okunin in Wien gewesen war, aber natürlich unterstand sie weiterhin der 7. Abteilung. Ihr Auftrag: Überwachung der Mitarbeiter (was sich für einen Geheimdienst-Offizier von selber versteht) und Kontaktaufnahme zu den Amerikanern.

«Das», sagte Mischa, «ist das wichtigste!» Er sagte: «Die Amerikaner werden immer aktiver. Wir haben gerade einen unserer Agenten erwischt, den sie umgedreht hatten. So etwas versuchen sie ständig bei unseren Leuten.»

«Was nicht für unsere Leute spricht», sagte Helga.

«Lenotschka, du weisst, du bist genau ihr Typ.»

«Ja, und allmählich mag ich von diesem verdammten Typ nichts mehr hören.»

Er blieb ungerührt. «Wenn du dir ein bisschen Mühe gibst, werden sie auf dich fliegen wie die Wespen auf den Honig. Du lässt dich anwerben, und dann werden wir weitersehen.»

«So, dann werden wir weitersehen. Hast du dich schon mal anwerben lassen?»

«Möchtest du, dass dich die Zentrale wieder in irgendein Kaff im Ural schickt?»

Nein, das mochte sie nicht. «Schön», sagte sie, «ich werde mir Mühe geben, wenn sich die Gelegenheit ergibt.»

Die Gelegenheit ergab sich im Juli, als Chruschtschow und Bulganin zu ihrem ersten Staatsbesuch kamen. Auf dem Marx-Engels-Platz wurde die unverbrüchliche Freundschaft zwischen der Sowjetunion und der DDR mit Pomp gefeiert, und ganz Ost-Berlin war auf den Beinen. Helga hatte ihren Platz neben Mischa in den Reihen des diplomatischen Korps und klatschte mit den anderen eifrig Beifall zu Chruschtschows farbenfroh polternder Rede. Dann sächselte Ulbrichts Fistelstimme aus den Lautsprechern, und als danach der Bär Chruschtschow den bleichen, spitzbärtigen Sachsen abküsste und ihn dabei fast erdrückte, grinnten die Russen einander zu. Das Bild wirkte komisch, und es war ein Symbol. «Tschachotoschnyj Professor» – «Schwindsuchtprofessor» nannten sie den SED-Chef. «Lasst ihn, Genos-

sen», sagte Mischa, «er ist unser bester Wachhund, wir haben ihn auf den Mann dressiert.»

Nikita Sergejewitsch war das genaue Gegenteil seines deutschen Satrapen: bäurisch ungezwungen, voller Humor und nie um einen volkstümlichen Kemspruch verlegen. Er legte Wert auf eine gute Presse, und das gab er seinem Gefolge unverblümt zu verstehen, bevor er es nach West-Berlin führte zur Kranzniederlegung am sowjetischen Ehrenmal. «Genossen», sagte er, «benehmt euch kultiviert, aber ungezwungen. Wir sind die Repräsentanten der grossen Sowjetunion und wollen bei den Westdeutschen einen guten Eindruck hinterlassen. Wenn drüben die Fotografen zu knipsen beginnen, dann haltet nicht die Arme vors Gesicht, sondern lächelt. Zeigt alle Zähne, die ihr habt, so wie's im Westen üblich ist. Am Ehrenmal können wir immer noch traurige Gesichter machen.»

Die Feierlichkeit klappte ausgezeichnet. Nikitas Kranz war der grösste, unzählige dunkelrote Rosen. Auch die Handelsmission legte einen nieder, weisse Nelken. Kapitän Puschkowa trippelte neben Oberstleutnant Fjodorow her und hielt die Bänder der Schleife. Nachher erhielt sie ein Lob von Chruschtschow. «Es freut mich, hier in Berlin so ein frisches russisches Mädchen zu sehen. Gehören Sie zur Botschaft?»

Sie stand stramm vor Aufregung. «Jawohl, Genosse Nikita Sergejewitsch. Handelsmission.»

Er drückte ihre Hand. «Ladno, dann werden wir uns heute Abend noch sehen.»

Er war in prächtiger Stimmung, auch am Abend beim grossen Empfang in der Botschaft, zu dem als Gäste die westlichen Kommandanten mit ihren Offizieren geladen waren. Für Helga aber wurde dieser Abend ein Misserfolg. Mischa hatte sie genau eingewiesen, hatte ihr gesagt, wie sie sich den Amerikanern gegenüber benehmen solle – zurückhaltend, aber durchaus bereit zu Gesprächen, ja auch zu Verabredungen. «Die kommen ganz von selbst, Lenotschka, du brauchst nichts dazu zu tun.»

Und tatsächlich dauerte es nicht lange, da schlängelte sich am Büfett einer an sie heran, ein dicker Oberstleutnant, der vor Liebenswürdigkeit schmolz und ihr die besten Bissen auf den Teller legte. Mischa entfernte sich diskret. Der Amerikaner wurde persönlicher. Ob sie schon mal drüben gewesen sei bei ihnen in West-Berlin?

Nein. Nur heute bei der Kranzniederlegung.

Aber das müsse sie unbedingt nachholen. Ob er ihr nicht mal die Sehenswürdigkeiten zeigen dürfe?

Da verlor sie schon den Mut, drückte ihm ihr Sektglas in die Hand – ob er das mal einen Augenblick halten könne – und verschwand hastig in Richtung der Waschräume, liess sich danach in der Nähe des Amerikaners nicht mehr blicken.

Mischa schüttelte traurig den Kopf.

«Tut mir leid, Mischa, aber ich hab' auf einmal Angst gekriegt. Bei der nächsten Gelegenheit wird's bestimmt klappen.»

«Bei der Leipziger Messe hast du die nächste Gelegenheit.»

Leipzig hatte ein sozusagen sozialistisches Festkleid angelegt. Viele Fahnen, viel Grün, viele westliche Wagen, aber auf die üblichen politischen Transparente hatte man verzichtet. Leipzig zur Zeit der Messe war für östliche Begriffe durchaus international, und selbstverständlich tummelten sich hier auch die Nachrichtendienste.

Jelena Puschkowa vergass gern den eigentlichen Zweck ihres Hierseins, besonders dann, wenn sie in Zivil durch das Messengelände schlenderte. Die westlichen Pavillons waren es, die sie mit magischer Gewalt anzogen, und offensichtlich war sie nicht die einzige, der es so ging. Am Rauchwarenstand einer westdeutschen Firma betrachtete eine Russin die ausgestellten Pelzmäntel mit ausdauernden Blicken. «So einen Ozelot müsste man haben», seufzte sie schliesslich.

Helga hatte dasselbe gedacht. «Nur leider viel zu teuer», sagte sie.

«Ja, das ist immer die Schwierigkeit bei all diesen schönen Dingen.» Die Frau war, wie sich herausstellte, mit einem Oberst der Leipziger Kommandantur verheiratet und kannte das Problem. Zusammen gingen sie weiter, blieben an einem Uhrenstand stehen und bewunderten mit der gleichen Inbrunst die Schweizer Präzisionsuhren. Aber leider handelte es sich um Ausstellungsstücke.

«Zu dumm», sagte Helga, «Hunderte von Uhren, und nicht eine kann man kaufen.»

Dem stimmte die Obristin aus vollem Herzen zu. Da trat ein Mann an sie heran. Ob er vielleicht behilflich sein könne? Zufällig habe er ihr Gespräch mit angehört. Er sei in der Lage, ihnen eine Schweizer Uhr zu verschaffen. Der Mann war sorgfältig gekleidet, ganz westlich, und er sprach ein ausgezeichnetes Russisch. Die beiden Frauen sahen sich mit geziemendem Zweifel an. Er stellte sich vor, murmelte einen Namen, den sie nicht verstanden. Er sei Geschäftsmann in West-Berlin. Geschäftsmann in West-Berlin? Ein Emigrant also! Die Obristin, ideologisch gefestigt offenbar, zog sich mit eisiger Miene zurück, war plötzlich in der Menschenmenge verschwunden.

Bei Helga hingegen klingelte die Alarmglocke. Emigranten, so hatte sie auf der Akademie gelernt, sind immer verdächtig.

«Oh», sagte der Mann, «habe ich Ihre Freundin beleidigt? ich kann Ihnen wirklich so eine Uhr besorgen.»

Das sei nicht ihre Freundin, antwortete Helga. Und was die Uhr betreffe, so könne sie nur in D-Mark Ost bezahlen.

«Die Bezahlung ist überhaupt nicht wichtig», sagte er. «Mir macht es Spass, mal einer Landsmännin einen Gefallen zu tun. In der Sowjetunion können Sie solche Qualitätsuhren doch nicht kriegen.»

Zum zweitenmal klingelte bei ihr die Alarmglocke, diesmal bedeutend lauter. Ein Emigrant, der einer völlig unbekanntes Sowjetbürgerin eine Schweizer Uhr anbietet, wobei die Bezahlung keine Rolle spielt? Sie tat ungeschlüssig, schüchtern. «Ich weiss nicht... ich hätte ja gern so eine Uhr für meinen Mann ...»

Er lächelte. «Ich seh's Ihnen an. Aber ich will mich Ihnen nicht aufdrängen. Wissen Sie was? Überlegen Sie sich's doch und rufen Sie mich an.» Er schrieb etwas auf einen Zettel. «Hier ist meine Telefonnummer, darunter können Sie mich während der Messe erreichen. Fragen Sie einfach nach Jurka.» Er zog den Hut. «Übrigens würde es mich freuen, mit Ihnen über die Heimat zu plaudern.»

Ob der wirklich was von ihr will? Bisschen primitiv, wie er's macht. Aber beim Nachrichtendienst ist alles möglich. Am Abend rief sie Mischa in Berlin an, berichtete von dem seltsamen Mann namens Jurka. «Idi komme», sagte Mischa. Sie assen zusammen im Ratskeller. «Du musst da natürlich anrufen», sagte er. «Das ist so eine typische Tour von denen. Da kann viel dahinterstecken.»

«Kann das nicht jemand anders machen? Mir liegt so was gar nicht.»

Diesmal schimpfte er nicht. «Hör mal zu, Lenotschka», sagte er ruhig, «du musst wissen, was du eigentlich willst. Also was willst du? Zurück nach Selenodolsk?»

«Idi weiss nicht, Mischa, ich weiss wirklich nicht...»

«Aber ich weiss es», sagte er freundlich. «Du willst nicht zurück, also musst du den anderen Weg gehn, den Weg mit mir ...»

Sie wollte widersprechen, aber er winkte ungeduldig ab. «Es gibt zwei Möglichkeiten», sagte er. «Wir können in den Westen ...»

«Mischa, ist das dein Ernst?»

«Ich hab' daran gedacht», sagte er. «Jeder von uns denkt mal daran. Aber was kommt dabei heraus? Drei Monate lang werden sie mich ausquetschen, dann schreibe ich ein Buch, in dem ich die Sowjetunion beschimpfe, genau wie dieser Krawtschenko. Davon kann ich vielleicht noch ein Jahr leben.»

Und dann ist es aus. Dann muss ich entweder für die drüben arbeiten, oder ich gehe vor die Hunde.»

Sie schwieg bedrückt.

«Aber es gibt noch einen anderen Weg, Lenotschka, einen besseren. Wenn alles klappt, gehe ich nächstes Jahr wieder auf die Akademie. Danach werden sie mich auf irgendeinen diplomatischen Auslandsposten schicken. Du lässt dich scheiden und kommst mit. Als meine Frau, was sagst du dazu?»

Was soll sie dazu sagen? Das Angebot ist traumhaft. Eine glänzende Karriere an der Seite dieses ehrgeizigen Erfolgsmenschen – Weichenstellung in eine helle, sichere Zukunft. Aber Scheidung von Andrej, der wöchentlich zwei bis drei sehnsüchtige Briefe schreibt? Und was wird aus Alik? Nein, es geht nicht!

Er sagte: «Überleg dir's, Lenotschka. Es würde auch bedeuten, dass du vom KGB loskommst, und das willst du doch so gern. Aber jetzt musst du noch für eine Weile mitmachen.» Plötzlich war er wieder der Geheimdienstmann. «Ich will wissen, wer dieser Jurka ist. Noch heute meldest du dich bei ihm an. Und gehst auf alles ein. Verstanden?»

«Was soll ich ihm sagen über mich?»

«Du bist Lehrerin in Karlshorst. Führst ein bescheidenes Leben. Interessierst dich für den Westen, machst hier und da kritische Bemerkungen über die Sowjetunion und bist scharf auf westliche Luxusartikel. Das genügt.»

Sie gehorchte, rief die Nummer an, die der Fremde ihr gegeben hatte. Vielleicht, dachte sie, ist er wirklich nur ein Geschäftsmann.

Er war es nicht. Sonst hätte er ihr nicht beim ersten Wiedersehen eine teure Armbanduhr überreicht. Ohne Bezahlung! «Sie haben ja nur Ost-Mark, damit kann ich nicht viel anfangen. Ich schenke sie Ihnen.» Und auf ihren bescheidenen Protest: «Vielleicht können Sie sich mal irgendwie revanchieren.»

«Ich könnte Ihnen ein paar russische Bücher besorgen», sagte sie. «Ich bin Lehrerin in Karlshorst.»

«Grossartig», sagte er, «wir werden uns bestimmt einig werden. Übrigens kann ich Ihnen auch einen Pelzmantel besorgen. Ich habe in Berlin einen guten Freund, der ist Kürschner. Ja, so einen Ozelot zum Beispiel, wie Sie ihn vorgestern bewundert haben.»

«Den könnte ich nie bezahlen.»

«Ich sagte Ihnen doch, Verehrteste, Sie brauchen nicht zu bezahlen, wenn Sie mir gelegentlich einen Gefallen tun.»

Sie redeten um die Sache herum und wussten doch beide, worum es ging. «Geben Sie mir Ihre Berliner Nummer», sagte er. «Ich werde Sie nächste Woche anrufen, wegen des Mantels.»

Sie gab ihm ihre Nummer. «Ich weiss gar nicht, wie Sie heissen.»

«Jurij Michajlowitsch Bazan», sagte er. «Aber nennen Sie mich einfach Jurka.»

Acht Tage später rief er in Karlshorst an, wegen des Ozelotmantels. Ob sie sich treffen könnten? – Ja. Wann und wo? – Am Freitag gastiere eine indische Tanzgruppe im Friedrichstadtpalast. Eine Karte für sie liege an der Kasse bereit.

Mischa rieb sich die Hände. «Den Vogel werde ich mir selber ansehen. Major Arlow geht auch mit.»

Der Vogel kam nicht. Helga sass zwischen einem jungen Mädchen und einem alten Mann. Keine Spur von Jurka. Mischa und Arlow, vier Reihen hinter ihr, machten enttäuschte Gesichter. Helga wartete bis zur Pause. Als sie gehen wollte, sprach das Mädchen sie leise an. «Ich soll Sie von Jurka grüssen.»

«Danke.»

«Ob Sie nicht kommen wollen, wegen des Mantels?»

«Ich weiss nicht», sagte sie zaghaft.

«Ich würde Sie abholen», sagte das Mädchen. «Passt es Ihnen nächsten Sonnabend? Sagen wir um drei am Eingang der Rennbahn Karlshorst. Es sind wirklich schöne Felle», sagte das Mädchen, lächelte und war verschwunden.

«Der Vogel ist vorsichtig», sagte Mischa nachher. «Aber wir werden ihn fangen. Also Sonnabend um drei an der Rennbahn. Arlow wird dich beschatten.»

Das Mädchen war pünktlich. Sie fuhren mit der S-Bahn zum Zoo. Der Zoo sei sehenswert, sagte das Mädchen, das sich Irmgard nannte, dort werde auch Jurka sein. Sie gingen zum Löwengehege, und da stand Jurka mit Sonnenbrille und Spazierstock, ein heiterer Müssiggänger. Es spielte sich alles ab nach den Regeln, die Helga auf der Dsiershinskij-Akademie gelernt hatte. Allgemeine Gespräche, ein vorsichtiges Abtasten, und alles wollte er über sie wissen. Dann sagte er: «Ja, dann würde ich vorschlagen, dass Sie sich die Felle ansehen und Mass nehmen lassen. Sie liegen bei einer Bekannten von mir, einer Gräfin Ostrowa, auch eine Russin, ein interessanter Mensch, vielleicht wird es Sie interessieren, sie kennenzulernen.»

«O ja», sagte Helga.

Als sie das Taxi bestiegen, sah sie Arlow auf den nächsten Wagen zuilen.

Die Gräfin Ostrowa bewohnte eine kleine Etagenwohnung in Spandau. Eine Dame um die Fünfzig, geschmackvoll angezogen, etwas altmodisch-ladylike, und so war auch ihre Wohnung – alte Möbel, kaukasische Teppiche, ein Zarenbild an der Wand, Nikolaus II. (Ob die wirklich eine Gräfin ist? Sieht so aus.)

Es gab Tee aus einem silbernen Samowar. Gepflegte Gespräche über Russland – einst und jetzt, und vorsichtige Kritik: Gewiss seien Fortschritte zu verzeichnen, aber diese Diktatur der Bolschewiken ...

Helga liess durchblicken, dass auch sie mit dem System nicht unbedingt einverstanden sei, sie als Lehrerin sei vor allem für geistige Freiheit, was von ihren Gastgebern erfreut zur Kenntnis genommen wurde. Dann brachte Jurka die Felle, schöne Stücke. Er nahm Mass, und das Gespräch wandte sich mehr der Mode zu. Ein reizender Nachmittag und echt russische Gastfreundschaft – nur was Jurka und die Gräfin eigentlich auf dem Herzen hatten, das wusste Helga nicht.

Sie erfuhr es auch nicht beim nächsten und übernächsten Treffen – kein Zweifel, dieser Jurka und die Gräfin waren vorsichtige Leute! Erst beim viertenmal, als nach zwei Anproben der Mantel fertig war, rückten sie endlich damit heraus.

Helga hatte 3'000 Ost-Mark mitgebracht, um, wie sie sagte, eine erste Anzahlung zu leisten, doch Jurka wehrte ab: «Ich sagte Ihnen doch schon in Leipzig, Jelena Kirillowna, dass es mir ein Vergnügen ist, Ihnen einen Gefallen zu tun ...»

«Ein Ozelot ist doch wohl mehr als nur ein Gefallen.»

«Nun, Sie werden sich schon irgendwie revanchieren.»

«Was kann ich für Sie tun?»

Ein Blick von Jurka zur Gräfin. «Wenn Sie uns ein paar Briefe befördern könnten! Über Feldpost. Sie wissen, die Zensur ...»

«Ja, warum nicht?»

Die Gräfin holte die Briefe aus einer Empire-Kommode. Moskauer Adressen. Deckadressen vermutlich. Helga steckte sie ein. «Und das ist alles?» fragte sie mit gekonnter Naivität.

Wieder ein Blick zwischen den beiden. Dann sagte Jurka: «Jelena Kirillowna, lassen Sie uns mit offenen Karten spielen, wir kennen ja nun Ihre politischen Anschauungen. Wir gehören zu einer Organisation, die sich die Befreiung Russlands von der Herrschaft des Kommunismus zum Ziel gesetzt hat. Wir wollen beileibe nicht einen neuen Zaren auf den Thron setzen, aber wir wollen einen freiheitlichen russischen Staat. Das sagt schon unser

Name: NTS – Nazionalno Trudowoj Sojus – Nationaler Arbeiter-Bund. Wir sind Idealisten ...»

Das kannte sie. Bojko in Paris war auch Idealist. Aber Bojko war arm wie eine Kirchenmaus gewesen, während die hier Schweizer Uhren und Ozelot-Mäntel verschenkten. Wie reimte sich das zusammen?

Diese Frage klärte sich kurz darauf. Ein neuer Besucher erschien. Dr. von Grau, Typ Gentleman. «Herr von Grau ist Amerikaner», sagte Jurka, «trotz des deutschen Namens.» Dr. von Grau, offenbar baltischer Herkunft, denn sein Russisch war vorzüglich, sprach nicht nur von Idealismus, er sprach auch von Geld, in dieser Beziehung war er ganz sicher Amerikaner. Jede Mühe sei ihren Lohn wert, sagte er und lächelte weltmännisch. Er hoffe auf eine gute Zusammenarbeit im Dienste ihrer guten Sache.

«NTS», sagte Mischa, als Helga ihm in Karlshorst Bericht erstattete, «eine faschistische Organisation, ein Haufen von Narren, Geschäftemachern, Verrätern und sogenannten Idealisten. Die gehören in Owtschinnikows Ressort.»

Helga freute sich. «Dann habe ich also nichts mehr damit zu tun?»

«Du bist nicht zu retten», sagte Mischa. «Natürlich musst du da weitermachen. Wir können doch nicht einen anderen hinschicken.»

Er rief General Owtschinnikow an. «Hör mal, Petja, wir haben hier einen hübschen Fisch für dich, Jelena Kirillowna hat ihn geangelt. Eigentlich hast du's nicht verdient, dass wir ihn dir überlassen, aber die NTS gehört ja nun mal in deine Abteilung. Jelena wird da dranbleiben, wenn du sie gut behandelst.»

Jelena blieb mit der NTS in Verbindung. Die Treffen fanden in West-Berlin statt. Immer war es das Mädchen Irmgard, das sie zu den Kontaktpersonen brachte, und immer handelte es sich um Briefsendungen, die sie befördern musste. In Karlshorst, bei der 5. Abteilung, wurden sie geöffnet, fotokopiert und dann an die Adressaten befördert. Ihr Inhalt war scheinbar harmlos, den Schlüssel fanden Owtschinnikows Leute nicht heraus.

Dennoch war der General hoch befriedigt. Sein Plan ging dahin, die NTS in Sicherheit zu wiegen, um möglichst viele ihrer Agenten in Moskau ausfindig zu machen. Dafür brauchte man Zeit und Geduld. «Eines Tages», sagte er, «werden wir sie alle hoppnehmen, die in Berlin und die in Moskau.»

Mischa verachtete die NTS, er hielt sie im Grunde für ungefährlich. Ihn interessierte viel mehr der CIA, der amerikanische Geheimdienst, und die-

ses Ziel behielt er beharrlich im Auge. Auf keiner Veranstaltung, an der amerikanische Gäste teilnahmen, durfte Jelena fehlen. «Diese Burschen», sagte er, «die uns da immer so herzlich die Hand schütteln, sind fast alle vom CIA.»

«Genau wie unsere Burschen, die ihnen so herzlich die Hand schütteln, vom KGB sind.»

Er grinste. «So ist das nun mal, mein Engel.»

«Ich finde das einfach blöd», sagte sie. «Die jagen unsere Agenten, und wir jagen ihre; sie drehen unsere Leute um und wir ihre. Wenn wir's beide bleiben liessen, würden wir viel Zeit und Geld sparen.»

«Lenotschka», sagte er kopfschüttelnd, «das ist wieder typisch Frau. Die werden es nie bleibenlassen ...»

«Du kannst es auch umgekehrt sagen: Wir werden es nie bleibenlassen ...»

«Komm, komm», sagte er, «lass mich mit deiner Logik in Ruhe. Tu deine Pflicht, dafür wirst du bezahlt.»

Sie tat ihre Pflicht, es blieb ihr nichts anderes übrig; und sie hatte endlich Erfolg an jenem Abend Ende Oktober, als das Leningrader Sinfonieorchester in West-Berlin mit einem Konzert gastierte. Mit gemischten Gefühlen ging sie hin, denn sie ging ja nicht der Musik wegen.

Selbstverständlich waren zu dieser völkerverbindenden Kulturveranstaltung in West-Berlin sämtliche Kommandanten mit Gefolge geladen. Und alle, alle kamen. Die Geheimdienste der ehemaligen Verbündeten gaben sich ein Stelldichein.

Das KGB hatte ausser der Puschkowa ein Aufgebot von acht Mann geschickt. Vier davon waren beauftragt, die Musiker zu überwachen, der Rest hatte sozusagen freie Jagd. Jelena trug ihre Ingenieurs-Uniform, massgeschneidert mit enger Taille, dazu hochhackige Pumps. Ihr Haar, das wieder erblondet war, hatte sie aufgesteckt, und es bildete einen reizvollen Gegensatz zu der Strenge der Uniform. Kein Zweifel, sie fiel auf. Als ihre Begleiter agierten Major Arlow und Oberst Schatalow, beide in schlichtem Zivil.

Der glückliche Zufall ereignete sich während der grossen Pause. Auf der Treppe stolperte sie, ihr Fuss knickte um, der Absatz brach ab. An Arlows Arm humpelte sie zum Fenster, stützte sich auf die Fensterbank. Arlow bemühte sich um den Absatz, wie kriegt man das Ding wieder dran? Zu dumm, ohne Absatz kann die Genossin Puschkowa nicht herumlaufen. Genosse Arlow eilte fort, um Hilfe zu holen. Jelena lehnte am Fenster.

Aber wer kommt denn da? Ein hochgewachsener Mann, Bürstenfrisur, 100-Dollar-Anzug, markantes CIA-Gesicht. Spricht Russisch. Ob er behilflich sein dürfte?

Jelena lächelte schüchtern, mimte die Ahnungslose. «Furchtbar nett, Genosse. Aber wie?»

«Genosse?» sagte er und war richtig geschmeichelt. «Ich bin kein Russe, sondern Amerikaner.»

«Oh», lächelte sie, «und so gutes Russisch sprechen Sie!»

Er betrachtete fachmännisch den Schuh. «Wissen Sie, was wir machen? Wir haben hier in der Nähe eine Absatz-Bar. Die neueste amerikanische Erfindung. Ich schicke einen Freund hin, und in zehn Minuten ist der Absatz wieder dran.»

«Geht das wirklich so schnell?»

«Aber selbstverständlich.» Er verschwand mit dem Schuh, war kurz darauf wieder da. «Schon unterwegs.» (Scheint ein höheres Tier zu sein, hat gleich jemanden zur Hand, den er herumschicken kann.) «In der Zwischenzeit», schlug er vor, «gehen wir am besten in den Erfrischungsraum.» Er reichte ihr den Arm, besorgte ihr einen Platz im Erfrischungsraum, brachte was zu trinken. Dann begann das übliche Gespräch, sie kannte das schon. Wunderbares Konzert, nicht? Ja, die russische Musik. Da erschien Arlow. Mit einem Blick musterte er den Bürstenhaar-Mann, lächelte liebenswürdig. «Ah, ich sehe, du hast einen Helfer gefunden. Ich werde veranlassen, dass man dir andere Schuhe holt.»

«Das ist nicht nötig», sagte der Bürsten-Mann und erzählte von der Absatz-Bar.

«Grossartig», sagte Arlow. Die beiden stellten sich vor – Mentor hiess der Bürsten-Mann, komischer Name.

«Tja», sagte Arlow, «dann will ich mal dem Kommandanten Bescheid sagen, dass du hier sitzt, sonst macht er sich Sorgen um dich.»

Mr. Mentor nahm hurtig das Gespräch wieder auf. Also von einer Absatz-Bar habe sie noch nicht gehört? Ob sie denn West-Berlin überhaupt nicht kenne? Nein? Das müsse sie unbedingt kennenlernen. Er würde es ihr gern zeigen.

Bei dem geht das aber schnell. Viel schneller als bei Jurka. Sie mimte Erschrecken. «Ich mit Ihnen nach West-Berlin? Das geht nicht. Das ist streng verboten.»

Mr. Mentor lächelte. «Streng verboten? Weil ich Amerikaner bin? Wir sind doch Verbündete.»

«Jaja, trotzdem, Mr. Mentor – Sie könnten doch ein Spion sein.»

Mr. Mentor brach in Gelächter aus. Ob er denn so aussehe?

«Ich weiss nicht. Ich habe ja noch nie einen gesehen.»

«Und», lachte er weiter, «was hätten Sie mir schon für Staatsgeheimnisse zu verraten?»

«Ach, eigentlich keine», sagte sie im Klein-Mädchen-Tonfall, «aber mein Mann ist Spezialist in der Sowjetunion, Raketenspezialist, das ist doch zum Beispiel ganz geheim.»

Mr. Mentor hörte auf zu lachen. «Raketenspezialist?» Eine Sekunde schwieg er, schluckte. Dann sagte er: «Alle Achtung, so einen bedeutenden Mann haben Sie? Aber von diesen Dingen verstehe ich nichts. Auch wenn Sie mir etwas darüber erzählten, ich würde kein Wort verstehen. Ich bin ein schlichter Arzt bei der Kommandantur.»

Du und Arzt, dachte sie, dachte: Aber angebissen hat er! Die Pause war um, der Schuh noch nicht da. «Bleiben Sie doch einfach sitzen», schlug Mr. Mentor vor. «Sie können doch nicht auf Strümpfen in den Saal zurück.»

In der Tür tauchte Arlow auf, nickte ihr zu und verschwand wieder. Nun sassen sie allein im Erfrischungsraum, und Mr. Mentor bestellte neue Getränke, Whisky mit Soda, schmeckte wie Medizin. Ein junger Mann kam herein, den absatzlosen Schuh in der Hand, ein neues Paar unterm Arm. Er sprach schnell und unverständlich mit Mr. Mentor, überreichte ihm die Schuhe und verschwand wieder.

«Die Absatz-Bar ist geschlossen», sagte Mr. Mentor, «aber mein Freund hat Ersatz auf getrieben. Probieren Sie mal.»

Das muss man den Leuten lassen, sie arbeiten schnell; die Schuhe sitzen wie angegossen. «Ich weiss gar nicht, wie ich Ihnen danken soll», sagte Jelena.

«Aber ich», erwiderte er fröhlich und begann ihr auseinanderzusetzen, wie sehr er die Russen und die Sowjetunion schätze und dass sie ihm einen grossen Gefallen tun würde, wenn sie ihm erlaubte, ihr West-Berlin zu zeigen. Er fände es überaus reizvoll, eine sowjetische Bekannte zu haben, um sie zu überzeugen, dass die Amerikaner genauso nette Menschen seien wie die Russen.

(Jetzt sind wir soweit. Mischa wird sich freuen.) Zögernd sagte sie: «Ich würde wirklich gern mal West-Berlin sehen, es soll ja so wundervolle Geschäfte geben...»

«Phantastische Geschäfte», rief er. «Sie werden staunen!» Er hatte schon ein Notizbuch in der Hand. «Wie kann ich Sie erreichen?»

«Um Gottes willen! Ich darf doch nicht mit einem Amerikaner telefonieren!»

«Auch wenn ich als Schuhmacher anrufe? Ich werde Ihnen sagen, dass der Schuh fertig ist, dagegen kann doch niemand was haben.»

Sie zierte sich noch ein wenig, dann gab sie ihm die Nummer der Handelsmission. Da strahlte Mr. Mentor und nahm den absatzlosen Schuh an sich. Sie werde es bestimmt nicht bereuen.

Mr. Mentor machte die Sache eleganter als lurka und weniger geheimnisvoll. Drei Tage später rief er bei ihr an. Der Schuh sei fertig; ein junger Mann namens Alfred werde ihn bringen. Um fünf Uhr werde Alfred am Postamt Karlshorst sein.

Alfred, blond und mager, sprach perfekt Russisch. Er sagte, er sei in der Sowjetunion geboren, aber seine Eltern seien früh ausgewandert. Nun ja, der konnte viel erzählen; aber nett war er und gut erzogen. Er sagte, nachdem er ihr den Schuh überreicht hatte, Mr. Mentor wolle ihr gern den Zoo zeigen und ob es ihr nächsten Samstag Nachmittag passe. Er, Alfred, werde sie vor einem bestimmten Geschäft in der Stalinallee abholen. Sie sagte zu.

Mischa schüttelte den Kopf, als sie ihm von der Verabredung berichtete. «Was Besseres fällt dem wohl nicht ein? Im Zoo findest du die Geheimdienste aller Nationen von Mexiko bis Peking, da ist jeder zweite Baum ein toter Briefkasten. Also dann viel Vergnügen, Lenotschka. Und denk dran: Du musst für den Westen schwärmen und schreckliche Angst vor deinen Vorgesetzten haben, das mögen die.»

«Und wenn sie mich dabehalten, Mischa?»

«Keine Angst. Erstens ist das nicht üblich, und zweitens wirst du die ganze Zeit von uns beschattet.»

Mr. Mentor erwartete sie pünktlich am Eingang des Zoos. Seine Freude, sie wiederzusehen, war ehrlich – nun, sie wusste warum und dachte an ihre Rolle. Den Zoo kannte sie von ihrem ersten Treffen mit den NTS-Leuten, aber brav ging sie mit Mr. Mentor von Käfig zu Käfig und hörte aufmerksam auf sein Geplauder über russische Literatur und das Berliner Theaterleben. Bis sie plötzlich Alik sah. Das verschlug ihr den Atem. Es war am Affenkäfig, und Alik stand, bewaffnet mit einem grossen Spielzeug-Colt, ein paar Schritte von ihr entfernt und zielte auf die Affen. Neben ihm stand Mischa mit einem Fotoapparat und knipste unverfroren Mr. Mentor und sie.

Alik richtete nun seine Pistole auf Mr. Mentor, ohne sie zu beachten. «Alik», sagte Mischa, «auf Menschen schießt man nicht. Nur im Krieg!» Alik liess gehorsam die Pistole sinken. Mischa grinste zu Helga hinüber, nahm den Jungen bei der Hand und ging weiter. Sie starrte den beiden nach,

Schreck in den Knien. Hatte Alik sie nicht erkannt? Normalerweise wäre er doch jubelnd auf sie losgestürzt.

«Was ist denn mit Ihnen los?» fragte Mr. Mentor. «Sie sind ja ganz blass. Haben Sie Angst vor Ihren eigenen Landsleuten?»

Sie nickte geistesgegenwärtig. «Sie wissen ja, es wird nicht gern gesehen, wenn wir in West-Berlin ...»

«Sie kleiner Angsthase», sagte Mr. Mentor gerührt, «Russen treffen Sie hier massenhaft, die kommen meistens herüber, um einzukaufen. Den Revolver hat der da seinem Jungen auch hier gekauft.»

Der da, dachte sie, wird nachher sein blaues Wunder erleben.

«Es ist doch auch gar nichts dabei», sagte Mr. Mentor. «Kommen Sie, jetzt machen wir eine kleine Stadtrundfahrt.»

Sie sagte, dass sie gern einen amerikanischen Film sehen würde. Das gefiel Mr. Mentor, und Helga sah den ersten Mickymaus-Film ihres Lebens in einem Aktualitätenkino am Bahnhof Zoo. Der Film machte ihr Spass, und sie bedauerte, dass Alik nicht dabei war, und nachher fiel es ihr nicht schwer, ein Loblied auf Walt Disney anzustimmen. Das freute Mr. Mentor. Er sah auf die Uhr und meinte, es sei jetzt Zeit zum Abendessen.

Sie besann sich auf Mischas Anweisungen. «Nein, nein», sagte sie, «auf keinen Fall, ich bin schon viel zu lange mit Ihnen herumgezogen.»

Es gelang ihm, sie wenigstens zu einem Schnell-Imbiss in der Clayallee zu überreden, Snackbar, superamerikanisch. Sie bewunderte alles, von der Coca-Cola-Fontäne bis zu dem gegrillten Hühnchen, das ziemlich fade schmeckte, warf auch nachher sehnsüchtige Blicke auf die Geschäfte am Kurfürstendamm. Das sah Mr. Mentor mit Befriedigung. «Was meinen Sie, Jelena Kirillowna, sollten wir so einen Ausflug nicht wiederholen? Ein Einkaufsbummel zum Beispiel?»

Sie lächelte mit gekonnter Schüchternheit. «Ach Gott, ich würde so gern, aber...»

«Nichts aber», rief er, «Sie haben doch nun gesehen, dass ich kein Buhmann bin!» Ehe sie sich verabschiedeten, zog er ein Päckchen aus der Tasche und überreichte es ihr. «Ein kleines Gastgeschenk. Zur Erinnerung an diesen hübschen Nachmittag.» Es war ein Paar goldene Ohrclipe. Boshe moj, die geben sich aber mächtig Mühe!

«Nun sagen Sie bloss nicht, Sie könnten das nicht annehmen.»

«Das wollte ich gerade sagen ...»

«Nein, nein, selbstverständlich nehmen Sie das an. Sie haben mir eine grosse Freude gemacht!»

So sprach Mr. Mentor und gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass sie sich bald wiedersehen würden zu einem «zünftigen Einkaufsbummel», wie er sich launig ausdrückte.

«Vielleicht», sagte sie, ehe sie in die S-Bahn stieg.

Zu Hause war Mischa und spielte mit Alik. Der Junge fummelte noch immer mit diesem widerwärtigen amerikanischen Colt herum. «Mama», krächte er, «beinahe hätte ich den bösen Onkel im Zoo erschossen.»

Sie küsste ihn und brachte ihn zu Mamusch. Dann kam sie zu Mischa zurück. Er hielt ihr ein frisch abgezogenes Foto hin: Mr. Mentor und sie im Zoo am Affenkäfig. «Für unsere Verbrecherkartei», grinste er.

Sie bekam kalte Hände vor Wut. «Mischa, wenn du so etwas noch einmal machst, dann kannst du was erleben, dann werde ich diesem Amerikaner sagen: Da drüben steht mein Auftraggeber, General Tschemischow von der 7. Abteilung.»

Immer noch grinsend, hob er die Hand zum Himmel. «Nie wieder. Ich schwöre es dir. Aber war das nicht ein guter Einfall? Und hat Alik sich nicht fabelhaft benommen? Das wird mal ein guter KGB-Mann.»

«Mischa», fauchte sie, «wenn ich eines weiss, dann dies: Alik wird nie im Leben etwas mit dem Sicherheitsdienst zu tun haben, eher bringe ich mich um. Und ihn. Und nun sag mir, wie du das gemacht hast, dass er nicht auf mich zulief?»

«Ganz einfach. Ich habe ihm gesagt, dass er so tun müsse, als kenne er dich nicht, sonst würde der böse Onkel dich entführen.»

«Mischa, du hast ein Gemüt wie ein T 34, du bist ein Klotz ...»

Er nahm sie in die Arme. «Komm, reg dich ab, ich werde so was nie wieder tun. Aber du, Doroguscha, hast deine Sache prima gemacht. Ist er schon mit einem Angebot 'rausgerückt?»

«Natürlich nicht. Nur ein Paar Ohrclipe hat er mir geschenkt. Und das nächste Mal werden wir einen Einkaufsbummel machen.»

Der Einkaufsbummel fand acht Tage später statt. Wieder holte Alfred sie ab und brachte sie zur Gedächtniskirche, wo Mr. Mentor sie erwartete. Der hatte einen Freund mitgebracht, der sich Smith nannte, und Helga erkannte in ihm jenen Oberstleutnant wieder, vor dem sie auf dem Chruschtschow-Empfang die Flucht ergriffen hatte.

Sie war mit einer Minikamera und einem Miniaturtonband ausgerüstet. Die Kamera befand sich im Deckel ihrer Puderdose, das Tonbandgerät war

im Schulterpolster ihrer Kostümjacke eingenäht. Das Licht war ausgezeichnet, und sie machte eine erste Aufnahme von Smith, Mentor und Alfred.

Dann ging es los, und diesmal fand sie Vergnügen an ihrer Rolle. Sie kaufte ein, flankiert von den beiden CIA-Gentlemen, kaufte alles, was man in Ost-Berlin nicht bekommen konnte: einen Elektrorasierer für Andrej, einen hellgrauen Anzugstoff, roten Samt, blauen Samt, Nylonstrümpfe, Unterwäsche, Parfum, Schuhe. Es fiel ihr nicht schwer, Entzücken zu zeigen, sie war schliesslich eine Frau. Alfred trabte hinterher und trug die Pakete. Als ihr Geld zu Ende ging, half Colonel Smith grosszügig aus. Sie könne es ihm gelegentlich zurückgeben.

«Oh, ich schäme mich so», sagte sie, «aber ich komme mir hier vor wie im Paradies.»

Die beiden Herren lächelten verständnisvoll. «Und nun», sagte Mr. Mentor, «lade ich Sie zum Essen in meine Wohnung ein. Meine Frau wird sich schrecklich freuen.»

Mr. Mentors Wohnung lag in Zehlendorf. Sie entpuppte sich als ausgewachsene Villa und erinnerte lebhaft an die Gästehäuser des Sicherheitsdienstes in Moskau oder Karlshorst.

Mrs. Mentor war eine dürre Dame, ziemlich gross, dünne Beine, grauer Rock, rote Strickjacke und eine dicke Puderschicht auf dem welken Gesicht. Sie war vermutlich genausowenig Mr. Mentors Frau wie die Genossin Dschena damals in Wien die Frau des Obersten Mirkowski und wie Helga selber in Wladiwostok Mischas Frau gewesen war.

Und noch einen Freund Mr. Mentors lernte sie hier kennen; er trug den bedeutenden Namen Washington und war ein Mann wie aus dem Katalog: 1,90 Meter gross und schön wie Gregory Peck. Auch er sprach fließend Russisch, genau wie die Dame des Hauses. Wenn man nach Mr. Mentors Freunden die Amerikaner hätte beurteilen sollen, so waren sie eine ungeheuer sprachbegabte Nation.

Man trank einen Martini, dann bat Mrs. Mentor zu Tisch. Helga setzte durch einen Fingerdruck ihr eingenähtes Tonbandgerät in Betrieb, und während sich das Gespräch zunächst um die getätigten Einkäufe drehte, versuchte sie herauszufinden, wo in diesem Raum die Abhöreranlage angebracht sein mochte. Sie liess ihre Handtasche fallen, und als sie sich bückte, rascher als der neben ihr sitzende Mr. Washington, sah sie das Mikrofon unter der Tischplatte, auffallend und ziemlich schlampig montiert. Das, dachte sie, machen unsere Leute besser.

Die Handtasche erregte das Interesse Mrs. Mentors. Sie war aus Krokolder, ein teures Stück aus Moskau, aber grob genäht und nicht zu vergleichen mit westlichen Fabrikaten ähnlicher Güte. Helga scheute sich nicht, diesen Mangel zuzugeben, ja zu beklagen. Colonel Smith tröstete sie: «Solange Sie hier in Berlin sind, stehen Ihnen ja die besten Geschäfte der Welt offen, und es wird uns ein Vergnügen sein, Sie bei Ihren Einkäufen zu beraten.»

Sie lächelte traurig. «Was nützen einem die schönen Dinge, wenn man nicht genug Geld hat.»

Da brach die Gesellschaft in freundliche Protestrufe aus, und Mr. Mentor sagte: «Das, Jelena Kirillowna, werden wir schon regeln, wie es unter Freunden selbstverständlich ist. Und ich denke, wir sind doch Freunde, nicht wahr?»

Dem stimmte sie dankbar zu, und Colonel Smith trank auf die neue Freundschaft.

«Lenotschka», sagte Mischa, nachdem er ihr Tonband abgehört hatte, «wenn du so weitermachst, bist du in einem halben Jahr Major. Nach meinen Erfahrungen sind die jetzt so weit, dass sie mit einem handfesten Angebot kommen. Habt ihr euch schon verabredet?»

«Ja, wir sehen uns einen neuen amerikanischen Film an. Anschliessend werden wir in ihrem Haus in Zehlendorf zu Abend essen.»

Mischa rieb sich die Hände. «Weiter so», sagte er, «nur weiter so.»

Es war Colonel Smith, der mit dem handfesten Angebot kam. Er machte wenig Umschweife, schien seiner Sache ziemlich sicher – und recht hatte er, schliesslich hatte Jelena Puschkowa ein Paar kostbare Ohrringe und Waren im Wert von einigen hundert Dollars als Geschenk genommen; zudem hatte sie ihre Kritik an der Sowjetunion und ihre Bewunderung für den Westen deutlich zum Ausdruck gebracht.

Der Colonel schenkte ihr diesmal eine Flasche französisches Parfum, Mitsouko, 120 DM West. «Mr. Smith», sagte sie, «es ist reizend von Ihnen, aber Sie wissen, dass ich das nicht bezahlen kann. Ich schulde Ihnen ohnehin eine Menge Geld.»

Der Colonel sah sie offen an. «Sie können das gern annehmen, Jelena Kirillowna, auch das Geld brauchen Sie mir nicht zurückzugeben. Vielleicht können Sie mir auch mal einen Gefallen tun.»

«Was könnte ich schon für Sie tun?»

«Ich interessiere mich», sagte er, «für militärische Bücher. Das werden Sie vielleicht nicht verstehen, aber ich bin begeisterter Soldat und im Neben-

beruf Militärhistoriker. Wenn Sie mir da etwas verschaffen könnten, wäre ich Ihnen dankbar.»

«Was meinen Sie damit?» fragte sie und kriegte nun doch ein bisschen Herzklopfen.

Smith wurde deutlicher. «Vorschriften», sagte er. «Ich wette, als Kapitän haben Sie die Möglichkeit, mir so was zu verschaffen.»

«Aber das ist verboten!»

Er lächelte. «Was ist nicht alles verboten, meine Liebe. Ich interessiere mich besonders für den Strelkowyj-Ustaw. Sie wissen, was das ist?»

Sie wusste. Es war das Verzeichnis der neuesten Waffen der Sowjetarmee. «Aber das ist streng geheim!»

Colonel Smith liess alle Rücksicht fahren. «Es wäre mir dreitausend Dollar wert.»

«Dreitausend Dollar?» rief sie. «Mein Gott, dafür kann man sich...»

«... fast alles kaufen, was man sich wünscht», lächelte Smith. «Sie brauchen mir das Ding nur für eine halbe Stunde zu überlassen und können es dann gleich wieder mitnehmen.»

Sie steckte die Parfumflasche in ihre Handtasche und stand auf. «Ich kann es nicht versprechen», flüsterte sie. «Aber ich werde es versuchen.»

«Dreitausend Dollar», sagte Mischa, «das ist ein ganz ordentlicher Preis. Na, die haben's ja.» Er öffnete seinen Panzerschrank, nahm ein kleines rotes Buch heraus und reichte es ihr. Es war der Strelkowyj-Ustaw.

«Mischa, soll ich das wirklich 'überbringen?»

Er grinste. «Das Ding ist nicht echt. Aber sie werden nicht herausfinden, dass es nicht echt ist.»

Colonel Smith war ehrlich überrascht, als sie das Buch aus ihrer Tasche holte. Hastig blätterte er es durch. «Tatsächlich», murmelte er, verschwand im Nebenzimmer und liess sie lange warten. Erst nach einer Stunde kam er wieder und gab ihr die Vorschrift zurück. «Ich bin Ihnen wirklich ganz ausserordentlich dankbar, Jelena Kirillowna.» Dann zahlte er ihr dreitausend Dollar auf den Tisch.

Sie stopfte das Geld in ihre Handtasche. «Mr. Smith», sagte sie, indem sie ihn gross ansah, «sagen Sie mir die Wahrheit. Das ist nicht Ihr privates Interesse, Sie arbeiten für einen Geheimdienst, nicht wahr?»

Der Colonel lachte, dass die Fensterscheiben klirrten. «Doroguscha», sagte er, «das haben Sie aber schnell herausgekriegt.»

«Und wenn ich Sie jetzt verrate?»

Ein neuer Lachanfall überkam ihn. «Was, glauben Sie, würde dann passieren? Stellen Sie sich vor: Sie haben uns eine streng geheime Vorschrift gebracht. Wir haben Sie bei jedem bisherigen Treffen heimlich fotografiert, und ausserdem, Jelena Kirillowna, ist alles, was Sie hier je gesprochen haben, auf Band mitgeschnitten worden. Wenn wir diese Fotos und diese Bänder zum Beispiel an Ihren Botschafter Puschkin schickten? Mit freundlichen Grüßen?»

«Oh», sagte sie, «oh, wie gemein!»

Der Colonel klopfte ihr beruhigend auf die Schulter, und da es die war, in der sich ihr Minibandgerät befand, trat sie rasch von ihm zurück. «Wir werden natürlich nichts dergleichen tun», sagte er. «Wir werden weiter zusammenarbeiten, in aller Vorsicht, damit Ihnen nichts passieren kann. Und Sie werden noch viel Geld bei uns verdienen.»

Mischa nahm befriedigt Colonel Smiths Geld entgegen. «Ist das die Möglichkeit? Die zahlen tatsächlich in Dollars! Nein, für so blöd hatte ich sie nicht gehalten. Was sollst du denn mit Dollars anfangen? Das würde doch jedem von uns sofort auffallen. Rubel hätten sie dir geben müssen, diese Flickschuster, oder mindestens deutsches Geld!» Er schüttelte den Kopf. Dann lachte er. «Jedenfalls bist du grossartig, Lenotschka. In der Zentrale werden sie Augen machen, wenn sie unseren nächsten Bericht kriegen.»

So war sie nun eine wichtige sowjetische Agentin an der Berlin-Front geworden. Sie arbeitete im Auftrag des KGB mit zwei feindlichen Organisationen zusammen, dem konterrevolutionären NTS und dem amerikanischen CIA. Bei den einen trat sie als Lehrerin, bei den anderen als Ingenieur-Offizier auf. Nicht einfach, das immer auseinanderzuhalten und sich mit den Treffen nicht zu verheddern. Und zwei Vorgesetzte hatte sie: General Owtschinnikow von der 5. und Mischa von der 7. Abteilung, und schliesslich hatte sie noch ihren Posten als Dolmetscherin bei der Handelsmission, wo sie bei allen offiziellen Anlässen zur Stelle sein musste. Sie wechselte zwischen Ost- und West-Berlin hin und her, begleitet von CIA-Alfred oder dem NTS-Mädchen Irmgard und immer beschattet von einem Mitarbeiter, Major Arlow oder Major Kowalenko, manchmal auch von Oberst Schatalow, Mischas Stellvertreter.

Das Spiel ging an die Nerven. Mit der Minikamera, die in ihrer Puderdose eingebaut war, machte sie Aufnahmen von allen CIA- und NTS-Leuten, mit

denen sie zu tun hatte. Ihre Fotos wurden in Karlshorst in die Kartei eingeordnet, genau wie die Tobbänder, die sie jedesmal mitbrachte. Und sie wusste, drüben beim CIA machten sie es genauso. Es war wie eine Komödie der Verwechslungen, bei der nur der Autor die Wahrheit kennt, und manchmal hätte sie laut lachen mögen, wenn Colonel Smith oder Jurka ihr Ratschläge gaben, wie sie sich am besten verhalten solle.

Bis dann im Frühjahr 1956 das Mädchen Irmgard eines gewaltsamen Todes starb. Da wusste Helga plötzlich, wie alles enden würde – ganz bestimmt nicht wie eine Komödie!

Als Mischa nach Moskau zurückberufen wurde, lebte Irmgard noch. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn er geblieben wäre, der einzige Mensch in Berlin, mit dem man alles bereden, mit dem man sich streiten, dem man seine Bedenken jederzeit sagen konnte. Aber Mischa reiste ab, zur Akademie; fröhlich reiste er, denn am Ende des Lehrgangs rechnete er mit einer neuen Verwendung, wahrscheinlich im diplomatischen Dienst. «Und dann, Lenotschka», sagte er, «werden wir beide mal ganz ernsthaft über die Zukunft reden.» Auch mit ihrer Mutter hatte er schon Pläne gemacht. («Mütterchen, du kommst auch in die Sowjetunion, es wird dir bestimmt gefallen. Du darfst deine ganzen Möbel mitnehmen und alles, was du sonst noch möchtest, ich werde dafür sorgen.»)

Er reiste ab, und sie blieb allein zurück, verstrickt im Netz mehrerer Geheimdienste, von deren Brutalität sie plötzlich eine Vorstellung bekam, als sie kurz darauf bei General Owtschinnikow das nächste Treffen mit der NTS-Gruppe besprach. Owtschinnikow sagte: «Ich bin gespannt, wer Sie diesmal abholen wird.»

«Die Irmgard, wer sonst?»

«Die ist tot. Verunglückt.» Er teilte ihr das in einem Ton mit, als spräche er vom Hund des Nachbarn. Ein Auto in West-Berlin sei auf sie zugerast und habe sie überfahren. Mitten auf dem Bürgersteig.

«Woher wissen Sie das, Genosse General?»

Er zuckte mit den Schultern. «Es gehört zu unserem Beruf, möglichst viel zu wissen.» Sie fragte nicht weiter – es gehörte auch zu diesem Beruf, keine überflüssigen Fragen zu stellen. Aber sie machte sich ihre Gedanken darüber. War Irmgard im Auftrag des KGB ermordet worden?

Am selben Abend rief Jurka bei ihr an und teilte ihr in der Schlüsselsprache, die sie am Telefon benutzten, den Ort der Zusammenkunft mit. Ob sie

allein kommen könne? Das war neu. Bisher hatte Irmgard sie immer abgeholt, hatte beim Passieren der Sektorengrenze als Dolmetscherin gedient, denn offiziell konnte Jelena Puschkowa ja kein Wort Deutsch.

Sie fuhr allein. Jurka machte ihr dieselbe Mitteilung wie Owtschinnikow, und auch er sprach von Irmgard wie von einem überfahrenen Hund. Das brachte sie in Erregung. Irmgard war ein stilles, freundliches Mädchen gewesen, das man gern haben musste, und nun war sie auf so schreckliche Weise umgekommen. Ob man den Fahrer des Wagens nicht erwischt habe, fragte sie. Nein, der sei spurlos verschwunden. Ob es denn keine Zeugen gegeben habe, die sich die Nummer gemerkt hätten? Doch, aber diese Nummer sei in ganz West-Berlin nicht gemeldet. «Aber was regen Sie sich so auf, Jelena Kirillowna?» sagte Jurka. «So was passiert doch in einer grossen Stadt alle Tage.»

Diese Bemerkung brachte sie noch mehr auf, doch sie schwieg, und in der Nacht begann sie zu kombinieren. Wenn die Russen das Mädchen erledigen wollten, dann brauchten sie es nur in Ost-Berlin festzunehmen. Von wem also wurde sie umgebracht? Sie begann zu frieren, als sie weiterdachte, welche Rolle sie spielte. Was, wenn der CIA oder der NTS dahinterkommen würde? Ein wildgewordener Autofahrer – und aus ist es, Lenotschka, dann wartet Alik vergeblich auf seine Mutter.

Sie wälzte sich schlaflos, wusste nicht, was sie tun sollte. Nur dass sie etwas tun musste, das war klar.

Sie war nun seit sechs Jahren beim Staatssicherheitsdienst, aber sie hatte noch immer nicht gelernt, ihre Gefühle zu verbergen, und der General Owtschinnikow merkte bald, dass die Mitarbeiterin Jelena Puschkowa sich verändert hatte. Er traf sofort Sicherheitsvorkehrungen – nach der sowjetischen Geheimdienstlogik —, und die bezogen sich auf Alik. Als die Puschkowa eines Tages den Jungen mit in die Stadt nehmen wollte, liess der Posten sie nicht passieren. Das Kind dürfe das Sperrgebiet nicht verlassen, dienstlicher Befehl !

Sie trat die Flucht nach vorn an und beschwerte sich bei Owtschinnikow; aber da kam sie schlecht an. «Genossin, das habe ich selber befohlen. Sie gelten drüben bei den NTS-Leuten als Lehrerin und als Junggesellin, Sie dürfen sich mit dem Jungen unter keinen Umständen ausserhalb Karlshorsts sehen lassen.»

«Aber meine Mutter ist kränklich», sagte sie, «ich kann ihr Alik nicht immer überlassen.»

Der Einwand kam ihm gerade recht. Dann werde er ihr ein Kindermädchen besorgen. Und ihre Mutter müsse nach Hause fahren. Als Offizier der Sicherheitsorgane dürfe sie sich nicht mit häuslichen Sorgen belasten, der Dienst gehe vor.

Wieder hielt das Kindermädchen Shenja Einzug in ihr Haus, und so stand Alik plötzlich unter strenger Bewachung.

Sie war nun wieder eine Gefangene, durch ihr Kind an Karlshorst gekettet, und diese Tatsache liess sie immer häufiger an eine Flucht denken; doch alle Überlegungen blieben an der einen Frage hängen: Wie kriege ich Alik über die Sektorengrenze?

In diesen Tagen wurde auch Oberstleutnant Korowskij von der 3. Abteilung abgelöst. Korowskij hatte natürlich bis zu seiner Abreise alle Hände voll zu tun mit den üblichen Einkäufen und dem Packen und Verladen von Kisten und Kasten. Mittendrin kam er mit einem Sack voller Dienstvorschriften zu Helga. «Jelena Kirillowna, können Sie mir helfen, diese Dinger zu vernichten?»

Obenauf lag der Strelkowj-Ustaw, die Waffenvorschrift der Sowjetarmee, neueste Ausgabe, streng geheim, und beim Anblick des kleinen roten Buches durchzuckte sie ein Gedanke, der ihr Herzklopfen verursachte. Sie lächelte. «Aber selbstverständlich, geben Sie nur her.»

Er legte das Vernichtungsprotokoll auf den Tisch, wollte es mit ihr durchgehen, aber sie schickte ihn fort. Das werde sie schon allein regeln. Und dankbar ging er.

Sie nahm die Waffenvorschrift an sich, griff dann wahllos ein paar andere heraus, plombierte den Sack und brachte ihn zum Verbrennen. Das unterschriebene Vernichtungsprotokoll schickte sie an Korowskij zurück.

Am nächsten Abend packte sie die Vorschriften in ihr Kofferchen und fuhr hinüber nach West-Berlin. Sie fuhr ohne Umwege zur CIA-Villa in Zehlendorf. Sie hatte das Gefühl, in ihrem Kofferchen eine hochbrisante Sprengladung zu tragen, und als sich die Haustür hinter ihr schloss, atmete sie auf.

Colonel Smith war höchst erstaunt über ihren plötzlichen Besuch. Sie öffnete ihr Kofferchen und kippte den Inhalt auf den Tisch. Dem Colonel fielen fast die Augen aus dem Kopf, als er die Herrlichkeiten sah. Rasch blätterte er sie durch. «Um Gottes willen!» rief er. «Und damit sind Sie ohne jede Sicherung allein über die Sektorengrenze gekommen? Wenn ein Vopo Sie kontrolliert hätte, wäre alles aus gewesen. Nicht auszudenken.» Er holte einige Mitarbeiter zusammen, die alles begutachteten und entsprechend staun-

ten. Smith trieb sie zur Eile. «Wir brauchen mindestens zwei Stunden fürs Fotografieren.»

«Ist nicht nötig», sagte Helga, «den Kram können Sie behalten.» Ungläubig sah er sie an. «Wollen Sie mir bitte erklären ...» «Jetzt nicht», sagte sie, «ich muss schnell zurück.»

Der Colonel verschwand im Nebenzimmer und kam mit einem Paket Banknoten wieder. 15'000 West-Mark. «Wenn Sie so weitermachen, sind wir bald pleite.» Er lachte aufgeregt. «Aber machen Sie nur so weiter!»

So hatte sie sich bei den Amerikanern eingekauft mit einem angemessenen Einsatz für den Fall, dass sie einmal deren Hilfe brauchen würde. Das Geld wollte sie nicht, sein Besitz war ihr viel zu gefährlich. Wenn sie's im Haus behielt, würde Shenja es in kürzester Zeit finden, die hatte ja den dienstlichen Auftrag, bei ihr herumzuschnüffeln. Auf der Rückfahrt machte sie bei der Marienkirche halt und legte das Bündel Hundertmarkscheine in den Opferstock.

Wie kriege ich bloss Alik hinüber?

In diesen späten Maitagen 1956 trieb plötzlich alles auf eine Entscheidung zu, auf eine katastrophale Entscheidung, wie es Helga schien. Oberst Schatalow, Mischas Nachfolger als Chef der 7. Abteilung, wollte rasche Erfolge nach Moskau melden, und dafür wählte er die Genossin Puschkowa mit ihren fabelhaften Kontakten zum CIA. Sein Plan ging dahin, Colonel Smith und Mr. Mentor auf Ost-Berliner Boden zu locken und sozusagen in flagranti zu verhaften. Als Lockmittel sollte der Ehemann der Puschkowa dienen, wenn auch nicht in persona. «Ihren Mann», sagte Schatalow, «werde ich selber spielen. Sie müssen den Amerikanern andeuten, dass ich bereit bin, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Aber man kann natürlich von mir als Geheimnisträger nicht erwarten, dass ich zu ihnen gehe; die müssen zu mir kommen. Und natürlich werde ich nur mit ihren Spitzenleuten verhandeln. Also sehen Sie zu, wie Sie ein Treffen zustande bringen.»

Colonel Smith war fasziniert von der Idee, einen aktiven Oberst und Raketenfachmann als Agenten zu gewinnen. Ohne Weiteres akzeptierte er den Vorschlag, ein Treffen im russischen Sektor zu arrangieren, fürs erste allerdings mit der gebotenen Vorsicht. «Wir haben drüben einen Schneider, er heisst Strelle und wohnt in der Greifswalder Strasse 67. Kommen Sie am nächsten Sonnabend um fünf Uhr dorthin. Ihr Mann soll sich bei ihm einen Anzug anmessen lassen, natürlich auf unsere Kosten.»

Das Treffen bei Schneidermeister Strelle klappte wie vorgesehen. Schatalow spielte seine Rolle als Jelenas Mann vorzüglich. Das Gespräch drehte sich nur um den Anzug, aber alle wussten, dass Streiks Gehilfe, der die Masse in ein Buch eintrug, einer von Colonel Smiths Leuten war, der insgeheim ein paar Aufnahmen von Schatalow machte und anschliessend seinem Chef berichten würde. Der Termin für die erste Anprobe wurde auf eine Woche später festgesetzt.

Zu dieser Anprobe kam es zunächst nicht, denn nun schaltete sich General Owtschinnikow ein. Anfang Juni hielt er eine Konferenz in Sachen NTS und CIA ab, bei der auch Schatalow anwesend war. Owtschinnikow sagte: «Wir glauben, Genossin Puschkowa, dass es jetzt soweit ist, mit denen da drüben aufzuräumen. Sie werden als Lehrerin am 15. Juni die üblichen Sommerferien antreten und nach Moskau fahren. Major Arlow wird Sie begleiten. Von dieser Reise werden Sie umgehend Ihre NTS-Freunde in Kenntnis setzen. Höchstwahrscheinlich wird man Ihnen Material und Aufträge mitgeben. In Moskau werden Sie Verbindung mit den Kontaktleuten aufnehmen, die wir dann verhaften werden. Sehen Sie zu, dass Sie möglichst viele Adressen bekommen.»

Sie nickte stumm. Er sah sie einen Augenblick prüfend an. «Nach dem Urlaub», fuhr er fort, «werden Sie noch einmal hierher zurückkommen. Sie werden die NTS-Leute – Jurka und Grau, möglichst auch die Gräfin – in eine Wohnung in unserem Sektor einladen unter dem Vorwand, nur dort könnten Sie ihnen das Moskauer Material übergeben. Und da werden wir sie dann hoppnehmen.»

«Und dann?» fragte sie.

«Wenn die so reagieren, wie wir uns das vorstellen», sagte Owtschinnikow, «wird es für Sie, Genossin, das letzte Unternehmen in Berlin sein. Danach können wir Sie hier nicht mehr einsetzen, ohne Sie zu gefährden. Sie werden also schon jetzt Ihren Haushalt auf lösen.»

Sie sah Schatalow an. «Und die Sache mit Colonel Smith entfällt?»

Schatalow schüttelte den mageren Schädel. «Das könnte Ihnen so passen. Wir werden sie nur etwas verschieben, weil beide Aktionen etwas synchron verlaufen müssen. Sie werden den CIA-Leuten sagen, Ihr Mann sei auf Dienstreise und käme erst am 14. zurück. Das nächste Treffen verabreden Sie für den 19. oder 20.»

«Dann bin ich fort.»

«Ja. Und das schadet nichts, im Gegenteil. Für die Aktion selber brauchen wir Sie nicht, nur fürs Einfädeln. Sagen Sie den Amerikanern, Ihr Mann

habe noch ein paar Tage in Berlin zu tun und würde erst am 22. nach Moskau fahren, um mit Ihnen seinen Urlaub zu verbringen. Sagen Sie, dass er nur mit Smith oder Mentor verhandeln wolle, möglichst mit beiden.»

Die NTS-Leute reagierten genauso, wie Owtschinnikow vorausgesagt hatte, und sie setzten Jelena Puschkowa in nicht geringe Verlegenheit. Jurka entwickelte eine fieberhafte Geschäftigkeit. Geld sollte sie mitnehmen, ein paar tausend Rubel, für die Moskauer Vertrauensleute. Und dann Flugblätter.

«Flugblätter?» fragte sie ungläubig. «Was sollen die denn in Moskau mit Flugblättern?»

«Die werden selbstverständlich verteilt. An der Universität.»

«Wissen Sie, welche Strafen darauf stehen?»

«Natürlich», strahlte Jurka. «Aber unsere Freunde in Moskau sind Idealisten, die keine Gefahr scheuen.»

Da gab sie auf. Mit Verbrechern, dachte sie, lässt sich schlecht reden, mit Narren noch schlechter. Eine ganze Kiste Flugblätter sollte sie mitnehmen im grossen Gepäck, getarnt als Porzellansendung – Bitte nicht stürzen! – und eine zweite Kiste mit wirklichem Porzellan, feinste Qualität, sollte die Tarnung vollständig machen. Beide Kisten wurden ihr von einem Ost-Berliner Geschäft zugestellt.

Dann die Amerikaner. Sie vereinbarte das Treffen zwischen Smith, Mentor und Schatalow für den 20. Juni bei Schneidermeister Strelle. Smith und Mentor waren begierig, mit Jelenas Mann persönlich zu verhandeln; aber auch für den Fall, dass aus dem Treffen nichts würde, wollte der Colonel vorgesorgt wissen. «In diesem Fall», sagte er, «könnte uns Ihr Mann schon einiges Material liefern. Es wird ihm doch möglich sein, während des Urlaubs einen Raketenstützpunkt aufzusuchen?»

«Bestimmt», sagte sie.

Er überreichte ihr eine Minox-Kamera. «Er soll alles fotografieren, was von Interesse sein kann.» Der Colonel sprach von Abschussrampen, Sprengköpfen, Triebwerken und Konstruktionsplänen. Dann erklärte er ihr den Gebrauch der Kamera. Geduldig hörte sie zu, dachte flüchtig an die Schizophrenie dieser geheimdienstlichen Gespräche und Planungen, konnte sie aber nicht mehr wie früher komisch finden. Dann steckte sie die Minox in ihre Handtasche; da lag sie nun neben der anderen, der russischen, die in ihre Puderdose eingebaut war.

«Ferner», fuhr der Colonel fort, «müssen Sie uns Nachrichten von unserem Moskauer Agenten mitbringen.» Er gab ihr einen Manschettenknopf,

Doubleé, mit einer eingravierten Lilie. «Unser Mann wird Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen. Als Erkennungszeichen wird er den dazu passenden Manschettenknopf vorzeigen. Er wird Ihnen dann eventuell weitere Aufträge geben.»

So war sie denn wohlversorgt mit Material und Aufträgen. Am 8. Juni wurde das grosse Gepäck verladen, einschliesslich der beiden NTS-Kisten. Adresse: Moskau, Serpuchowskaja Uliza 94. Dort sollte sie auf Befehl der Zentrale wohnen und mit den Kontakteuten Zusammentreffen.

Wie kriege ich bloss Alik in den Westen?

Eine letzte Besprechung in der Zehlendorfer CIA-Villa – eine letzte Besprechung in der Wohnung der Gräfin. Jurka übergab ihr die Moskauer Adressen. «Alles Studenten», sagte er, «alles Idealisten. Das Geld teilen Sie gleichmässig unter sie auf, genau wie die Flugblätter.»

Alles Idealisten, dachte sie, junge Narren also, die ihr Leben aufs Spiel setzen für eine törichte Sache. Sie hätte ihn anschreien mögen: So kann man den Kommunismus nicht bekämpfen!

Wie kriege ich bloss Alik in den Westen?

Der Tag der Abreise war trübe und regnerisch. Sie packte das Handgepäck, alles Notwendige für die Fahrt, Spielsachen für den Jungen, zwei Koffer. Ihre sämtlichen Ausweise steckte sie in die Handtasche: den Diplomatenausweis, den Sowjetpass, den KGB-Ausweis, den Lehrerinnen-Ausweis. Dann die Abmeldung bei Owtschinnikow. «Doswidanja, Genossin. In sechs Wochen sehen wir uns wieder, und dann werden wir den ganzen Verein hochnehmen.»

Und Schatalow: «Ich werde selbstverständlich am Zug sein und Winke winke machen, für den Fall, dass die Amerikaner einen Beobachter am Bahnhof haben. Muss alles seine Ordnung haben, haha, bin ja schliesslich Ihr Mann. Also Viertel vor sieben werde ich da sein. Bis dahin, Genossin!»

Wie bringe ich bloss Alik hinüber?

Major Arlow stand reisefertig am Wagen, neben ihm Shenja mit dem Jungen an der Hand. Abschied von Shenja. Sie war ein gutes Kindermädchen gewesen und eine pflichtbewusste Mitarbeiterin des Staatssicherheitsdienstes, man konnte ihr wegen ihrer Schnüffelei keinen Vorwurf machen.

Um 17 Uhr betraten sie den Ostbahnhof, zwei Stunden vor Abfahrt des Zuges, das war Vorschrift. Das Gepäck wurde verstaut; sie richteten sich in

ihrem Abteil ein. Alik hatte Reisefieber, er freute sich auf Moskau und auf das Wiedersehen mit Papotschka, und aufgeregt wackelte er an einem losen Zahn, den wollte er endlich 'raushaben; aber der Zahn wollte nicht ausfallen. Helga gab ihm ein Bilderbuch, damit er aufhörte, das Zahnfleisch blutete schon ein bisschen.

17.15 Uhr. Arlow erhob sich. «Ich hole mir was zu lesen. Bin gleich wieder da.» Sie blieb allein zurück mit dem Jungen. Noch eine Stunde und 45 Minuten. Sie konnte jetzt einfach loslaufen mit Alik, 'rüber zur S-Bahn, aber das hatte wenig Sinn. Arlow war draussen, möglicherweise würde sie ihm direkt in die Arme laufen. Und dann?

Sie lehnte sich zurück, machte die Augen zu, dachte an das, was ihr bevorstand. Kontakte mit Colonel Smiths Agenten, Kontakte mit den NTS-Narren, jeden Tag schriftliche Meldung an die Zentrale. Und dann zurück nach Berlin, ohne Alik natürlich, und die Gräfin herüberlocken und Grau und Jurka, die würden dann in Sibirien verschwinden. Und inzwischen hatten sie den Colonel und Mr. Mentor vereinnahmt. Die würde man nicht nach Sibirien schicken, das waren Professionelle, man würde sie sich aufsparen für einen lohnenden Austausch. Ein widerliches Geschäft. Nein, sie wollte nicht mehr!

Sie stand auf, trat ans offene Fenster. Ein Sowjetposten stand vor dem Waggon und nicht weit davon ein Volkspolizist. Und auf dem Bahnsteig standen die Moskaufahrer in schwatzenden Gruppen, fast alle in Uniform wie sie selbst, und alle von der leichten Unruhe erfasst, die einer so langen Reise vorausgeht.

Da kam Arlow zurück. Er hatte die «Prawda» gekauft und ein paar Päckchen Zigaretten. Deutsche Zigaretten waren bei den Russen beliebt wegen ihres anderen Geschmacks. Arlow trat von aussen ans Fenster heran. «Weisst du, wen ich gesehen habe?»

«Na?»

«Alfred. Er steht drüben am Bahnhofrestaurant. Will sich wohl vergewissern, dass du wirklich nach Moskau fährst.»

Sie bemühte sich um ein Lächeln. Sie dachte: Ob Alfred helfen könnte? Wenn Arlow ins Abteil zurückkommt, werde ich gehen, Bonbons kaufen oder so was. Aber wird er zulassen, dass ich Alik mitnehme? Herrgott, schenk mir einen glaubwürdigen Vorwand! Sie dreht sich um. Alik wackelt wieder an seinem Zahn, ein Finger ist blutig; und da blitzt es in ihrem Gehirn auf. Sie setzt sich neben den Jungen. «Wackel kräftig, Alik, gleich ist er draussen. Wir bringen ihn dann Papotschka mit. Ich kaufe dir was Schönes, wenn du es schaffst.»

Alik wackelte mit aller Kraft. Der Zahn ging nicht 'raus, aber das Bluten wurde stärker – verschmierter Mund, verschmierte Finger, geradezu gefährlich sah das aus. Da trat Arlow ein. «Sieh dir das an», sagte sie, «wie er blutet. Das kann eine Sepsis werden, ich muss sofort zum Roten Kreuz.»

Arlow legte die Zeitung und die Zigaretten auf seinen Sitz. «Ich werde nach einem Sanitäter suchen.»

«Nein», sagte sie, «ich gehe mit dem Jungen zum Roten Kreuz, das ist das sicherste. Es gibt bestimmt eine Hilfsstation auf dem Bahnhof. Bleib du hier und pass auf mein Gepäck auf.»

«Na gut», sagte Arlow und warf einen Blick auf die Uhr. 17.50. «Zeit genug ist ja noch.»

Sie nahm Alik bei der Hand, und während sie den Zug verliess, verschmierte sie das Blut noch ein bisschen über sein kleines Gesicht. Draussen stand der sowjetische Posten. «Zum Roten Kreuz», fragte sie aufgeregt – das brauchte sie nicht zu spielen, sie war nun wirklich aufgeregt.

Der zuckte die Schultern. «Fragen Sie den deutschen Polizisten.»

Sie ging zu dem Vopo, stellte dieselbe Frage. «Den Bahnsteig 'runter und dann rechts.»

«Danke.»

Sie bemühte sich, langsam zu gehen, aber ihr Herz klopfte wie rasend. Wenn ich nur Alfred erreiche, dachte sie, der wird wissen, wie ich am schnellsten hinüberkomme. Lieber Gott, hilf mir!

Der ganze Tag war trübe gewesen, in der letzten Stunde hatte der Himmel sich noch mehr verdunkelt, fast schwarz war er geworden, Gewitterluft, die man in den Fingerspitzen fühlte. Alik liess sich ziehen. «Komm, Alik, wir müssen uns beeilen. Ich will dir doch was Schönes kaufen.»

«Was denn, Mutti?»

«Du darfst dir was aussuchen.»

Ausser Atem erreichten sie das Ende des Bahnsteigs. Drüben die Bahnhofshalle, das Restaurant, da musste Alfred sein, der Beobachter vom CIA, der sie so oft nach drüben gebracht hatte – er sollte sie auch jetzt nach drüben bringen, für immer. Ein Sowjetsoldat grüsste – grosser Gott, die Uniform, ich kann doch nicht in voller Uniform in den Westen fahren! Alik strebte auf einen Kiosk zu, Süssigkeiten, Obst, Gummibälle, Regenumhänge. Alik wollte einen Gummiball.

«Nein, Alik, wir kaufen Regenumhänge, für dich einen und für mich einen, dann sehen wir beide ganz gleich aus.»

Sie kaufte die Umhänge. Alik bekam noch eine Apfelsine. Nun war er zufrieden. Hinüber also zum Restaurant. Das Regenceape verdeckte ihre Uniform, sie fühlte sich sicherer. Wo war Alfred? Sie drehte sich im Kreis, musterte aufgeregt die vorbeikommenden Menschen, wurde sich plötzlich bewusst, dass sie Zeit vertrödelte, die S-Bahn würde sie auch allein erreichen können.

«Nicht so schnell», sagte Alik, als sie in der Unterführung waren. «Wo wollen wir hin, Mamotschka?»

«Das wirst du gleich sehen, Alik.» Sie nahm den Jungen auf den Arm und fing an zu laufen, keuchte die Treppe hinauf, kam atemlos auf dem S-Bahnsteig an. Wenn nur bald ein Zug kommt!

Da stand sie, wartete, drückte sich um das Stationshäuschen herum. «Mutti, warum gehen wir nicht wieder in unseren schönen Wagen?»

«Gleich, gleich, Alik, du musst jetzt still sein. Jetzt isst du erst mal die Apfelsine.» Sie begann, mit den Fingernägeln die Apfelsine zu schälen, sehr mühsam, steckte dann dem Jungen eine Scheibe in den Mund. Das Gewitter war da. Ein Blitz tauchte den Bahnsteig in weisses Licht, gleich darauf der Donnerschlag. Alik fuhr zusammen, verschluckte sich vor Schreck, sie drückte ihn an sich, Regen prasselte. Endlich der Zug, ziemlich voll, sie quetschte sich in eine Ecke. Draussen zuckten die Blitze in schneller Reihenfolge. Alik weinte. «Ich will zu Papotschka. Ich will meine Spielsachen haben.» Sie hielt ihm die Hand vor den Mund. Ein Kind, das Russisch spricht in einem Zug, der nach Westen fährt – das fällt doch auf! Geht der Zug wirklich nach Westen? Angstvoll sah sie zum Fenster hinaus, konnte nichts erkennen. Regen schlug gegen die Scheiben.

Der Zug hielt. Draussen sowjetische Soldaten und Vopos. Ein Vopo stieg ein. «Die Ausweise bitte.» Also doch Richtung Westen.

«Die Ausweise!» Der Vopo stand neben ihr. Sie fuhr herum, stiess mit dem Ellenbogen gegen Alik's Mund. Alik brüllte. Sie kramte mit zitternden Händen in ihrer Tasche, versuchte gleichzeitig, den Jungen zu beruhigen. Der Vopo sah Alik's blut-, tränen- und apfelsinensaftverschmiertes Gesicht. «Schon gut, lassen Se man.» Und ging weiter.

Sie duckte sich unter ihrem Umhang, drückte dankbar den Jungen an sich. Alik fummelte mit dem Finger im Mund herum; und auf einmal weinte er nicht mehr. Er strahlte und hielt ein kleines rötliches Ding hoch. «Mutti, der Zahn!»

Wieder hielt der Zug. Sie wagte noch nicht, auszusteigen. War sie drüben? Lieber noch eine Station weiter. Sie betrachtete mit Alik den Zahn,

sprach unentwegt Deutsch auf ihn ein, obwohl er kaum etwas davon verstand.

Sie wusste nicht, wie lange sie gefahren war, als der Zug wieder hielt. Diesmal konnte sie den Namen der Station lesen: Schöneberg. Sie stieg aus, und während sie sich zum Ausgang treiben liess, blickte sie sich um. Die beiden Männer hinter ihr, was sehen die mich so aufmerksam an? Neue Angst. Vielleicht war Oberst Schatalow früher als vorgesehen zum Zug gekommen. Vielleicht hatte auch Major Arlow Alarm geschlagen, was wusste sie denn, wer sich vom KGB noch alles auf dem Bahnhof herumgetrieben hatte.

Sie stand auf der Strasse. Was jetzt? Am besten rufe ich die Amerikaner an. Aber sie hatte nur russisches Geld in der Tasche, 340 Rubel. Vielleicht kann man die irgendwo tauschen. Aber wo? Da waren wieder die beiden Männer, Herzklopfen bis zum Hals. Sie nahm den Jungen auf den Arm und ging rasch in den strömenden Regen hinein. Sie ging, bis sie an eine Kirche kam. Leute mit Regenschirmen eilten auf das Portal zu. Sie schloss sich ihnen an, in Kirchen ist Sicherheit.

Orgelrauschen, Gesang der Gemeinde, katholisch, sie schlug das Kreuz, setzte sich mit Alik auf eine Bank. Der Junge starrte mit grossen Augen zum Altar hinüber. «Mutti, werde ich wieder getauft?»

Vor einem Jahr hatte sie ihn in Gүsten katholisch taufen lassen, das hatte grossen Eindruck auf ihn gemacht, nun glaubte er, dass er wieder getauft werden sollte. Aber sie konnte nicht einmal lachen, die Angst sass noch in ihr, die Angst vor dem MWD-MGB-KGB, dem sie so lange gedient hatte. Sie schüttelte den Kopf. «Bete», sagte sie zu Alik, «bete!» Alik betete auf Russisch und sie auf polnisch wie in ihrer Kindheit in Deljatin.

Die Andacht war zu Ende. Sie sass in der leeren Kirche. «Mutti, wann fahren wir zu Papotschka?» Nie, dachte sie. Ihre Nerven gaben nach, sie brach in Tränen aus.

«Kann ich Ihnen helfen?» Der Pfarrer stand neben ihr. Sie wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie war in einer Verfassung, in der sie keinem Menschen traute.

«Ihr Junge ist ganz durchnässt», sagte der Pfarrer, «und wie sieht er aus!» Er nahm ein Taschentuch und wischte über Aliks Gesicht. «Kommen Sie.» Er brachte sie hinüber ins Pfarrhaus, wollte ihr den Regenumhang abnehmen, aber sie sträubte sich. Er sah die Uniform darunter. «Ach so», sagte er.

Sie blickte erschrocken zu ihm auf. «Aber ich bin Deutsche.»

Er lächelte. «Sie brauchen keine Angst zu haben, ob Sie Deutsche sind oder Russin, wir helfen allen Menschen.» Da legte sie das Cape ab.

«So», sagte er, «als erstes trinken wir mal einen Tee. Und dann sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann.»

Der Tee war heiss und süss, weckte die Lebensgeister. Der Pfarrer sah sie an. «Also?»

Da erzählte sie ihm alles. Dann gab sie ihm die Nummer der CIA-Villa in Zehlendorf. «Wenn Sie da anrufen könnten. Bitte sagen Sie, Jelena Puschkowa sei hier, und man möchte mich abholen.»

Zwanzig Minuten später war Mr. Mentor da. Nach weiteren 15 Minuten sass sie im amerikanischen Hauptquartier in der Clay-Allee. Alle waren sie versammelt: Colonel Smith, Mary, die angebliche Frau Mr. Mentors, Mr. Washington und ein Haufen CIA-Offiziere. Der Colonel fragte grimmig: «Also, wer sind Sie, und was wird hier gespielt?»

Sie antwortete auf Deutsch: «Ich heisse Helga Helene Wannemacher. Ich bin Deutsche.»

Der Colonel wurde rot wie ein Truthahn. Er glaubte ihr nicht. Keiner glaubte ihr. Geheimdienstleute sind immer geneigt, hinter allem irgendwelche Tricks zu vermuten. «Die Tatsache, dass sie Deutsch sprechen, beweist noch gar nichts.»

Sie legte ihre Ausweise auf den Tisch, obwohl sie damit auch nichts beweisen konnte. Sie sagte: «Wenn Sie mir nicht glauben wollen, kann ich Ihnen nicht helfen. Ich bin nur gekommen, um Sie zu warnen vor dem Treffen bei Strelle. Sie sollen dort verhaftet werden.»

In diesem Augenblick betrat ein Offizier das Zimmer und überreichte dem Colonel einen Zettel. Der Colonel las laut vor: «Anfrage von der sowjetischen Kommandantur: Jelena Puschkowa von der sowjetischen Handelsmission wird vermisst. Es ist zu vermuten, dass sie sich verirrt hat. Sollte sie sich in West-Berlin befinden, wird um ihre sofortige Auslieferung ersucht.»

Der Colonel steckte den Zettel in die Tasche. Er sah Helga an. «Schön», sagte er. «Dann rücken Sie mal 'raus mit Ihrer Geschichte. Und wenn Sie uns nicht die volle Wahrheit sagen, werden wir Sie ausliefern.»

Sie spürte, dass sie nicht mehr lange durchhalten würde, und plötzlich war ihr alles egal. Sie sagte: «Meinetwegen liefern Sie mich aus. Aber bevor Sie es tun, rufen Sie Herm von Grau oder Jurka vom NTS an. Auch die müssen gewarnt werden.»

«Was?» schrie der Colonel. «Mit denen haben Sie auch gearbeitet?» Sie zuckte die Schultern. «Ich habe mich immer gewundert, dass Sie das nicht ‘rausgekriegt haben. Grau ist doch einer von Ihnen.»

«Nicht direkt», sagte der Colonel wütend. Und dann zu einem der Offiziere: «Grau soll herkommen, aber dalli!»

Herr von Grau erschien in unglaublich kurzer Zeit. Sein Gesicht war nicht das intelligenteste, als er Helga sah. «Kennen Sie die Frau?» fragte der Colonel.

«Aber natürlich. Unsere beste Mitarbeiterin.»

«Und Sie haben nur Russisch mit ihr gesprochen?»

«Natürlich. Sie kann kein Wort Deutsch.»

«Haben Sie eine Ahnung», sagte der Colonel. «Blasen Sie sofort alles ab, was Sie mit ihr verabredet haben, sie bleibt jetzt bei uns.»

Herr von Graus Gesichtsfarbe entsprach in diesem Augenblick genau seinem Namen.

Der Offizier, der den Zettel gebracht hatte, fragte: «Was sollen wir antworten, Sir?»

«Nichts», sagte der Colonel. Er wandte sich an Helga. «Machen Sie sich fertig. In einer Stunde fliegen wir Sie hier ‘raus.»

In der Nacht zum 16. Juni 1956 um 1.30 Uhr stieg im strömenden Regen eine amerikanische Militärmaschine auf. Ihre Insassen: Jelena Puschkowa, die nun wieder Wannemacher hiess, Colonel Smith, Mr. Mentor und zwei weitere Offiziere vom CIA. Alik hing halb über dem Schoss seiner Mutter und schlief.

Eine lange Zeit wurde kein Wort gesprochen. Dann warf Mr. Smith einen Blick auf die Uhr. «Wir sind über westdeutschem Boden», sagte er. «Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.»

«Wohin bringen Sie mich?» fragte sie.

«An einen sicheren Ort. Dort werden Sie uns alles erzählen, jede Einzelheit. Und wenn Sie die Wahrheit sagen, werden Sie bei uns noch ganz schön Karriere machen.»

Helga sah ihn an. «Ich habe nichts zu verbergen. Nur das eine müssen Sie wissen: Ich werde nie wieder für einen Geheimdienst arbeiten.»

Helga Wannemacher lebt seit elf Jahren in Westdeutschland. Sie hat keinen der beiden Männer, die ihr Schicksal in der Sowjetunion bestimmten, wiedergesehen. Von Mischa weiss sie, dass ihre Flucht ihm graue Haare brachte, im wahrsten Sinne des Wortes. Das hat ihre Mutter berichtet, die

ihn noch einmal traf, ehe auch sie in den Westen ging. Nicht mehr der schwarzhäufige Sowjetgeneral, sondern ein Mann mit eisgrauer Borstenfrisur («Mütterchen, nie hätte ich geglaubt, dass Jelena so etwas tun würde»). Von Andrej weiss sie nichts. Sein Sohn ist inzwischen 18 Jahre alt. Er wünscht und hofft, eines Tages seinen Vater wiederzusehen, von dem er als sechsjähriges Kind durch das Schicksal getrennt wurde.